

Historische
Antiquitäten,

oder

auserlesene, wenig bekannte, zum Theil
noch ungedruckte Denkwürdigkeiten,

aus der

Menschen-, Völker-, Sitten-, Kunst- und
Literar-Geschichte

der

Vorwelt und des Mittelalters.

Ein
Seitenstück zu F. Gräffers historischen Raritäten und
zu dessen Clyos Curiositäten-Cabinet.

Herausgegeben
von
Rittgräff.

Erster Theil.

Wien, 1815, bei Carl Gerold.

Vorwort.

Zu den Büchern, deren bestimmter und ausführlicher Titel eine förmliche Vorrede überflüssig machen mag, gehört auch das gegenwärtige. Das, was das Aushängeschild verheißt, wird, wie man sich schmeicheln kann, geleistet; und hoffentlich unterscheidet sich die vorliegende Sammlung nicht unvortheilhaft von andern ähnlicher Art. Es ist dabei weder auf das antiquarische, noch einzig auf das sogenannte große Lesepublikum vorherrschend Rücksicht genommen werden; das Interesse soll allgemein seyn, und dafür dürfte schon die Mannigfaltigkeit des Inhalts bürgen können. Die historischen Antiquitäten versprechen sich daher eine nicht gleichgültige Aufnahme.

Die Geburtsumstände dieses Buches mögen Manchem vielleicht gleichgültig seyn; dem

Herausgeber sind sie es aber nicht. Er ist aufrichtig genug, zu bekennen, daß er auch wirklich bloß der Herausgeber dieser Blätter sey. Hr. Franz Gräffer, der bekannte Verfasser der kritischen Andeutungen, der Aphorismen, der romantischen Vignetten ꝛc., angeeifert durch die beifällige Aufnahme seiner historischen Raritäten, und seines Elyos Curiositäten-Cabinet hatte einen Theil seiner durch bürgerliche Geschäfte sehr beschränkten Zeit auf die Sammlung von Materialien zu historischen Antiquitäten verwendet, Willens, sie völlig umzuarbeiten, und dann unter seinem Namen erscheinen zu lassen; allein seine mercantilischen Angelegenheiten mißgönnten ihm die Gelegenheit dazu, und er übergab mir seinen ganzen dießfälligen literarischen Vorrath, mit der Erklärung, ihn nach Willkür zu Tage zu fördern. Dieß thue ich hiermit, und ich hoffe, daß man um so weniger unzufrieden seyn werde, als der Sammler eine entsprechende Wahl von solchen Stoffen getroffen hat, die eine eigene Umarbeitung eben nicht durchaus wünschen lassen mögen.

Wien im Oktober 1813.

Der Herausgeber.

Inhaltsanzeige.

Erster Theil.

Seite

Der Durst der alten Deutschen.

Alle unsre alten Geographen und Reisende, wenn sie die deutsche Treue und Redlichkeit erheben, vergessen auch nie, uns mit dem Becher in der einen und mit dem Schwerte in der andern Hand, zu malen.

Von Tacitus an bis auf die neuesten Zeiten, ist das die einmüthige Beschuldigung aller Schriftsteller, die keinen besondern Beobachtungsgeist nöthig hatten, um ein Laster zu entdecken, das sich unter allen am wenigsten zu verstecken pflegt. Und keine Geschichte der älteren Zeiten ist reicher an Feldherren, die sich bei Schmausereien überraschen ließen, und ganzen Heeren, die der Trunk den Feinden in die Hände lieferte.

Italus, ein Fürst der Cherusker, den die Wahl der Nation dazu erhoben hatte, trank mit seinen Landsleuten um die Wette: dadurch gewann er ihre Herzen, und man verzieh es ihm auf einige Zeit, daß ihm Rom Leben und Erziehung gegeben hatte.

Das ist indeß ein Vorwurf, den wir mit allen nordischen Völkern gemein haben. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn diese Nationen den Verführungen des Klima, der Beschaffenheit des Landes, und der Rohigkeit des Geistes und der Sitten, hätten widerstehen können. Der nüchterne mäßige Spanier ist es nicht aus Tugend; es würde Unsinn seyn, in einer brennenden Luft das Blut noch überdieß durch Getränke erhitzen zu wollen. Aber Bewohnern kalter und waldiger Länder war es natürlich, sich durch Getränke zu erwärmen. Und wenn der Deutsche, der den Ackerbau nur für eine Arbeit der Weiber und Sklaven hielt, von der Jagd, oder aus dem Kriege zu seinem Herde zurück kam: was blieb da für einen Mann ohne Geschmack, ohne Künste und Wissenschaften, ohne einige politische oder bürgerliche Beschäftigung übrig, um sich der Marter der Langweile zu erwehren, als Gastereien und Wein?

Unsre Sprache, unsre Verfassung, unsre Sitten und Gesetze, sind daher voll von Beweisen von dem Durste unsrer Vorfahren. Bei Gegenständen, die unserm Herzen werth sind, ist die Sprache reich an Ausdrücken, an Sprichwörtern, an Anspielungen. Denn die Liebe, im allgemeinen Sinne genommen, ist immer beredet gewesen; und wenn Gesetze und Religion den Liebling verfolgen: so nimmt sie ihn in Schutz, indem sie, wie eine zärtliche Mutter, die Unarten ihres Schoßkindes durch scherzhafte Anspielungen, durch Diminutiva und gelinde Ausdrücke, wo nicht zu verschönern, doch ihnen den Anstrich einer Kleinigkeit zu geben sucht.

Auri sacra fames, sagte der nüchterne Römer;

aber dem Deutschen durstete nach Ehre, Rache und Gold, ob es gleich an sich natürlicher scheint, das Gold zu essen, als zu trinken. Das Verderben des Herzens weiß der Deutsche nicht ausdrücklicher zu schildern, als wenn er versichert, daß Hopfen und Malz verloren ist: ein Ausdruck voll Saft und Kraft, den wir irgend einem Redner aus den Zeiten zu danken haben, wo das Bier noch die einzige Wollust der Deutschen war. Unsre Vorfahren jagten ihr Vermögen durch die Gurgel, denn in diesen Zeiten der Einfalt wußte man von keinem andern Wege. Seitdem aber Vasco de Gama einen neuen Weg für unsre Begierden nach Ostindien fand: so erfanden wir in Europa auch neue Lüste. Bis dahin hatte der Geschmack als ein wahrer Despote über die übrigen Sinne geherrscht; aber in diesen Zeiten einer allgemeinen Gährung in den Herzen und Köpfen der Menschen, wo sich die Vernunft aus der langen Gefangenschaft losriß, in welcher sie bisher der Glauben gehalten hatte: da empörte sich auch das Gefühl und Augen und Ohren gegen den Geschmack, um eigene Reiche zu stiften; und es ist bekannt, wie gut es ihnen gelungen ist. Unsere Sitten haben sich also geändert; aber in der Sprache hat der Geschmack die Spuren seiner ehemaligen Herrschaft erhalten; denn wenn man das Wort Weinkauf hörte, sollte man wohl vermuthen, daß von einem Verlöbniß die Rede sey. — Zünfte und Gemeinden straften ihre Mitglieder um Bier und Wein, die man gemeinschaftlich vertrank; und willig erlegte der Verbrecher eine Strafe, an welcher er am Ende wieder Theil nahm.

Die Geschenke dieses Zeitalters trugen das

Gepräge von eben diesem Geschmack. Miltiades rettete sein Vaterland, und dafür malte man ihn an die Spitze der Schlachtordnung. Waffen, Sclaven und Pferde waren das Geschenk, womit das alte Rom die Tapferkeit des Marcius Coriolanus belohnte. Und in unsern nüchternen Zeiten, die mehr dem Auge und dem Ohre, als dem Gaumen zu schmeicheln suchen, beschenkt man sich mit brillantenen Uhren, Tobaks-Dosen, Ordenskreuzen und Titeln. Aber vor dem heilsamen Landfrieden d. Jahrs 1495 waren Schlachtschwerter, Hirschgeweihe von besonderer Größe, Pferde, und vor allen Wein und Pokale, die Geschenke der deutschen Fürsten. Kaiser Friedrich I., welcher dem Freudenfeste über die Canonisation der Frau Elisabeth in Marburg beiwohnte, ehrte, nach der Versicherung der von Mallet in seiner Hessischen Geschichte angeführten Chronik, das Andenken dieser Heiligen mit einem goldenen Becher von einer merkwürdigen Größe, wenn es anders wahr ist, wie die Chronik erzählt, daß er zur Einfassung des Haupten dieser Heiligen diente. Eine Prinzessin also, die in ihrem Leben alle schwärmerische Strenge und Enthaltsamkeit des Orients übertroffen hatte, mußte sich nach ihrem Tode einen Kelch zu ihrem Hauptschmuck gefallen lassen, nicht anders als ob sie eine Priesterinn des Bachus gewesen wäre. — Schon kürzlich ist gesagt worden, daß ein Becher Philipps Hochzeitgeschenk, und ein Faß Rheinwein, das er seinem Hrn. Bruder Landgrafen Wilhelm, zuweilen übersandte, ein Beweis seiner brüderlichen Zuneigung war. Wir ehren jetzt vorbeifahrende Fürsten mit Canonaden: aber vor dem 30jährigem Kriege wurden noch Fässer voll Wein zu Ehren Durchlauchtiger Gäste aufgeführt. Vorbeireisenden Fürsten verehrte

man ein Faß mit Wein: diese Ehrenbezeugung erwies man noch 1606 dem Kurfürsten von Mainz, dem Erzherzog Maximilian, und dem Kurfürsten zu Brandenburg. Und da jede Stadt und Rentterey am Rhein ihnen ohne Zweifel eine gleiche Ehre erwiesen haben wird: so kann man leicht denken, daß wenigstens das Gefolge eines solchen Fürsten, auf einer Reise von Strasburg bis Holland, nicht viel Zeit behielt, um wieder nüchtern zu werden. So oft fremde Fürsten oder Grafen die Bäder zu Ems oder Schwalbach besuchten: so vergaß Landgraf Philipp nie, so vornehme Gäste auf eine anständige Weise, d. i. mit Einem oder auch ein Paar Fuder Wein, zu empfangen; und je höher der Stand, je größer war das Faß, und desto größer schien man also in damaligen Zeiten den Durst zu halten.

Als Könige und Fürsten sich durch zahlreiche Hofbediente von ihren Unterthanen zu unterscheiden anfingen, so war es ganz natürlich, daß die Diener und Werkzeuge ihrer Hauptleidenschaft zu besondern Ansehen gelangten. Der Türkische Hof, selbst der Groß-Vezier, zittert vor dem Obrist Verschnittenen: er ist, wie Lüdecke in seiner Beschreibung des Türkischen Reichs sagt, noch dem Groß-Vezier der Erste unter den Hofbedienten. Das ist zwar ein Mann mit kohlschwarzem Gesicht, einer platten Nase, und einem weiten Maule, das von einem Ohr zum andern reicht; in einem europäischen Staate würde man ihn vielleicht nicht einmal zum Trommelschläger gebrauchen: aber zu Constantinopel ist er der würdigste Mann von der Welt, denn er ist verschnitten, und der Oberaufseher und Faktor der geheimen Ergötzlichkeiten seines Herrn. — Wir haben zwar

von unsern Vorfahren unsre Erz- und Erbmarschälle, unsre Kanzler, aber auch unsre Erz- und Erb-Schenken geerbt; von welchen letztern fast der ganze Orient nichts weiß, wenn gleich unser Neigung zum Weine nicht größer, als die Liebe der Türken zum Kaffee seyn kann. Ein Weinkeller mit Lagerfässern gefüllt, war also das Serail der nordischen Nationen; ein Amt aber, das die Aufsicht über die deutschen Fröhlichkeiten führte, und den Schlüssel zu dem Herzen des Herrn besaß, das konnte nicht lange ohne großes Ansehen bleiben, und Günstlinge stiegen zu Erz- und Erbschenken empor. Noch wußte dieses Zeitalter nichts von Conzerten und Comödien: und so lange der Gaumen der Hauptsitz des Vergnügens war, so war man auch nicht fähig, die Vorzüge von Ergötzlichkeiten, woran auch der Geist unmittelbaren Antheil hat, zu empfinden; denn sonst hätten vielleicht die Erz- und Erb-Kapell- und Ballet-Meister den Erz- und Erb-Schenken in Vergessenheit gebracht. Denn alle Vorurtheile abgerechnet, mit welchen uns die Gewohnheit, der Stand, und der außerordentliche Glanz für Erz- und Erbschenken einnehmen können, so sehe ich nicht ein, warum das Streichen einer Violine, oder ein Sprung zum Vergnügen seines Herrn, nicht eine würdigere und wichtigere Beschäftigung seyn sollte, als das Amt, ihnen einzuschenken, wozu ohne Zweifel weit geringere Fähigkeit erfordert wird.

Diejenigen fürstl. Diener am Rhein, denen die Verwaltung der Justiz und der herrschaftlichen Einkünfte anvertraut wurde, nannte man nicht, wie in andern deutschen Provinzen, Amtleute, Gerichts-Pfleger, Schultheißen, u. s. w.

auch nicht etwa Rentmeister oder Einnehmer, sondern Amts-Keller; und diese Benennung hat sich noch in verschiedenen Gegenden erhalten. Der Keller, oder die Wein-Einnahme, schien also den Fürsten der wichtigste Theil ihres Amts zu seyn. Man hätte sie sonst, wenn man doch die Justiz als eine Nebensache betrachtete, der Frucht-Einnahme wegen mit eben so großem Rechte Amtsspeicher, oder nur mit dem Hessen zu reden, Amts-Böden, nennen können.

Vielleicht hätte das Gesundheitstrinken die erste Stelle unter den vielen Beweisen unsrer Neigung zum Trunke verdient. Diese so beschrieene Gewohnheit, die die Geißel der Spötter so oft empfunden hat, und welche man, zum großen Schaden der Weinhändler und der Industrie, jetzt ganz zu unterdrücken sucht, welcher Yoricks Witz einen so feindseligen Ursprung gibt, ist ohne Zweifel eine nordische Erfindung, die der Freundschaft und Hochachtung ihr Daseyn zu danken hat. Denn wo glüht die Freundschaft mehr, als unter dem Klange der Gläser, wenn der Wein jede Saite der Seele höher gestimmt hat? Und was ist da natürlicher, als seinem Freunde alles Gute, vornehmlich die Gesundheit, anzuwünschen? Die Höflichkeit machte bald das allgemeiner, was Anfangs nur ein Ausdruck der Freundschaft war; und endlich trank man in Deutschland fast nie, ohne einen Wunsch zu thun, und man wünschte nur um desto mehr trinken zu können. Diese Mode ist alt; denn schon im fünften Seculo war sie an dem Hofe des berühmten Attila in gewisse Regeln gebracht. Priscus hat uns eine umständliche Nachricht davon hinterlassen. Attila selbst er-

öffnete die Tafel mit einer Gesundheit, die er dem Vornehmsten seiner Tischgesellschaft brachte. Das war das Signal zu einen allgemeinen Gesundheitstrinken. Die erste war für den König, und so ehrten die Hunnen die Majestät ihrer Regenten; die übrigen aber für die Gesellschaft, und das hieß Höflichkeit und Freundschaft. Nach einem jeden Gange der Mahlzeit stand man auf, und ein jeder leerte einen vollen Becher auf die Gesundheit Ihrer Majestät aus.

Das thaten die Hunnen! aber unsere Vorfahren gaben ihnen nichts nach. Man turnierte mit dem Becher, wie man mit der Lanze turnierte; man soff in die Wette zu vollen, zu halben oder zu gleicher Maß, man brachte sich gemessene und ungemessene Gesundheiten, wie die Reichs-Abschiede, die Hessische Landesordnung und das Jus. Canonicum in Tit. X. de vita et honestate Clericorum, erweisen, und niemand dachte daran, Unmäßigkeit im Trinken für ein Verbrechen zu halten. Tacitus sagt schon, daß es für einen Deutschen keine Schande war, ganze Täge und Nächte hintereinander mit Saufen zuzubringen; und bis zu Anfange des 15. Seculi hatte sich die deutsche Moral in diesem Punkte noch nicht geändert. In diesem Zeitalter der Kindheit, wo der menschliche Verstand im Schlafe lag, und nur körperliche Starke und Vorzüge etwas galten, da war es natürlicher Weise ein Ruhm, viel ertragen zu können; und so wurde der Name des größten Säufers zu einer Ehre, die man sich durch Wettsaufen streitig machte; so wie man noch in unsern Tagen in England durch Wettrennen um den Namen des größten Reiters kämpft. Auch diese Mode war den Hun-

nen schon bekannt; und Attila stellte, wie Priscus sagt, ein solches Wettsaufen zu Ehren der römischen Gesandten an, die er selbst dazu aufforderte. — Der sclavische Orient fällt vor seinen Königen nieder, um sie anzubeten; der treuherzige Deutsche und der Hunne aber, der zugleich der Unterthan und auch der Kriegskammerad seines Königs war, bewies seine Ehrfurcht durch ausgeleerte Becher. Und seitdem der Trunk ein Beweis der Ehrfurcht, der Hochachtung und Freundschaft war: so konnte man freilich nie zu viel trinken. Die ehrerbietigsten, höflichsten und freundschaftlichsten Seelen wälzten sich im Kothe herum.

Bonifacius lehrte uns zwar die christliche Religion, aber die Becher hatte er bey uns in Ansehen gelassen. Wie hätte ein nordischer Apostel den Gedanken haben sollen, gegen so alte unschuldige Gebräuche zu eifern? Die christliche Religion der damaligen Zeit selbst scheint nicht daran gedacht zu haben. Man hatte, ehe man noch an den praktischen Theil der Theologie kommen konnte, Jahrhunderte hindurch über den theoretischen mit vieler Spitzfindigkeit gestritten: und man sah, daß man dadurch nur den Saamen zu allen den verdammten Seelen, die sich in —aner, —isten — und —iner endigten, ausgestreuet hatte. Bei dem practischen Theile der Religion würde der Lerm ohne Zweifel noch größer geworden seyn; und man hielt es für besser, die Religion auf einige ganz kurze und simple Wahrheiten zurückzuführen, wovon uns der Hr. Aegidius, ein Mann, der gewiß den Weg zum Himmel verstehen mußte, weil er ihn als ein Heiliger gefunden hat, die Quintessenz in seiner Definition von einem wahren

Christen zurückgelassen hat. — Und so vertrug sich der Wein mit der Religion noch viele Jahrhunderte hindurch in einer bewunderungswürdigen Einigkeit, bis es vor drittehalbhundert Jahren einigen aufrührischen Köpfen einfiel, die alten Streitigkeiten wieder aufzuwärmen, und sogar die praktische Religion, wie eine alte römische Urne, aus der Erde zu graben. Da warf die ganze Welt ihre alte Schale ab, denn bis zu dem unglücklichen Tage, an welchem D. Luther seine Theses an die Kirchenthüre zu Wittenberg anschlug, disputirte man wenig, schrieb gar nichts, glaubte in aller Einfalt des Herzens, was ein Doctor der Theologie attestirt hatte, aß schlecht, wohnte allein, balgte sich aber, ritt und jagte, soff und fluchte desto besser.

Indessen endlich wurde es zu arg; und nachdem man über 1400 Jahre in Deutschland gesoffen hatte, so war man sich selbst so unerträglich, daß man Reichsschlüsse gegen seine eigene Sitten abfaßte. Man hatte das Faustrecht abgeschafft, aber man sah wohl, wie genau der Trunk damit zusammenhieng. In eben den Reichsschlüssen, in welchen man sich gegen den allgemeinen Feind der Christenheit vereinigte, zog man auch gegen das unmäßige Trinken zu Felde; und Kaiser Karl der V. mußte die Fürsten selbst ermahnen, ihren Unterthanen sowohl für ihre Person, als auch durch ihren Hof, mit guten Beispielen vorzugehen. Chur- und Fürsten verschworen sich gegen diesen innerlichen Feind des Reichs, aber nichts destoweniger, erging es diesen Gesetzen wie allen Gesetzen, durch welche man die Sitten umschaffen will. Jedermann fühlte ihre Nothwendigkeit, und ein halbes Jahrhundert hindurch klagte man auf jedem Reichstage über die schlechte Befolgung der

Gesetze; wiederhohlte, und vergaß sie auch wieder *). Den Unterthanen fehlte es an gutem Willen zu gehorchen, und der Obrigkeit an Lust, durch ihr Beyspiel zu unterrichten. Und zwey große Fürsten warfen sich dieses Gebrechen noch in öffentlichen Schriften dieser Zeit vor, nachdem sie schon so oft, so wohl in den Reichs-Abschlüssen; als in ihren Landesordnungen, dagegen geeifert hatten.

Man suchte die **Kleiderpracht** durch eben diese Reichsabschlüsse schon in ihrer Geburt zu ersticken, anstatt daß man sie hätte befördern sollen, und man wollte der Nation ihr 1000jähriges Steckenpferd nehmen, ohne ihr dafür ein anderes wieder zu geben. Noch lange Zeit fuhr man also fort zu saufen, und was das possirlichste war, man that es in Spanischer (nun Schwedischer) Tracht, die mit den Siegen Karls des V. nach Deutschland kam. Ein seltsamer Einfall! Denn ein jauchzender Deutscher in Spanischer Kleidung, mit dem Weinglase in der Hand muß einem Affen nicht unähnlich gewesen seyn, der mit einer Alongenperücke bekleidet, an einem Apfel frißt. — Die einige Frucht dieser Gesetze war, daß der Witz sich in Bewegung setzte, um durch Scherz und einen gewissen Bagatellen-Ton, die Sitten gegen die Gesetze zu vertheidigen. Anstatt sich zu **besaufen**, trank man sich jetzo nur **Schnurrbärte**, in noch späteren Zeiten auch **Haarbeutel**; und wie hätte ein Richter, ohne sich lächerlich zu mamachen, sich entschließen können, einen **Schnurrbart** oder **Haarbeutel** mit dem Thurm zu bestrafen.

Ein benachbarter König endlich, der 50 Jah-

*) Siehe Gräffers historische Raritäten.

re lang unserm Vaterlande alles mögliche Uebel zufügte, Ludwig XIV. wurde der Executor der Reichs-Abschiede. Sein Hof war für ganz Europa die Schule der schönen Künste, des Geschmacks, der Pracht und der Ueppigkeit. Indem sich alle seine Nachbarn gegen ihn als einen allgemeinen Feind verschworen: so unterwarf sich doch alles den französischen Sitten. — Von Kleider-Pracht wußte man bis dahin in Deutschland sehr wenig. Sammetne Borten, die unsere Zeiten den Lakayen überlassen haben, waren damahls das Unterscheidungszeichen der fürstlichen Räthe. Noch in der ersten Hälfte des sechszehnten Säculi, kleideten sich die hiesigen Oberamtmänner wie die Amtsrechnungen beweisen, in Cundisch Tuch, die Elle zu 18 Batzen und Diener der geringsten Gattung, Amtsdiener und Amtsknechte, trugen Tuch die Elle zu 6 Batzen. Der Amtsdiener unserer Zeiten würde also den damaligen Oberamtmann verdunkelt haben. — Aber bald fingen wir an, unsere spanischen Wämser und Mäntelchen mit französischer mit Gold bordirter Kleidung zu verwechseln. Ein gewisser deutscher Fürst seufzte über die Verschwendung seiner Prinzen denn sie fingen an, „seidene Strümpfe zu tragen." Und der spanische Mantel bey der Kaiser-Wahl und zu Wetzlar, und unsere Titelsucht, ist das einige Andenken, welches wir von den Spaniern übrig behalten haben. Denn ohne Zweifel haben wir es dieser stolzen Nazion zu danken, daß unsre Weiber nicht mehr als Hoch-, Wohl- und Hochwohlgebohrne u. s. w. Kinder zur Welt bringen, und daß man es nur noch den Bauern als eine Frohnarbeit überlassen hat, das Land mit ehrbaren Menschen zu bevölkern.

Unsere Schießscharten und unsere kleinen runden Thüren, alles noch in dem Geschmacke des Mittelalters, wo kein Fenster und keine Thüre zu enge seyn konnten, um herumschweifenden räuberischen Rittern den Eingang zu verwehren, verwandelten sich in hohe Fenster und Thüren, und die Bären graben in offene anmuthige Gärten. Man schaffte den Schalknarren ab, über welchen sich die Reichsabschiede des sechszehnten Säculi zu sehr beschweren; und überließ es der Komödie, die Menschen durch Satyren zu bessern. Kurz, Frankreich machte uns mit einem Heere neuer und feinerer Wollüste und Bedürfnisse bekannt, und das brachte Wein und Bier bald um ihr Ansehen. Pracht, feiner Geschmack, und Liebe zum Trunk, pflegen nicht zusammen zu wohnen: und ich erinnere mich noch selten galante Söffer gesehen zu haben. Unordnung und Gleichgültigkeit gegen allen Anstand und alles was schön heißt, ist die natürliche Folge der Trunkenheit. Der Trunkene schläft im Kothe ein; und es wäre ein Wunder, wenn die Gewohnheit, sich zu betrinken, nicht auch bey nüchternen Stunden die Seele an eben diese Gleichgültigkeit, wenigstens in einem geringern Grade, gewöhnen sollte. Liederlichkeit in der Kleidung ist daher das gewöhnliche Kennzeichen der Söffer und wenn sie dazu zu vornehm oder zu reich sind; so wird sie doch Mangel des Geschmacks, und Entfernung von allem, was Pracht und Feinheit des Geschmacks heißt, bald verrathen. Die Gefahr, prächtige Kleider zu verderben, die ihnen viel näher als andere ist, gibt ihnen selbst diese Vorsicht ein. — Setzt man noch hinzu, daß auch die wenigsten reich genug sind, um die Liebe zum Trunk, die sehr viel erfordert und zugleich vie-

le andre Lüste mit den immer häufiger gewordenen Bedürfnissen des Wohlstandes zu befriedigen.

So glaube ich zum Beweise der großen Abnahme des Durstes in Deutschlands seit dem fünfzehnten Säculi genug gesagt zu haben. Und ogleich die deutschen Sitten auf den Musen-Sitzen, in den Lägern und unter dem Haufen des gemeinen Bürgers und Bauers, noch die eifrigsten Verehrer finden; so ist es doch gewiß, daß das übermäßige Trinken auch unter diesen sich in eben dem Maße immer mehr verliere, in welchem die Verachtung desselben und andere Wollüste zunehmen.

Es kann auch nicht anders seyn, als daß die innere Consumtion von Wein und Bier in Deutschland sich eben dadurch gar sehr gemindert habe: aber der Weinhandel im Ganzen genommen, hat dadurch vielleicht mehr gewonnen als verloren. Der Ueberfluß, den wir selbst unnützer Weise durch Wetten und das Reichs-Grundgesetzwidrige Zutrinken verschwendeten, überlassen wir nun an die Dänen, Schweden und andere nordische Nationen, deren Nahmen wir im fünfzehnten Säculi kaum kannten. wenn man sich in hiesigen Gegenden beklagt, daß der Wein in unsern Gegenden seit 50 Jahren so sehr im Preise gestiegen sey: so kann ich solches nicht anders als einen Beweis von der Zunahme unsers auswärtigen Weinhandels betrachten.

Ob aber übrigens das Reich des Teufels dadurch so sehr zerstöret worden, als es die fromme Absicht der Reichs-Abschiede aus dem 16ten Jahrhunderte war: das ist noch eine Frage. Vielleicht

haben wir nur alte Laster und Bedürfnisse gegen neue vertauscht. Freilich hat die Mäßigkeit nunmehr auch in den deutschen Boden Wurzel gefaßt; und vielleicht hat sich auch die Anzahl der Zweykämpfe und Mörder sehr vermindert. Aber wohnt auch wie unsre Sitten-Richter klagen, in der Brust des nüchternen Deutschen, unter diesen schimmernden Kleidern und prächtigen Pallästen, noch diejenige Offenherzigkeit, Großmuth, Treue und Redlichkeit, die ehedem in dem Herzen des stammelnden Ur-Großvaters und hinter Zug-Brücken und Bären wohnte. Die List gehörte ehedem zu dem Künsten des Kriegs, die man gegen einen offenbaren Feind im Felde gebrauchte: und auch da folgte man, so wie das alte Rom, gewissen großmüthigen Grundsätzen. Zu Hause war sie ohne Nutzen; Schmeicheley, Betrug, Verräthe unter dem ehrwürdigen Nahmen der Freundschaft, Unterdrückung der Wahrheit, Lügen und alle niederträchtige Kunstgriffe seinen Feinden zu schaden, waren ganz neue Begriffe, die sich erst in den eroberten römischen Provinzen fanden und die den Nahmen des civilisirten Römers, wie wir von Luitprand lernen, zu einem Schimpfnahmen machten. Warum hätte auch, wenn Schmeicheley und Betrug feigen und sclavischen Seelen eigen ist, eine Nation sich dazu erniedrigen sollen, in deren Brust der Geist der Freyheit herrschte, und die sich auf ihre Stärke und Tapferkeit verlassen konnte? So lange auch der Lügner und Verräther sich mit dem Degen in der Faust rechtfertigen mußte; so mußten diese Leute nothwendig selten seyn: feige Seelen fürchteten sich, eine so gefährliche Kunst zu treiben, und die Tapferkeit, die in dem Degen einen viel kürzern und anständigern Weg fand, verabscheute ihn.

Aber seitdem die höflichste Nation von der Welt sich die Mühe gab, das Vaterland ihrer Vorfahren, welches nach dem gewöhnlichen Eigensinn der Alten noch fest an seinen Knebelbärten und Pokalen hing, zu polieren; seitdem goldene Borten, neue Moden, Komödianten, Köche und Baumeister, über den Rhein wanderten: so schlichen sich auch, mit so vielen neuen Bedürfnissen und Lüsten, sehr viele contrebande Waaren ein; man gab ihnen aber den unschuldigen Nahmen von Industrie, Addresse, Politik, Mode, Galanterie, Politesse: und so hieß der treuherzige Vorschreiber auch den Betrug, der Cabale und so viele andere Künste dieser Art passiren.

Wie ehrliche unwissende Wilde, bewunderten wir die Schellen und Spiegel unsrer Nachbarn und holten anfangs Waare und Fabrikanten aus Frankreich. Aber man wußte sie bald nachzumachen; aus Staatswirthschaft legte man auch einheimische Cabalen-Fabriken an, auch Landskinder studirten jetzt diese Kunst, unter dem wohlthätigen Schutze der Duell-Mandate und des Land-Friedens sehr eifrig. Und bey der großen Menge von Staaten und Höfen, haben mir gewiß Kunststücke der Cabale aufzuweisen, die den Arbeiten der größten italienischen und französischen Meister nichts nachgeben.

Dieser Kunst, — man könnte sie die Kunst nennen, die Leidenschaften seines Herrn zu studiren, und sie zu seinem eignen Vortheile, und dem möglichsten Schaden seines Feindes, geschickt zu gebrauchen; ich nenne sie aber ganz kurz den Stein der Weisen, indem sie nicht unedlere Metalle in Gold,

sondern sogar wie die römischen Bildhauer, die in jedem Stück Holz einen Gott fanden, Klötze in Hochgebiethende Herren, in Besitzer von Schätzen zu verwandeln weiß, — diese Kunst ist dem Geiste unserer Nation besonders gefährlich, indem sie Nüchternheit und Wassertrinken empfiehlt, und sich von Lügen und Betrug nährt wovor das alte Deutschland so vielen Abscheu hatte. — — — —

Von den vielen gefährlichen Waaren, die unter der allgemeinen Rubrik von Mode und Galanterie, seit dem Nimwegischen Frieden, eingeführt wurden, will ich nichts sagen. Aber Lykurg würde sich gewiß freuen, noch so viele Tausende Lacedämonier zwischen der Elbe und den Pyrenäen anzutreffen. Denn in dem alten Sparta hatte man bekanntlich die Gewohnheit, sich die Weiber mit aller Willfährigkeit abzuborgen und zu leihen. Die mürrischen Reichsabschiede des 16ten Jahrhunderts, an welchem eifersüchtige Spanier mitgearbeitet hatten, dachten aber ganz anders. Indessen, wenn der Reichs-Abschied vom Jahre 1530 die Verletzung der ehelichen Treue mit so vielen andern Vergehungen auf die Rechnung des Weins setzt, so hatte man den Tacitus nicht dabey zu Rathe gezogen. Das alte Deutschland war das Muster der ehelichen Treue; und doch war es zugleich das Land der Trinker. Die Ausschweifungen der Wollust sind mehr die Frucht der Einbildungskraft, ein Geiz der Seele, als ein Werk des natürlichen Bedürfnisses: so lange es dem Bauern nicht an Brod in seinem Hause fehlt, so wird er nicht daran denken, es seinem Nachbar mit Gefahr des Lebens zu rauben. Daher hat immer die Wollust in dem Orient und

den südlichen Ländern, d. h. in den Ländern der Mäßigkeit, aber auch einer überspannten Einbildungskraft, ihren Thron gehabt; und ein träger Körper läßt ihr völlige Muße, um ihre Bilder auszumahlen.

Nachdem unsre Nachbarn so reichlich für Augen und Ohren gesorgt haben; so ist der Geruch vielleicht der einzige Sinn, der noch einiger Cultur bedürfte. Indessen unsre erfinderische Nachbarn werden auch dafür sorgen. Man könnte die vielen wohlriechenden Wasser, die Pots pourris, von denen unsre Vorfahren nichts wußten, als eine glückliche Dämmerung dieser Cultur betrachten . . . .

Alles das zusammengenommen, scheint es, als ob wir in keiner Gefahr stehen, unsern ganzen National-Chararakter bis auf die Grundzüge selbst zu verlieren. Ich tröste mich aber damit, daß noch immer der größte Theil der Nation den Geist seiner Vorfahren nie ganz verlieren kann noch wird. Der Bauer, an welchem die wenigsten Reisebeschreiber und Statistiker bey Schilderung der Nation denken, so wie ihn das Staatsrecht von den mehrsten Land- und Reichstägen ausgeschlossen hat, den armen Bürger mit eingeschlossen, der weder Geld noch Zeit zur Verfeinerung seines Vergnügens hat; kann immer eher trinken, als sich mit Pracht und Geschmack kleiden, Komödien sehen, Conzerte hören und den Geschmack mit den theuern Erfindungen französischer Köche reizen. Und der reichere Theil der Nation wird vielleicht auch in kurzem die Herrschaft der französischen Sitten mit einer andern verwechseln.

Die Siege Carls V. lehrten uns die spanischen Sitten; nach 100 Jahren wurde sie durch die Eroberungen Ludwigs XIV. von den französischen Sitten verdrängt: denn wir sind immer eher geneigt, die großen und mächtigen, als die liebenswürdigen Könige zu bewundern. Wenn meistens große Siege und eben so große Handlungen im Frieden einem Monarchen das Recht ertheilen, der Welt Sitten zu geben: so habe ich das nicht ohne Grund gesagt; und Wahrscheinlich würde die deutsche Welt sich bey diesem Tausche sehr wohl befinden. Sitten und Denkungsart die auf deutschem Boden gewachsen sind, müssen nothwendig auch unsrer ganzen Natur mehr angemessen seyn. Bis auf den Nimwegischen Frieden gingen und redeten wir sehr gravitätisch; und ein Heraldiker wird uns sagen können, wie sehr die Titel unserer Fürsten und Herren, seit der Wahl Carls V. zugenommen haben. Seit dem Nimwegischen Frieden haben wir angefangen zu tanzen und zu singen. Beydes ist uns nicht natürlich. Aller unserer Vorurtheile ungeachtet, lachen wir noch über die erkünstelten Franzosen, die wir aus Paris zurückerhalten, so wie man in Spanien über einen Deutschen im Pelz lachen würde. Die Herrschaft fremder Sitten kann also nie von langer Dauer seyn; sie erhält sich nur durch das Ansehen des Fürsten und des Hofs, wie eine Ananaspflanze in einem deutschen Garten, die die Sorgfalt des Gärtners erhält; und der übertünchte National-Charakter wird über kurz oder lang wieder zum Vorschein kommen.

Historie von dem Hirsche mit dem goldenen Geweihe und der Fürstin vom Brunnen.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen liebte die schöne Mannsfelder Gräfin Amalia, welche an Graf Günther zu Schwarzburg, genannt der Bremer, vermählt war, und wie es scheint, nicht allzuglücklich mit ihm lebte, der nur die Freuden des Ritterspiels und der Jagden kannte, und so sanften Gefühlen, als sie, sich nicht überlassen konnte. Aber ihrer Pflicht getreu, wußte sie ihren Liebhaber stets in gewisser Entfernung zu halten, und schickte ihn sogar zum heil. Grabe. Er vollbrachte diese Wallfarht, scheidend von ihr

ganz unverwendt,
bis an das Endt

mit der süßen Hoffnung, zu ihr wieder entboten zu werden. Doch die Geliebte starb, und er blieb unvermählt bis an sein Ende.

So geheim dieser Fürst, der schöne Weiber gern sah, auch mit seinen Liebeshändeln war, so konnten einige derselben doch denen nicht ganz verborgen bleiben, die um ihn waren. Um eine gewisse Begebenheit mußte auch sein Kanzler A. v.

Hammmerstein, gewußt haben; dieser setzte dieselbe zu Torgau 1496 eigenhändig auf, und endigte sie Viglia Palmarum, zur Unterhaltung seines Herren, dem er sie vielleicht überreichte, als derselbe von seiner Wallfahrt zum heil. Grabe zurück kam, und dieselbe zu erlaubter Gemüthsergötzung, irgendwo niederlegte. Eine neuere Hand hat dazu geschrieben:

Solche Historien und dergleichen Geschicht,
So dem Herrn zu Ehren gedicht,
Gehören nicht vor den gemeinen Mann,
Sondern gehen nur Fürsten und Herren an,
Die mögen bisweilen darinnen lesen,
Und darnach richten ihr Leben und Wesen.
Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

Nun die Erzählung selbst.

„Es lebte ein Herr, nicht allein an zeitlichen Gütern mächtig und reich, sondern auch mit adeligen Tugenden, guter Sitten und Geberden so hoch begabt, daß er von männiglich geliebt und geehrt wurde. Dieser gieng einst zu ruhen, und schlief ein. Da bekäm er einen gar feinen Traum, der handelte von ihm und seiner Liebe.“

„Denn er hatte lange schon einer schönen, adeligen Frau aufgewartet mit Liebe und Ergebenheit, auch in Ehren gedient, jedoch darob wenig Dank von ihr empfangen; ja es schien, als habe er, ich weiß nicht warum, so gar ihre Huld und Gunst verloren, darüber er sehr betrübt war, in seiner Unschuld, und sein trauriges Herz zu erweitern, hinaus schaute, im Schlafe, in seinem Schlosse, in die Ergözlichkeiten des Feldes und Waldes. Und da sah

er aus denselben hervortreten etliche schöne Stücke Wild, unter welchen aber war ein gar wunderschöner Hirsch. Der streckte hoch empor einen schönen langen runden Hals und trug ein goldene Geweih mit seltsam gewundenen Enden, und bei zwanzig Krümmungen in weiten Stangen."

„Da bestieg eilends der Fürst sein Roß, dem Hirsche nacheilend durch Heiden und Wälder, konnte aber seine Spur nicht finden, und und war also ermüdet, daß er weiter nicht reiten konnte. Und kam er endlich auf einem Holzwege zu einer hohen Steinwand, bei der ein schnelles sausendes Wasser durch rauhe Felsen schnell hinabschoß in ein festes, lustiges Thal, das war geziert und geschmückt mit schönen Blumen und edlen Kräutern von allerlei Farben, so, daß er vermeinte und hernach auch selbst sagte, er glaube kaum, daß das irdische Paradies so wonniglich, schön und lustig gestaltet sey. Ja, und sollte halt der Papst, römische Kaiser und König darinnen wohnen und wandeln, so möchten sie doch lustigere Wohnung oder Wesen nicht haben können; und war das Alles so schön, daß er vermeinte, ihm wären alle Beschwerungen und Traurigkeiten ganz benommen und entgangen."

„Indem so sah er auch linker Hand einen gar köstlichen Brunnen mit Marmelsteinen und Ziborichen Werk meisterlich planirt, verhauen und geziert, auf den ritt er hinzu, anbindend an einen Baum sein Roß."

„Nun war eine gar übertreffliche, freundliche, schöne, innigliche Frau an diesen Ort gekommen,

die abgethan hatte ihren Schleier, ihr goldgelbes Haar zerrissen und zerstreut, stund da, ihre schneeweißen Hände erbärmlich ringend, und sich schmerzlich und klagend erzeigend, neigend ihre schöne Augen zur Erde. Es waren ihre Wangen gleich Milch und Blut, ihr Mündlein ein Rubin, ihre Fingerlein lang und schmal, ihre Aermlein roth und blank, und war fast von allen ihren Gliedern und ihrer Gestalt also auserkohren und gebildet, daß er vermeinte, es sey seit Adams Zeiten ihres gleichen auf Erden nie gesehen worden, noch würde auch nie mehr gesehen werden. Und wurde er im Schlafe also gegen sie entzündet, daß er stillschweigend, wie ein Kind, vor ihr zu stehen vermeinte, und wußte nicht, wie er thun, oder mit ihr reden sollte. Doch fing er an sich zu bedenken, und aus großem Mitleiden thät er zu ihr sagen, auch sie fleißig bitten, ihren Jammer und ihre Schmerzen zu entdecken, und vermerkte, daß sie ob seinem Daseyn und seiner Person großes Verwundern, vielleicht auch Beschwerden hätte. Auf das so klagte er nichts destominder der schönen Frau all seine Traurigkeit, Kummer und Leid, auch wie es ihm mit dem grausamen Weibe ergangen, und wie sie, ohne alle seine Schuld, seine Treue nicht belohnt habe. Aber die Frau stand ganz stillschweigend still, gar kein Wort mit ihm redend, erzeugte und schickte sich mit all ihrem Wesen und ihren Geberden, als ob sie scheiden und hinweg weichen wollte. Indem so will er nach ihr greifen, sie an sich zu ziehen, an seine Brust zu drücken, und sie war verschwunden und hinweg."

„Da erwachte er aus dem Schlafe und wunderte sich seines Traumes, ließ sich aber des Handels

nicht viel bekümmern, noch des hochberühmten heidnischen Meisters Catonis Spruch: „Somnia ne metues, nam somnia sallunt quam plures.”

„Nicht lange darauf aber, als der Fürst, seiner löblichen Gewohnheit nach, und besonders in der Maienzeit, sein Gebet zu thun, eines Tages früh aufstand, an ein Fenster seines Schlosses trat, und hinaus schaute in's Feld, sah er unter etlichen anderen Stücken Wild, den Hirsch mit dem güldenen Geweih, wie er ihn gesehen hatte im Traume, wirklich und wahrhaftig. Da gedachte er seines Traumes wieder, ließ sich schnell einen Gaul satteln, setzte sich auf, und jagte dem Hirsche nach durch Wald und Gesträuch. Aber er verlor ihn aus den Augen, ritt einen Holzweg, und kam auf die wonnigliche Haide, die er gesehen hatte im Schlafe. Da sah er auch den Brunnen, und stieg ab von seinem Gaule.”

„Bald gewahrte er auch die wunderschöne Fürstin mit fliegendem, zerstreutem Haar, mit klagenden Geberden, ringend die schneeweißen Hände, mit niedergeschlagenen Augen, erseufzendem Herzen, betrübtem Gemüthe, und reichlich fließenden Zähren, ganz stillschweigend, in englischer Gestalt und weiblichen Sitten, sich jämmerlich erzeigend und klagend. Und er trat zu ihr, und sprach: Edle Frau! so fern es möglich, gebührlich und füglich ist, daß ihr Euere hohe, schmerzliche Beschwerde eröffnen möget einem der getreu, still und verschwiegen ist, der Euch tragen helfen will Euere schwere Bürde, ja, wenn es nöthig, sein Blut für Euch zu vergießen sich erbietet, der für Euch den Tod nicht scheuen wird, ja

vertraut Euch mir. Was ich gelobt, verspreche ich zu halten, auf Ritterwort und Ehre."

„Aber es thát die Frau ganz stillschweigen, und nicht antworten, und wollte von ihm weichen, wie in seinem Traume. Da fing er an zu bitten und zu flehen, und bat sie zu bleiben, was endlich vermochte, daß sie nicht ging, sondern, (wie ich von dem Herrn vernommen), zu ihm sagte: Lieber Gesell! Ich habe nicht klein Aufmerken auf Dein Mitleid, und schätze Deine züchtigen Geberden und Worte, merke auch wohl daß Du edles Herkommens bist, und bin geneigt, Dir mein Herzleid zu klagen, doch im Trauen und Glauben auf Dein Erbieten und Gelübd, und verspreche, Dir nichts zu verhalten. Und das ist mein Anliegen und der Wurm, der mein junges Herz ohne Aufhören naget, und in peinlichen Jammer führen thut. Ich bin von edlem Stamme, geboren aus fürstlichem Geblüte, und habe Leib und Gliedmaßen, wie Du mich vor dir siehst, habe aber leider zu meiner blühenden fröhlichen Jugend weder Muth, Wonne, Lust oder Freude, ist das mein größter Jammer. Ich habe einen alten, kranken Mann, und wiewohl er fast reich und mächtig ist, und viel Ritterspiel täglich vor mir getrieben wird, so habe ich doch davon gar wenig Freude, und mag derselben nicht genießen, wie andere junge Frauen. O! wie unglücklich war die Stunde, in der ich ihm zur Ehe gegeben ward. Hör' an Gesell! Er steht vor mir, lacht mich an, und hat keinen Zahn im Munde. Es muß auf Erden keine größere Pein seyn, als wenn eins dergleichen gegen eins thun muß, dem es nicht hold ist, als sey es ihm vom Herzen lieb und gefällig. Sage selbst, ist's nicht eine viel

härtere Pein, als bey einem jungen Gesellen im Fegefeuer zu seyn? Ja, und wenn ich aller Welt Wünsche in meiner Gewalt hätte, und sollte das elende verdrossene Leben haben, so wollte ich mich eher dem seligen Tode ergeben. Er nehme nun von uns zweien welchen er wolle, so käm ich doch ab von der Marter. Denn kein stärker und schärferes Gift ist jungen Frauen, als ein alter wunderlicher Greiner und Mann. Nun hast Du meine Klage, Noth und Jammer, und hilf mir, wenn es Dir möglich ist, die Bürde mit tragen, wie Du gelobt und versprochen hast."

„Und solche klägliche Erzählung der schönen Frau, und da sah er ihre heiß laufenden Zähren, Orients Perlen gleich, wie der Maienthau bei der aufgehenden Sonne glänzt, schwebend auf weißen Lilien, Kristallen gleich sah, sich ihre harten runden Brüstlein schlagen, konnte sich der Fürst des Weinens nicht erhalten. Ja, wer weiß, was geschehen wär, indem das Herz im Leibe zerspringen wollte, und er gar sehr bewegt war, in guter Meinung die Klagende zu trösten und ihr zu helfen. Da sprach er, (wie ich von ihm gehört und vernommen habe), also zu ihr: Gnädige Fürstin! Es war stets mein Wille ehrbaren Frauen zu dienen, weßhalb ich auch Euch beistehen werde, so gut ich kann. Wisset, daß ihr an mir habt einen treuen, verschwiegenen Freund und Diener, dem ihr Euch vertrauen könnt, wobei alles Leid geringer wird, und sich wohl vermindert. Darum, herzliebste, adelige Fürstin, bitte ich Euch, meine erbotenen Dienste anzunehmen, da ich Euch verspreche, Eure weibliche Ehre als meine eigene

Seele zu bewahren; daran sollt ihr keinen Zweifel haben."

„Das nahm die Fürstin etwas zornig auf, und antwortete dem Herrn: Wofür und welcher Gestalt siehst Du mich an? Vermeinst Du, daß ich so leichtsinnig sey, nachdem ich meine Noth Dir geklagt, daß ich sogleich könnte einsenken eine fremde Liebe in mein Herz? und sollte des höchsten Schatzes meiner weiblichen Ehre aus Vorwitz so bald vergessen? Was bist Du für ein Mann! Vermeinst Du denn nicht, wenn ich solches Handels pflegen wollte, daß ich wohl Fürsten, Grafen, Junker, finden würde, mit denen ich meine Freude haben könnte in Lust und Ehren?"

„Darauf thät, (wie ich berichtet bin), der Herr sagen: Liebe, edle Frau! was ich gesprochen, das habe ich geredet in Ehren, Euch zu trösten, und in guter Meinung. Denn Euer heißes Weinen und Klagen hat mein Herz bewegt, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Glaubt mir, daß ich, wiewohl mir große Untreue geschehen ist, mir vorgesetzt habe, mich nicht wieder in einer Frauen Dienst zu begeben. Doch, da ich jetzt am Brunnen hier Eure weibliche Tugend und englische Gestalt erblickt habe, da fing in etwas an zu schwinden mein Kummer. Ich bin auch ein Mann mit Gemüth und Herz, und nicht der erste der durch Liebe und List einer Frau betrogen worden ist. Betrog nicht Eva schon ihren Adam, zu Jammer und Noth des menschlichen Geschlechtes? Betrog nicht auch schon die schwarze Mohrin den weisen Salomo, daß er niederfiel und fremde Götter anbetete? wurde nicht Aristoteles

gereizet seine Buhlin aufzunehmen auf sich, als ihr Roß? Besiegte nicht Delila den Simson, den Allerstärksten? Was thaten nicht Thais, Lesbia und andere Weiber? Was that die schöne Helena den Griechen und Trojanern? Wie könnte ein Mann bestehen, gegen Frauenlist? Ich werde auch nicht der Letzte seyn, der also gebunden und umstrickt worden ist. Seyd also nicht so zornig gegen mich. Es hat Euere englische Gestalt und Schöne, Euere Zucht und Geberde, Euere adelige Wunderschöne mich so sehr ergötzt, daß ich gefangen bin und entzündet, also, daß ich nicht von meinen Sinnen weiß. Bitte deßhalb meiner gnädiglich zu gedenken, und mich Verlornen freundlich zu ergötzen."

„Sie sprach: Weiß ich doch nicht, aus was Ursach die Frau, wer sie auch ist, sich mit Dir überworfen, doch hat sie vielleicht dazu sich genöthigt gesehen. Ich will darum mich auch nicht bekümmern, wie die Kaiserlichen Rechte laut sagen: Audi aliam partem, wollen, daß der andere Theil auch gehört werde. Denn was Du da angeführt hast von Adam, Salomo, Simson und andern, daß sind alte Fabeln, die nichts mich angehen; auch bin ich nicht hier mit Dir zu disputiren. Doch sollte man sich wohl versehen, Du seyest der Gesellen einer, die, wie das am Hofe jetzt überall Sitte ist, sich in einem Tage dessen berühmen, was von den Frauen ihnen kaum in sieben Jahren erzeiget und erwiesen werden möchte. Denn wenn ihr Gesellen zusammen kommt, sprecht ihr des Zeugs gar viel. Still und verschwiegen solltet ihr das Geschehene behalten."

„Darauf der Herr ihr sagte; er sey keiner die-

ser Art, wisse frommer Frauen Ehre zu schätzen, und ihre Zucht zu ehren. Bat sie, ihm freundliche Antwort und Gegenrede zu geben. Auch wollte er vertheidigen die jungen Gesellen, und sagte, so arg wären sie nicht."

Da rief die Frau aus: „Kennt man sie nicht? Ehe sie wollten, daß ihre Buhlschaft im geheim bleibe. schreiben sie lieber die Namen der Frauen in den Wirthshäusern an die Wände, und ihren Namen dazu, schreien und lärmen vor ihren Häusern, rufen's überall aus, wie Bier und Wein, und machen ihnen Verdruß bey den Männern."

„Der Herr blieb still, und sagte nichts dazu. Die Fürstin aber sprach weiter: „Zwar gibt es auch welche, die ehrbaren Gemüthes, Willens und Wesens sind, die eher ihrem Leibe wehe thäten, als Frauen verunglimpften, doch selten sind sie."

„Sprach der Fürst: Die nicht recht thun, und sich der Frauenliebe berühmen, die Namen ihrer Ameyen an die Wände kritzeln, auf Roßdecken und Sacktücher zeichnen lassen, vor den Häusern lärmen, mögen sich selbst zuschreiben, was sie dafür büßen müssen. Sie sind nicht alle so, wie Ihr selbst sagt. Auch ich bin gewiß der Guten einer, diente meiner Ungetreuen in Liebe und Ehre, ritterlich, sparte nicht Leib und Gut, empfing aber bisher weder Lohn noch Dank, der auch nimmer mehr mir werden wird. Alle meine Dienste hat sie mir schlimm belohnt, und mir eine große wilde Kappe aufgesetzt, weßhalb ich sie wohl öffentlich verklagen möchte, mag's aber nicht thun, um anderer Frauen willen, die des

keine Schuld haben, und will des alten Sprichworts mich erfreuen, damit mich tröstend:

Nimmer Frauendienst verloren ist,
Hat's einer nicht genossen,
So hat's ein anderer erschossen.

Viel lieber ist mir es Untreue erlitten, als gethan zu haben. Ich will Vertrauen meinem Glück und glauben, Ihr, schöne Frau werdet so gnädiglich seyn, die alle meine verlorene Treue und meiner verkannten Dienste mir belohnen wird, im Leide mich zu ergötzen, und wieder in Freude mein Herz zu ersetzen. Nehmt mich in Euere Pflicht und Eueren Dienst, ich will Euch wohl beweisen, was ich thun und vollenden kann. Ihr wißt ja wohl, wie zu König Arthurs Zeiten, und um die Zeiten Alexanders so mancher Ritter Preis und Ehre sich erstritten hat, zu Liebe und Ehre schöner Frauen, und Leib und Leben wagte, selbst unerschrocken sich dem Tode hingab, wie die theuersten Helden Tristant und Ritter Grillus für ihre Geliebten, die Königinnen Iseult und Sigene. Dieses Gemüthes bin auch ich, willens für Euch zu wagen Leib und Leben, zu sterben in Eurem Dienste, mir zu erwerben Eure Gnade und Liebe, denn glauben kann ich nicht, daß ein ganz steinernes Herz sollte wohnen in einem so schönen, adelichen Leibe.“

„Auf dieses Erbieten, antwortete die Fürstin zwar freundlich, wollte jedoch nicht seinen Worten recht glauben und vermeinte, daß er nicht bestehen werde und verharren in ihrem Dienste, und sprach weiter: Nun wohl an, lieber, guter Gesell! willst Du

Dich erbieten mit Deinem Eide, mir fleißig, hoch, und in Ehren zu dienen, so will, auf deine Bitten, ich Dich annehmen in meine Dienste. Könnte ich sehen in Dein Herz und Gemüth, als wie ich sehen kann Dir unter Augen und Mund, so wär aller Zweifel mir gelöset, aber, wie dem nun sey, so will ich Dir dennoch Gnade erzeigen und freundlichen Willen, und in Ehren annehmen Dich, wie Du gewollt und gebeten hast, und wirst Du Dich in meinen Geboten, Geschäften und Diensten willig finden lassen, so thue ich Dich billig, wegen verlorner Deiner Treue, dem alten Sprichworte nach, in Ehren gnädiglich ergötzen. Und ist dieß mein ernstlicher Befehl und erstes Gebot und Begehren, und will ich, daß Du thust eine ritterliche Fahrt, übers Meer, zum heiligen Grabe, und so Du mit Gottes und des Glückes Hülfe, wie ich hoffe, wieder kommen bist, so wirst Du Dich Sonntags früh zu diesem Brunnen hieher verfügen. Daß Du aber meine freundliche Neigung noch verstehen und meinen günstlichen Willen merken mögst, so will ich Dir die Gnade erzeigen, und ehe Du scheidest, Dir sehen lassen meine Ehre, meinen Stand und mein Wesen, und mir merken lassen wie gnädiglich es mit Dir meine. Und Du sollst wissen, daß ich jetzt zu Pfingsten, in meiner Hauptstadt, an meinem Hofe nächst dem Brunen liegend, ein großes Hoflager halten werde, mit Ritterspielen, Rennen und Stechen, und der Jungfrauen und Frauen dazu viele gefordert habe, da sollst Du auch hinkommen, und nicht außenbleiben. Du wirst mich dann in der Krone und in andern Fürstlichen Gezierden und Schmucke sehen, und erkennen, wer ich bin. Darum so ziehe heim, rüste Dich zu, zu kommen. Von mei-

nem Hofe will ich Dir eine Einladung senden, und Dir dermalen — freundlichen Abschied erlauben."

„Dieses nahm der Herr an zu hohem Danke, sich in den Frauen Gehorsam begebend, sein Herz ihr befehlend demüthig, und ritt fröhlich heim, sich zuzubereiten zu seiner Fahrt."

„Als nun die Zeit kam des Hoffestes, da verfügte er sich, (wie ich dessen ganz genau wissend bin), in die Stadt, ritterlich und wacker sich dort zu erzeigen, zu Lieb und Ehre der schönen Frau; und tapfer hielt er sich im Ritterspiele und Kampfe auf der Bahn."

„Nach diesem Ritterspiele und der Abendmahlzeit, da man pflegt zum Tanze zu kommen, und auszutheilen die Dänke des Turniers, erschien dem Herrn die schöne Fürstin, die einhertrat, gekleidet in ein güldenes Stück, besetzt mit Edelgesteinen und großen Perlen. Um den Hals trug sie ein prächtiges Halsband von Adamanten, Hyazinthen, Topasen und Krysoliten aus Indien, gar scharf geschnitten, daß eines ganzen Landes Werth hier prangte. Auch trug sie eine schöne, glänzende Krone, und übertraf an Pracht und Schöne alle Weiber die da waren, so weit, als die edle Sonne übertrifft den Mond, mit ihrem Scheine, und alle andere Gestirne."

„Da ertönten nun Trometen und Klareten, auch Zinken zu der Pauken Schall nach der Tanzmaas in rechter Mensur, und der Tanz begann. Und es stellte sich hervor der Fürst zu empfangen ein Zeichen, oder einen freundlichen Blick, was aber nicht

geschah, gleich, als ob er gar nicht zugegen sey. Es ließ sich die Frau auch nicht mit irgend etwas merken, daß sie ihn jemals gesehen habe, oder daß sie wüßte, warum er da sey. Als aber die Hoffreude ein Ende nahm, und alle wieder heimzogen, sendete sie ihm ein Zwerglein heimlich zu, mit dem Entbieten, zu ihr zu kommen, in den Garten. Da fand er sie allein, unter einem Baume, seiner warten, empfangend ihn fröhlich und lachend, und sprach zu ihm: Herzlieber Gesell! Du weißt wohl, warum und wie Du hergekommen, und bist auch nach meinem Befehle erschienen am Hofe, bei dem Ritterspiele und Tanze, und hast mich gesehen in meinem Staate und Wesen, was Dir wird wohl gefallen haben. Damit Du nun meinen günstigen Willen erkennst, und Ergötzlichkeit haben mögst auf der weiten Reise, in Gefahren und Stürmen auf dem ungestümen Meere, so nimm hin den weißen, seidenen Schleier meines Hauptes, und den Handschuh von meinen Händen. Dabei gedenke mein, und vergiß nicht meiner Lieb' und Treue, Deiner Gelübden nach. Reite hin und ziehe fort, im Namen Gottes, der wolle Dein pflegen und mit Freuden Dich wieder heim senden. Damit gab sie ihm ihre fürstliche Hand und ihren weiblichen Segen, mit freundlichen Blicken sich von ihm wendend."

„Der Herr thät ganz betrübt seine Knie neigen, sich in ihre Liebe und Gnade befehlend, nahm die erhaltene Kleinode, und eilte davon."

„Von Stunde an eilte er mit seinem Gefolge nach Venedig, schiffte mit andern Pilgern sich dort ein, und fuhr über's Meer. Aber die grausamen Un-

gewitter und Winde machten ihn sehr krank. Da nahm er hervor den Schleier und Handschuh, bedachte der schönen Fürstin englische Gestalt, Leib und Geberde, wurde aber zweifelnd und sprach: Wenn ich nun auch wieder heimkomme zu ihr, an den Brunnen, so wird sie wieder Gespött mit mir treiben, und was habe ich denn für meine große Mühe und Gefahr? Aber dachte er endlich, was ist's nun? haben's Andere nicht auch erlitten? Ich will mich darein schicken. In diese Gedanken versenkte er sich fast sehr, wie geschah Herrn Perzifal, als er sah die Blutströpflein im Schnee, und gedachte an seinen Herzenstrost, die liebe Frau Gundwiv/amirs, wie Milch und Blut."

„Als ihn nun Gott glücklich und gesund wieder heim geholfen, da kam er am Sonntage früh, wie bestellt, zum Brunnen, wo er die schöne Fürstin gleich gewahrte, die thát auf ihre alte Art, gar schimpflich und auf Hofrecht ihn empfahen, und sprach: Gesell! ich sehe und merke wohl an Deiner Gesichtsfarbe und deinem Barte, als Ritter, Pilger, Bruder, daß Du die Fahrt vollbracht hast, weiß aber wahrlich nicht, in wessen Namen. Vielleicht hast Du solche Wallfahrt schon 'ange gelobet, einer Krankheit wegen, oder anderer Noth halber, und damit hast Du nichts gethan, als deine Schuld Gott bezahlt."

„Da sprach der Herr her: Mein Herz hat's mir gesagt auf meiner Fahrt, daß ihr mich so empfangen werdet und alles das ist leider! wahr geworden. Doch will ich's halten für Scherz, den ich Euch zu enden bitte. Ihr wollt mich nur versuchen, das glaube ich."

„Auf diese Rede reichte ihm die Fürstin die Hände, mit gar freundlichen Geberden und sprach: Lieber Gesell! Du hast deine Fahrt vollbracht und erlangt meine Gunst und Gnade. Nun gebürt es Dir, die Zeit zu erwarten, da du weitere Ritterschaft suchen und Lob und Ehre und Preis erwerben kannst. Darum Herzliebster! laß nichts Dich irren und verinnen, was weiter ich dir gebiethe. Schicke Dich an und ziehe an der Könige Höfe, halte Dich wohl in Ritterspielen und Kämpfen, diene fleißig Gott, höre alle Tage Messe, sey fröhlich in Züchten, sonderlich bey Frauen, und thue meiner nie vergessen. Fahre hin im Namen des allmächtigen Gottes, auf ein Jahr vielleicht kürzt sich die Zeit und mit Freuden will ich nach Dir schicken, Dich zu mir zu entbiethen. Alsdann will ich Dich also ehren und belohnen, daß Du meine Lieb' und Gnade wohl erkennen und daran weiter Zweifel haben sollst."

„Darauf sprach der Herr. Meine Liebe zu Euch bringt meine Treue und ich will halten, was ich gelebt und versprochen habe, quia omne promissum merito suum cadit debitum. Ich bin fest und stet in Eurem Dienst bestanden und will auch jetzt vollbringen, was ihr fordert und verlangt. Denn, nach Gott, ist mir Eure Lieb' und Gnade so lieb und hoch befohlen, als meine Seele in meinem Leibe."

„Mit dem gab ihm die Frau ihren freundlichen Seegen und der Herr zog fort, wie ihm befohlen war, von ihr, trauend auf seine Hoffnung und sein Glück. Darum wartete er in fremden Landen, an der Könige und Fürsten Höfen, wenn ihm abfordern würde seine Fürstin, daß er sollte zu ihr kommen,

fest, stet, gerecht, ganz unverwendt bis an sein End.

Soli altissimo!

A de Hammerstein,
Concellarius.

Finitum Torgae, Sabato Vigil. Palmarum 1496.
So weith Hammersteins Erzählung der Geschichte eines Traumes und einer in Schleier gehüllten wahren Begebenheit seines Herrn, dessen Träume immer sehr merkwürdig waren, und von denen uns der eine, in welchem er Luthers Benehmen und Progreßen prophetisch voraus sah, in der Geschichte bedeutend aufbewahrt worden ist. Die Leser dürfen die interessante Lektüre dieses Traumes nicht verabsäumen.

Was nun aber des Kurfürsten Liebe zu den Damen anbetrifft, so war dieselbe, so wie ihre Zeugen, bekannt. Es zeugte derselbe u. a. mit einer nachmaligen Pfarrerin zu Neumark der damahligen Tochter der alten Hauptmännin zu Weimar, vorher Anna Wellerin von Molsdorf genannt, zwey Söhne: Fritzen und Basteln von Jesen. Von denen der letztere als Krieger sich in Dänischen Diensten bekannt machte, und von seinem Knechte erstochen wurde; der erstere aber die Freuden des Hoflagers liebte, zu Weimar und Dresden, und wo es Turniere gab, sich rennfertig finden ließ und wie sein Bruder, ohne Erben starb. Auch scheint der Kurfürst nach seinem Testamente eine Tochter gehabt zu haben, die zu Magdeburg erzogen wurde.

Was sonst noch von ihm zu sagen ist, so regirte der Kurfürst selbst und klug. Dem damahls

üblichen Volltrinken war er feind und verboth dasselbe an seinem Hofe scharf. Übrigens, traf er auch gute Polizey-Anstalten in seinem Lande. Er war ökonomisch und sammelte zwar (nach Luthers Ausdruck,) mit Schaffeln, gab aber nur mit Löffeln wieder aus; doch verbaute er jährlich die damahls ansehnliche Summe von 12,000 Gulden. Wenn er reisete hatte er nur 30 Pferde bey sich, (deren er überhaupt nur 100 hielt) und zehrte, wo er einkehrte für sein Geld.

Nicht selten wurde er, um seine Meinung verstehen zu geben, emblematisch: So ließ er z. B. einem Edelmanne, der einem Bauer durch's Korn geritten war, bey der Tafel Fleisch ohne Brod versetzen und legte dann den Verwunderten einige nachdrückliche Worte ans Herz.

Wahrheiten hörte er gerne. So geschah es einst daß ihm ein Mönch, Bruder Mathes, in der Predigt, um einen versprochenen Pelz mahnte. Selbst Luther sagt: er habe an keinen großen Herrn schärfer geschrieben, als an Friedrichen. — Einem Dominikaner Mönche, der einst in einer Predigt sagte: die großen Herren wollten nicht gern die Wahrheit hören, schenkte der Kurfürst ein neues Kleid.

Seine Liebe zur schönen Amalie hätte verdient, gekrönt zu werden, meinen wir dennoch aber wußte es der Himmel besser, und erfüllte die Wünsche der Liebenden nicht.

Prinz Wilhelm von Nassau-Dillenburg ausführliche Reisebeschreibung von ihm fleißig durchsehen und gemacht.
Anno 1694.

Binnen zwey Jahren reisete der Prinz durch halb Holland nach Brabant, machte als Volontär eine kurze Campagne mit, geht nach England, segelt nach Kopenhagen, Stockholm, von da nach Hamburg, geht über Berlin durch Sachsen nach Nürnberg und kömmt über Augsburg durch Tyrol nach Italien.

Non avea par natura iri dipinto,
Ma di sovita di mille odori
Vi Facea un incognito indistinto.
Dante.

Erst hier wird sein Geist lebhaft. Er ist in dem Lande, wo die Citronen blühen. Schon von Turin aus, wird sein Stil merklich heiterer und sein Erzählungston lebhafter. So kömmt er nach Genua, und von da nach Venedig. Nun mag er selbst erzählen.

Der Doge und das Carneval zu Venedig.

„Es ist etwas Königliches darin, wenn der Doge zu Wasser ausfährt oder in Prozession geht. Es werden 8 silberne Trompeten vor ihm hergeblasen und 8 Fähnchen hergetragen vor ihm. Auf heil.

drey Königs-Tag war er in Prozession, ging nächst hinter dem Sakramente her mit entblößtem Haupte, eine brennende Fackel in der Hand, Ihm folgten über 40 Rathsherren mit rothen Röcken und diesen die übrigen Nobiles, alle mit brennenden Fackeln."

„Nach dieser Funktion fingen die Maskeraden an auf dem St. Markus-Platze sich sehen zu lassen, und man gieng an allerley Oerter, besonders in Säle, wo man Basset spielte, aber alles maskirt. Die größte Menge der Masken aber befindet sich auf dem Markus-Platze, allwo Knecht und Herr einander fremd sind, und viel Weibsvolk vermaskirt umherläuft."

„Die Masken haben eine sehr große Freyheit, indem sie überall hinlaufen dürfen, wohin sie wollen."

„Es wurden zu meiner Zeit, als ich da war, verschiedene Komödien und vier Opern gespielt. Die Vokal-Musik excellirt in Italien und wurden ein Kastrat und eine Sängerin, dieser Zeit, jede Person mit 500 Louisd'or bezahlt."

„In dieser Zeit kommen die Weiber aus, so sonst eingesperrt sind und alle Courtisanen aus fremden Ländern finden sich dort in nicht geringer Zahl ein. Gegen Ende des Karnevals ist so eine große Menge Volks auf der Gassen, daß man sich kaum wenden und drehen kann, und ist in dieser Zeit die Freyheit so groß, daß wenn man sich nur hüthet gegen das Gouvernement und die Religion zu sprechen, fast keine Tugend und kein Laster so groß ist, das man nicht ungescheut thun dürfe. Es wird dann fast

kein Priester, als nur unter einer Maske gefunden, und ist den Maskirten alles erlaubt. Und dieses alles läßt der Staat aus einer politischen Ration zu.

„Am fetten Dienstage werden Ochsen gehetzt, und in Gegenwart des Doge dreyen derselben die Köpfe auf einen Hieb abgehauen, darauf wird ein Freudenfeuer an hellem Mittage angezündet.

„Nach der letzten Oper auf dem Theater zu S. Chrysostomo, speiset ein jeder in seiner Loge. Darauf war Ball bis an den Morgen. Dann, war die Lust aus Den darauf folgenden Aschermittwoch war eine so plötzliche Veränderung zu spüren, daß, da am vorigen Tage in den Straßen und auf dem St. Markus-Platze keiner vor dem andern sich rühren konnte, kein Mensch dort mehr zu sehen war, und die Weiber waren verschwunden. Kurz es war, als wäre keine Seele vorher da gewesen."

Die Studenten zu Padua.

„Padua ist eine weitläufige, aber menschenleere Stadt, in deren Straßen man auch im größten Regen trocken einher gehen kann, unter den Gängen, die vor den Häusern sind. Es ist aber wunderlich, daß dort die Studenten Macht haben, Arme und Beine nicht nur sich selbst, sondern auch Fremden zu zerschießen.

„Sobald es Nacht wird, gehen sie gewaffnet in Schaaren aus, auf verschiedenen Parteyen und verstecken sich hin und wieder hinter die steinernen Pfeiler. Kömmt einer, so rufen sie ihn an: Qui va li? Da trägt es sich bisweilen zu, daß man zwischen

zwey Qui va li? kömmt, und also in der größten Gefahr ist. — Auch dieses läßt die Republik zu."

Die Marchese Obizzi.

„Auf dem Rathhause zu Padua befindet sich das der Marchese Obizi zu Ehren gesetzte Denkmahl, von deren Schicksale die ganze Stadt mit Theilnahme und Rührung sprach."

„Sie war eine schöne, junge, liebenswürdige Dame und eben ohne Gemahl, der verreiset war, als ein junger Paduaner, der sich heftig in sie verliebt hatte, es durch Bestechungen und allerley Praktiken dahin zu bringen wußte, in ihr Schlafgemach zu kommen. Umsonst suchte die Erschrockene ihn von sich zu entfernen. Er warf sich vor ihr nieder, gestand ihr seine Liebe, bath, flehte, weinte, beklagte sein Schicksal, that, kurz zu sagen, alles, was er thun konnte von ihr erhört zu werden, jedoch vergebens. Da er nun sah daß er seinen Entzweck nicht erreichen konnte, wurde er so toll und wüthend, daß er die schöne Dame jämmerlich mit seinem Dolche ermordete."

„Dieses ist die Inschrift ihres Denkmahls:"

Venerare padicitiae simulaerum et victimam, Lucretiam de Dondis ab Herologio pyencae de Obizzonibus, Orciani, Marchionis uxorem. Haec inter noctis tenebras meritales asserens tedas, Suriales recentis Sanguini facer, casto cruore extinxit, sicque Romanam Lucretiam intemeratior gloria vincit, tortae suae, Heroinae generosis Manibus, hanc dicavit

arom Civitas, Patavinae. Decreto die 31. December Anni 1661.

„Als diese lob- und preiswürdige Dame also in ihrem Bette attakirt wurde, hatte sie ihr einziges Söhnlein bei sich, 5 Jahr alt. Aber weil der Mörder das Kind in eine andere Kammer getragen, hatte dasselbe nicht gesehen, was geschehen war."

„Da nun die grausame That eklatirt wurde, nahm man diesen Edelmann sogleich in Verdacht, und verhaftete ihn. Die Nachbarschaft sagte aus, er sey ins Haus gegangen, und das Kind erzählte, was es wußte. Auf dem Bette wurde ein Hemdeknöpfchen gefunden, welches augenscheinlich zu dem andern gehörte, welches er noch hatte. Er leugnete aber wacker. Da wurde er auf die Folter gespannt, war aber nicht zum Bekenntniß zu bringen, und kam nach fünfjährigem Gefängniß, mit Hülfe seiner Familie und Freunde wieder los."

„Das unschuldige Blut aber blieb doch nicht ungerochen. Der junge Marchese, welcher nun 10 Jahr alt war, suchte den Mörder seiner Mutter auf, und erschoß ihn mit einer Pistole."

Päbstliche Ausstattung armer Mädchen in Rom.

„Zu dieser zog der Pabst in großer Pracht und hielt Station in der Minerva. Voraus zogen viele Mönche, dann kamen Soldaten und Kavallerie Darauf kamen 13 Zelter welche geführt wurden, deren jährlich einen der König von Spanien, des Königreich Neapels wegen Sr. Heiligkeit ver-

ehrt. Darauf kamen die Prälaten und Monsigneurs, und die ausländischen Botschafter. Nach diesen, der Pabst, in einer ganz offenen Sänfte, getragen von zwei Maulthieren, in einem weißen Habit, den Leuten auf der Strasse die Benediktion gebend. Hinter ihm ritten die Kardinäle, Paar und Paar auf Maulthieren, in ihren rothen Kleidern, rothe Hüte auf dem Haupte, unterm Kinn mit breiten rothe. Bändern zugebunden, an welchen zwei rothe Quasten hingen. Einige konnten ihre Maulthiere selbst regieren, andere aber ließen dieselben durch ihre Staffieri führen."

„Als sie in der Kirche waren erfolgte eine große Prozession von 300 Jungfrauen, die Paar und Paar giengen, einander führend, tragend weiße Wachskerzen in den Händen, die Gesichter ganz vermummt. Zwischen und neben denselben gingen Geistliche und Soldaten, damit keine möge anvelirt werden. Sobald sie in der Kirche waren, wurde die Messe durch einen Priester Kardinal zelebrirt. Nach Vollendung derselben, beichteten diese Jungfrauen, und empfingen die Kommunion. Hierauf gingen sie Paar und Paar in den Chor, und knieten vor Sr. Heiligkeit nieder. Neben dem Pabste wurde ein Becken gehalten, in welchem kleine Säckchen de tobis blanc (weißer Doppeltaffent) lagen, in welchem sich Scheine befinden, einige zu 50 andere zu 100 Römischen Thalern, die unter die Jungfrauen vertheilt werden, Denen nun, welche das Klosterleben erwählen, werden die Scheine von 100 Thalern gegeben, die aber, welche die Freyheit oder den Ehestand erkiesen, erhalten die 50 Thaler Scheine, und allemal wenn eine den Zettel erhielt, küßte sie denselben, und ging hinweg einer andern Platz zu ma-

chen. Um sie nun zu unterscheiden, werden denen, die das Klosterleben erwählen, grüne Kränzlein auf die Köpfe geheftet."

„Wir waren so kurieux, die neuen Nönnchen zu zählen, aber wir fanden nur 28 unter den 300 Jungfrauen, so daß die größte Anzahl mehr hielt von maritarsi, che monacarsi. Dieser Fond ist vom Pabste für diejenigen gestiftet, die nicht Mittel genug haben in ein Kloster zu gehen, oder ihrem künftigen Manne etwas zuzubringen."

Der Prinz setzte darauf seine Reise über Bologna und Venedig nach Wien fort, besuchte einige Städte in Ungarn, gieng wieder nach Wien, und von da über Prag, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt am Main nach Dillenburg zurück.

Notiz über die Strafe der Ehemänner, welche sich von ihren Weibern schlagen lassen.

(Auszug aus des Großherzogl. Regierungs-Rath und Justiz-Amtmanns C. G. von Zangen; zu Langgöns Beiträgen zum Teutschen Recht. Thl. 2. Seite 335—342).

Von den besondern Gewohnheiten, welche obwalten, wenn sich ein Mann von seiner Frau schlagen läßt.

Ob dem Ehegatten nach dem Naturrechte eine Oberherrschaft über die Frau zustehe, ist streitig. Herr

Geh. Trib. Rath Höpfner im Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und der Völker (4te Ausgabe) §. 158. not. S. 149. fg. läßt die Herrschaft eines Ehgatten über den andern, nur alsdann zu, wann solche durch einen Vertrag festgesetzt ist, und führt gleich die Hauptschriftsteller, die über diese Fragen geschrieben, an. — Nach dem alten Römischen Recht hatte der Ehemann die nämlichen Rechte, welche ehemals dem Vater in Rücksicht der Kinder zukamen, welche sich iure recentiori in potestatem dirigendi actiones uxoris in rebus domesticis et matrimonialibus, immo et modice corrigendi immorigeram verwandelt haben. Nro. 117. cap. 14. Hellfeld in iurispe. For. §. 1224. add. Joh. Henr. Teltz diss. 11. de postetate maritali. Arg. 1714 et 1719. Joh. Mich. v. Witte de postetate maritali. Helmst. 1675. Auf diese Art verhielt sich die Sache auch ehemals nach teutschen Rechten. Hommel Rhapps vol. 6. obs. 738. p. 157 seq. und verhält sich auch jetzt also, und jeder Exzeß berechtiget die Frau zu klagen. Estor in der teutschen Rech. gel. Thl. 3 §. 702. Seite 422. fg. Suche auch Joh. Volkm. Bechmann de privilegiis mulierum, von den weiblichen Frei- und Gerechtigkeiten (Jenae 1667) Thl. 53. p. 94. und Joh. Adam Bockskopf de iurib coniugam. (Gissae 1704) P. 4. Th. 1. p. 26. Joh. Andre Hofmann, im Handbuche des deutschen Eherechts §. 67. S. 203. fg. not. 17. Besonders muß jene Gewalt des Ehemanns sich bloß auf moralische Zurechtweisungen einschränken, und wird dahero dem Ehemann, wie billig, das Schlagen der Ehefrau nicht zugestanden. S. Heinrich Frieders Erörterung der Frage: ob ein Mann seine Frau mit Schlägen behandeln dürfe? Estors kleine Schriften S.

2. S. 45. §. 187. add. Grenzstein der weiblichen Rechte in und außer der Ehe, von einem Freunde der Wahrheit 1786. in Hartlebens Literatur von 1787. Bd. 1. St. 1. S. 116.

Dagegen wurde es aber auch, da die alten männlichen Teutschen keine größere Ehre als Tapferkeit kannten, und nichts schmählicher als Weiberschläge fanden, für äußerst schimpflich gehalten, wenn sich ein Mann von seiner Frau schlagen ließe, und die mehreren, hin und wieder obwaltenden, oft lächerlichen Gewohnheiten zeigen wenigstens, wie sehr verrächtlich ein solcher Ehemann angesehen worden, der sich auf die besagte Art herabwürdigen lassen, und welche ganz eigene und lärmende Mittel man anwendete, den Ehemann, sich vor einer solchen Behandlung zu hüten, mit Nachdruck zu warnen. —

Es wird den Leser angenehm unterhalten, verschiedene jener Gewohnheiten, aus mehreren Schriftstellern gesammelt, hier beisammen zu lesen. — Die adelige Familie derer von Frankenstein bei Darmstadt erhielt jährlich von der Stadt Darmstadt 12 Mltr Korn, wogegen diese oder der Innhaber des Lehens auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel schicken mußte, auf dem die unteutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, durch die Stadt ritte, der letzte Fall, dessen gedacht wird, ist vom Jahr 1586. S. den gelehrten Hrn. Consistorial-Rath Helfrich Bernhard Wenk in der Hessischen Landes-Geschichte Bd. 1. Abschn. 5. S. sig. net. e und f. — Carpentier in Gloss. nov. pag. 326. gedenkt einer Gewohnheit bei den Franzosen, welche der Pendant zu der eben angeführten Gewohnheit ist. „Die Männer, heißt es daselbst,

welche sich von ihren Weibern schlagen ließen, mußten zu ihrer Beschämung auf einem Esel reiten, und den Schwanz desselben in den Händen führen, und wenn der geduldige Ehemann, dieser Strafe zu entweichen, die Flucht ergriffen hatte, so mußte der nächste Nachbar solche ausstehen." — S. v. Selchow in der jurist. Bibliothek Bd. 2. S. 682. — Im Fürstenthum Fulda herrscht folgende Gewohnheit: Wenn ein Mann überwiesen wird, von einer Frau Schläge empfangen zu haben, so hat das fürstl. Hofmarschallamt das Recht, die Sache zu untersuchen, und wenn die That gegründet ist, eine ganz außerordentliche Strafe zu erkennen, welche darin bestehet, daß das eigentliche Wohnhaus des Ehepaars durch sämmtliche in fürstlicher Livrey stehende Bedienten abgedeckt werde, welche Exekution um so leichter hier geschehen kann, da alle Häuser mit Ziegeln, und nicht, wie an verschiedenen andern Orten, mit Schiefersteinen oder Schindeln gedeckt sind. Noch vor 16 oder 17 Jahren ist die Sache in Uebung gewesen. S. Göckings Journal von und für Deutschland Jahrg. von 1784. St. 2. S. 136 fg. — Eine fast ähnliche Gewohnheit hat in der Gegend von Mainz nach einem Amtsberichte vom 8 März 1666, welcher folgenden Inhalts ist, statt. „Es ist ein alter Gebrauch hierumb in der Nachbarschaft, fals etwan eine Frau ihren Mann schlagen sollte, alle des Fleckens oder Dorfs, worinnen das Factum geschehen, angränzen Gemärker sichs annehmen, doch wird die Sache auf den Fastnachtag oder Aschermitwoch, als ein recht Fastnachtspiel verspartt, da denn alle Gemärker, nach dem sie sich 8 oder 14 Tage zuvor angemeldet, jung und alt, so Lust dazu haben, sich versammeln,

mit Trommeln, Pfeiffen und fliegenden Fahnen, zu Pferd und Fuß dem Ort zuziehen wo das Factum geschehen, vor dem Flecken sich anmelden und etliche aus ihren Mitteln zu den Schultheißen schicken, welche ihre Anklag wieder den geschlagenen Mann thun, auch zugleich ihre Zeu-gen, so sie diswegen haben, vorstellen; nach dem nun selbige abgehöret, und ausfindig gemacht worden, daß die Frau den Mann geschlagen wird ihnender Einzug in den Flecken gegönnet, da sie dannalso bald sich allesammt vor des geschlagenen Mannes Haus versammlen, das Haus umringen, und falls der Mann sich mit ihnen nicht vergleichet und abfindet, schlagen sie Leitern an, steigen auf das Dach, hauwen ihme die Fürst ein, und reißen das Dach bis auf die vierte Latt von oben an ab; vergleicht er sich aber, so ziehen sie wieder ohne Verletzung des Hauses ab; fals aber der Beweis nicht kann geführt werden, müßen sie ohnverrichteter Sach wieder abziehen." S. des Freih. von Bibra Journal von und für Deutschland von 1787 Bd. 1. St. 2. n. 10. S. 194.

In den Statuten des Schwarzburgischen Städtchens Blankenburg vom Jahr 1594, welche Herr Walch im 5ten Theil der vermischten Beyträge zu dem deutschen Rechte N. 3. Seite 73 fg. abdrucken lassen, steht §. 14. S. 88. folgende Anordnung: „Welch Weib ihren Ehemann rauft oder schlägt, die soll nach Befinden und Umständen der Sachen mit Geld oder Gefängniß gestraft werden, oder da sie des Vermögens, soll sie der Rathdiener einem zum Kleide wullen Gewandt geben. §. 15. Da aber ein Exempel vorgefunden werden sollte, daß ein Mann

so weibisch, daß er sich von seinem Weibe raufen, schlagen und schelten ließe, und solches gebührlicher Weise nicht eifert oder klagt, der soll des Raths beide Stadtknechte mit Wüllengewand kleiden, oder da ers nicht vermag, mit Gefängniß oder sonst willkührlich gestraft, und ihme hierüber das Dach auf seinem Hause aufgehoben werden. Herr Walch a. a. O. not bemerkt, daß eine ähnliche Verordnung in den Rudolstädtischen Statuten gestanden, solche aber nachher ausgelassen worden. S. auch Runde im deutschen Merkur. Sept. 1784. S. 282 — 285. Joh. Fried. Plitt's Repertorium für die peinlichen Rechte Thl. 2. S. 323. fgg. und Hartleben in der juristischen Literatur von 1784. Thl. 4. S. 376.

Als etwas ähnliches gehört auch hieher:

Im Fürstenthume Hechingen, in einigen zu Balingen gehörigen Ortschaften, ist eine ganz besondere Gewohnheit, um alle Uneinigkeiten zwischen Eheleuten zu verhüten, oder wenigstens in ihrer Geburt zu ersticken. Von den gesetztesten Bauern wird in der Stille ein ehelicher und untadelhafter Mann gewählt, welchen sie den Datten (ein schwäbischer Ausdruck, der so viel als Vater bedeutet) nennen. Dieser wählt sich zwei Assistenten. So bald der sogenannte Datte hört, daß Eheleute uneinig sind, nnd sich gegeneinander unartig betragen, so erkundiget er sich genau, ob dieses Gerücht gegründet sey. Wenn er nun erfährt, daß es sich so verhält, so gehet er des Nachts mit seinen zwei Assistenten vor das Haus der uneinigen Eheleute, klopft an, und auf die Frage: Wer da? antwortet er weiter nichts, als: der Datte kommt. Alsdann gehet er wieder weg, und hat diesmal wei-

ter keine Absicht, als sie wohlmeinend zu warnen, daß sie Friede machen sollen. Thun sie es, so hat er seinen löblichen Zweck erreicht: thun sie es aber nicht, so kommt er zum zweitenmal in finsterer Nacht, klopft stärker an, und sagt noch einmal: der Datte kommt. Wenn sie sich auch das zweitemal nicht warnen lassen, so kommt er endlich mit seinen zwei Assistenten, und da er sich vorher genau erkundigt hat, welcher der schuldigste Theil sey, so klopfet er nicht nur an, sondern wenn man ihm die Thüre aufgemacht hat, kommt er vermummt, macht sich mit einem derben Prügel über den Schuldigen her, und klopft ihm meisterlich ab. Man weiß seit langer Zeit keine Ehehändel in diesem Orte. Nach dem aber der Datte mit seinem Eifer zu weit gegangen, und jemand zu hart durchprügelt hatte, so kams zur Klage, und diese Gewohnheit wurde von der Landesregierung ernstlich untersagt. S. M. Joh. Ernst Fabri's geogr. Magazin 1. B. 1. Heft. S. 28. (1783. 8.) und aus diesem Hr. Prof. Siebenkees im neuen juristischen Magazin Bd. 1. S. 548. fgg. add Ephemeriden der Menschheit vom Jahr 1784. St. 9. u. 12. S. 109. und aus diesem Härtleben in der juristischen Literatur von 1784. Thl. 2. S. 435.

Zeitvertreib und Lebensart der Wiener zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Als Gegenstand der Parallele kann es nicht anders als interessant seyn, das Gemälde einiges Rückel-

becker in seinen allerneuesten Nachrichten vom kaiserlichen Hofe (Hannov. 1732) aufstellt, nach seinen ursprünglichen Farben hier wieder zu finden; es heißt da:

„Der vornehmste Zeitvertreib, den man zu Wien findet, bestehet in denen Gesellschaften, welche daselbst in die sogenannte große und kleine Gesellschaften eingetheilet werden, und solches zwar occasione des hohen und niedrigen Adels. Gleich wie aber nur bei der heutigen Welt dergleichen Gesellschaften in nichts anders bestehen, als im Spiel; also ist auch allhier in solcher nichts anders zu suchen, und kein anderer passe-temps zu finden, als Charten. Die großen Gesellschaften werden von denen Vornehmsten des kaiserlichen Hofs gegeben, als vom Prinzen Eugenio, Fürsten von Schwarzenberg, Fürsten Lichtenstein, Grafen von Sintzendorf, Stratmann, von dem Statthalter Grafen von Khevenhüller, Grafen von Collalt, und andern Vornehmen, und kommen in solche ebenfalls fast lauter Personen von hohem Adel, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, welche sich nach 8 Uhr versammlen, und nach weniger Unterredung zum Spiel schreiten. Gleich wie sich nun diese Gesellschaft wegen des hohen Adels von denen andern distinguiret, also thut sie auch ein gleiches im Spiel; denn obgleich daselbst kein ander Spiel, als al'Ombre und Piquet gespielet wird, so sind dieselben dennoch so reglirt, daß solche dessen ungeachtet unruhige Nächte verursachen können, indem man daselbst ordentlich die Marque zu ein, zwei, drei bis 4 Dukaten spielet. Unterdessen ist hierbei dieses auch zu wissen, daß man diese Gesellschaft frequentiren kann, ohne nöthig zu haben, sich in ein

Spiel einzulassen; und siehet man, daß die meisten jungen Cavalliers und Fräuleins, wenn sie anders nicht selbst einen züm Spiel geneigten bösen und schädlichen Appetit haben, ordentlich sich wegen des Spiels entschuldigen, und die Zeit mit Discouriren zubringen. Was die Entré in diese große Gesellschaft anlauget, so können dieselbe auch Cavaliers von niedrigem Adel, wie es zu Wien heißt, frequentiren, wenn sie nur jemand haben, der sie präsentiret, und zugleich in derselben einigermaßen bekannt macht, daß er von einer alten Familie, und nach der gewöhnlichen deutschen Expreßion, ein guter von Adel sey. Man muß sich dergleichen nicht wundern lassen, daß man zu Wien so sehr nach dem Alterthum des Adels und der Familie fraget, da doch die meisten gräflichen Familien daselbst sich noch gar wohl erinnern können, wie ihre Vorfahren noch schlechte Edelleute, oder wohl gar bürgerlichen Standes gewesen: Denn es geschieht dieses bloß aus der Maxime, damit andere alte von Adel, welchen man nur zu dem Ende quaestionem status moviret, nicht selber den Anfang machen mögen, ihnen ein gleiches zu thun. Es wäre daher fast nöthig, daß ein jedweder Auswärtiger vom Adel, so sich zu Wien aufhält, seinen Stamm-Baum oder Genealogie in Forma probante beständig im Schubsacke bei sich trüge, um sich wegen des vielen Nachfragens sogleich legitimiren zü können. Es ist dergleichen, wie leicht zu erachten, einem Fremden allhier sehr empfindlich, und wird man dergleichen nicht leicht bei einer auswärtigen Nation finden. Ja es ist sogar alter Höflichkeit und Leutseligkeit zuwider, einen Fremden, so deßwegen in andere Länder und Orte reiset, um von dem dasigen Züstand, Lebens-Art, Plaisir 2c. zu

profitiren, und einige Bekanntschaften zu machen, gleich bei dem ersten Zutritt mit dergleichen einfältigen und nur gar zu deutschen Fragen zu incommodiren: Ist der Herr ein Graf? Ist der Herr ein Baron? Ist er von einer alten Familie? Hat er Geld? Da man im Gegentheil nicht darauf sieht, ob er Verstand habe? ob er honet sey? und so fort. Kommt dahero ein dummer Teufel aufgezogen, so wird wegen seiner Conduite niemand weiter etwas einwenden, wenn es nur heißt: Es ist ein Graf; und ein jedes hat egard vor ihm, da man einen andern, welcher wohlgesittet ist, Verstand und einen angenehmen Umgang hat, kaum über die Achsel ansieht, aus Ursache, weil er kein Graf oder Baron ist. Jedoch wir abrumpiren vor jetzo diesen Discours, damit es nicht scheinen möge, als wollten wir allhier eine Straf-Predigt inseriren: Bekennen aber auch zugleich dieses, daß zu Wien noch verschiedene von dem hohen Adel gefunden werden, so sich über dergleichen gemeine und schlechte Raisonnements ihres gleichen selbsten moquiren.

Kleine Gesellschaften, Coterien und dergleichen Zusammenkünfte, findet man zu Wien sehr viele; und werden solche deswegen also genennt, weil dieselben nur von dem kleinen Adel gehalten und besuchet werden. Der Zeitvertreib nun und die Avantage, so man in solchen findet, bestehet ebenfalls in dem Buch von 40 Blättern, und andern Spielen, welche sogleich als man den Fuß ins Zimmer gesetzt, angefangen werden, und wie die Formel lautet, von der Zeit zu profitiren, und continuiret mit solchen drei bis vier Stunden, ohne den geringsten Charten-Stillstand zu machen. Ob man nun gleich in

diesen Assamblees nicht höher, als ein bis zwei Kaiser-Groschen, oder aufs Höchste die Marque à ein Siebzehner spielt, so vertiefet man sich dennoch darinnen so sehr, daß öfters bis 12 Uhr und wohl noch länger gespielet wird, sollte man auch, wenn solche e. g. in den Vorstädten gehalten werden, ganz und gar den Thor-Schluß versäumen, und in der Vorstadt pernoctiren müssen; Ja was noch mehr ist, es haben wohl eher hoher Reichs-Stände Gesandte 24 Stunden mit einander in einem Stücke, ohne aufzuhören, à la Bassette, al'Ombre und andere Spiele mehr gespielet, und fast den Posttag darüber versäumt. Sieh! was der leidige Geiz nicht thut, dergleichen Gesellschaften nun werden theils in Häusern wöchentlich ein bis zweimal gehalten; in einigen aber ist ein jedweder, so nur zum spielen Lust hat, täglich willkommen, und wird er, weil der Vater, Mutter und die Töchter vom Hause spielen, allezeit Compagnie, so eines mitmacht, finden. In etlichen Häusern ist es auch so eingerichtet, daß man mit denenjenigen welche man Mittags zur Tafel eingeladen, vor Tische noch ein Tocatille oder Piquet macht, damit man Gelegenheit hat nach Tische desto eher continuiren zu können.

Außer diesen Gesellschaften gibt es allhier noch andere vornehme Häuser, allwo Zusammenkünfte von lauter Manns-Personen gehalten werden. Hier wird nun pro patria gespielet, und weil dergleichen Assamblees keine andere Absicht, als das Spiel haben, so werden in solchen die größten jeux de hazard als à la Bassette, Faron, Quindeci ꝛc. ob solche gleich verbothen, insgeheim unternommen, und solche Spiele gemacht, daß manchem das Wiederkommen ver-

gehet. Denn es ist wohl eher geschehen, daß an dergleichen Orten in einer Woche von einer Person 20 bis 30000 fl. sind verspielet worden. Die Gelegenheit zum Spiel ist daselbst so gut eingerichtet, daß, wenn auch der Herr vom Hause nicht gegenwärtig ist, oder wegen Verrichtungen, nicht mitspielen kann, dennoch die Fremden sich niedersetzen, und ihr Spiel abwarten können. Nun dürfte der Leser wohl gar denken, es wären dieses formelle Caffee- oder Spiel-Häuser, welche dergleichen etwan um Gewinst verstatteten: Allein es ist zu wissen, daß es Leute von einem hohen Charakter, und Vornehme vom Adel sind, welche Fremden diese Freiheit verstatten, und ihnen dergleichen Zeitvertreib machen. Aber, procul hinc discedite, queist. Der Weg ist gar zu schlüpferig und gefährlich. Dahero auch Kaiserliche Majestät, gleichwie dieselben überhaupt alles hohe und gefährliche Spiel ernstlich verbothen, es an dergleichen Orten insonderheit untersagen lassen. Dessen aber ungeachtet wird es bis jetzt continuiret, und sollte man sich auch deswegen gar einschließen. Ich könnte dergleichen, wenn ich wollte, verschiedene nennen.

Man hat zu Wien das ganze Jahr hindurch, ausgenommen die Fasten und Advent, deutsche Comedien, welche in dem, beim Kärnthner-Thor gelegenen-Comedien-Hause täglich gespielet werden, ohne Freitags nicht; als welcher in diesem Stück, weil es ein Fasttag ist, besser und stiller zugebracht wird, als der Sonntag. Es werden dieselben aber auf Kosten und mit Direction des Herrn Borosini, eines kaiserlichen Hof-Musici, unterhalten, welcher selbe anjetzo auf einen ganz andern Fuß, als vor diesem, gesetzet: Denn das Theater ist nicht nur groß, weit-

läuftig, wohl illuminiret, und an Dekorationen und Veränderungen recht proper; die Acteurs sind meistentheils gut, und haben ungemein kostbare und schöne Kleider, welche alle Mr. Borosini angeschafft. Es erscheinen auch auf dem Theater mehrentheils gute Tänzer und Tänzerinnen, welche dann und wann ein Ballet tanzen, so aber denen Französischen nicht gleich kommen. Das Orchester ist mit guten Musicis besetzt, und alles so eingerichtet, daß man in Deutschland nicht dergleichen finden wird. Wie denn auch das dasige Comedien-Haus gewiß vor schön und magnifique passiren kann. Bis dahero hat man lauter deutsche Comedien producirt. Künftighin aber sollen wechselsweise auch Italienische aufgeführet werden. Wie denn mehr erwähnter Directeur auch resoluirt ist, künftighin Italiänische Opern, auf eben diesem Theater spielen zu lassen, dergleichen man allhier, außer denenjenigen, so bey Hofe gehalten werden, noch nicht gesehen hat. Sonsten gibt es allhier außer denen Comedien, noch andere Spectakel, als Klopf-Fechten, Bären-Hatzen und dergleichen, welche Sonn- und Festtages, theils in der Stadt, theils in der Leopoldstadt gehalten werden, so aber meistentheils von gemeinen Leuten besucht werden.

Im Sommer sind die Promenaden allhier ein guter und gesunder Zeitvertreib, welche dahero auch sehr fleißig besuchet werden. Es fangen dieselben zuweilen schon im März und April an, und zwar so gehts zu der Zeit mit denen Carossen auf der Esplanade um die Stadt herum, da man denn zuweilen etliche hundert Carossen zählet. Nach diesen wird der Prater, oder der kaiserliche Thiergarten eröffnet, welches gemeiniglich zu Ende des Aprils geschieht,

und bis Ende des Mai offen bleibet. Es ist solches eine in der Donau gelegene ziemlich große Insel, mit Holz bewachsen, und vielem Wild versehen, und dahero zur Promenade sehr angenehm, vornehmlich im Frühling, da man sowohl die ersten Sprossen und Grüne, als auch die angenehmste Blüthe siehet, welches auch so viele Leute dahin locket, daß man meistentheils etliche hundert Carossen, nnd zwar die Vornehmsten sowohl vom Hofe, als aus der Stadt, daselbst antrifft, ohne diejenigen, so zu Pferde dahin kommen, welche aber beim Eintritt in denselben gleich am Thore die Pistolen an den daselbst stehenden Jäger abgeben müssen; wie es denn auch nicht erlaubet ist, einen Hund mit hinein zu nehmen, und haben wohl eher Dames, welche nur kleine Bologneser-Hündchen im Wagen gehabt, leiden müssen, daß man ihnen dieselben bis zur Rückkunft aus dem Wagen genommen. Zu gleicher Zeit ist auch das neben dem Prater gelegene sogenannte Stadtgut, welches dem Wienerischen Stadt-Magistrat zuständig, offen, in welchen man sich ebenfalls promeniren kann, in diesen aber nur zu Fuße. An beiden Orten aber können diejenigen, so Appetit haben, solchen sowohl mit Essen als Trinken stillen, indem man daselbst nicht nur verschiedene Weine, sondern auch Spargel, Krebse, Schinken, junge Hühner, frische Butter ꝛc. haben kann, aber man muß sich's nicht verdrießen lassen, wenn man diesen außerordentlichen Appetit daselbst auch extraordinairement theuer bezahlen muß.

Eine sehr schöne und angenehme Promenade ist der Augarten, oder die alte kaiserliche Favorite, welcher den ganzen Sommer hindurch offen stehet, und derjenige Ort ist, allwo man gegen Abend le beau

monde de Vienne gemeinschaftlich antrifft. Der angenehme Garten, die schönen Alleen, der lustige Wald, verursachen nicht nur denen Augen ein sonderbares Ergötzen, sondern auch dem Gemüthe ein innerliches Vergnügen. Will man sich mit einem Discurs unterhalten, so findet man in denen Spaziergängen, so wohl des Gartens, als des Waldes allezeit Bekannte von beiderley Geschlecht, mit welchen man die Zeit passiren kann; will man aber allein seyn, und seinen Gedanken in der Solitude Audienz geben, so sind in dem Walde so viel gehauene Gänge, daß man über eine Stunde in solchen herum gehen kann, ohne einem andern zu begegnen, weil man bald da, bald dort ausweichen kann. Es ist dieses auch die einzige Promenade, welche man des Sommers zu Wien hat, und wenn dieselbe vollends nicht wäre, so würde man öfters vor langer Weile nicht wissen, wo man sich lassen sollte."

Sobald als der kaiserliche Hof die Stadt verläßt, und sich nach Laxenburg begibt, so retiriren sich auch die meisten Vornehmen, sowohl des Hofs, als der Stadt, theils in ihre um Wien herum gelegenen Gärten, theils auf die im Lande habende Güter, um von der angenehmen Frühlingszeit zu profitiren, und sich von dem beschwerlichen Hof- und Stadt-Leben einigermaßen zu delassiren. Diejenige nun, denen es erlaubt oder sonsten möglich ist, bleiben gemeiniglich den ganzen Sommer in solcher ihrer Retraite; dahero findet man, daß beide von denen höchsten Collegiis und andern Instantien im Sommer wenige Zeit zugegen, oder doch auf einige Monate entweder in ein Bad, oder ins Vaterland, oder anders wohin zu reisen, Erlaubniß suchen, und hernach noch

vor sich einen Monat zugeben. Wer dahero zu Wien etwas zu sollicitiren hat, besser thut, wenn er des Winters dahin gehet, weil zu solcher Zeit der Kaiser und der ganze Hof, auch alle membra derer höchsten Collegiorum zugegen sind, folglich mit seinem Anliegen eher zum Vortrag kommen kann, als im Sommer.

Im Winter hat man nebst dem Spiel und denen Spectakeln, noch ein Passe-temps, welches eben nicht ungereimt heraus kommt: Nämlich es werden daselbst zuweilen von Particuliers Bälle aufgestellt, auf welchen man, wenn man da derjenigen Person, so solchen gibt, einen Dukaten zahlet, gehen, und sich daselst so wohl mit Tanzen, als allerhand Refraichissements divertiren, und sich vor sein Geld ziemlich lustig machen kann. Es ist allhier eine adelige Frau, welche, wie man sagt, nebst ihrem Mann, davon lebet, indem sie sowohl im Winter, zu Carnevalszeiten, als auch im Sommer, zum öftern dergleichen Bälle gibt, bei welchen sich die vornehmsten Cavalliers einfinden. Jedoch muß man auch dieses sagen, daß es daselbst ganz honet zugehet, und keine Extravaganzen passiren, daher desto weniger Bedenken zu tragen, derselben zuweilen einen Dukaten zuzuwenden.

Zu Carnevalszeiten, oder, wie man in Wien zu reden pfleget, im Fasching, pflegen daselbst ebenfalls verschiedene Lustbarkeiten zu passiren, welche aber bei weiten nicht so divertissant sind, als selbige insgemein ausgeschrien werden. Solche bestehen nun meistentheils in Bällen, Zusammenkünften, Tänzen, Ausspielen allerhand Sachen, Essen und Trinken, welche zuweilen mit Masken, zuweilen ohne sol-

che gehalten werden, nach dem es Kaiserliche Maj. erlauben, oder nicht, denn ohne Dero Allerhöchste Erlaubniß darf niemand allhier en masque erscheinen. Der vornehmste Ball wird auf dem vom Stadtmagistrat erbauten prächtigen Hause, die Mehlgrube genannt, von dem Garderobe des Prinzen Eugenii gegeben, welchem die Person ebenfalls einen Dukaten zahlet, und erscheinet daselbst ordentlich der große Adel von Wien, allwo auch andere admittiret werden, doch sehe man gerne, daß sich solche dahero mit einer glaubwürdigen Genealogie wegen ihrer sechszehn Ahnen und Alterthums ihrer Familie legitimirten, wenn selbige eine Dame zum Tanz aufforderten, denn sonst stimmt sich dieselbige lang, und macht sich wohl gar ein Gewissenskrupel, ihre Hochgräfliche oder Adelige Hand einem so unbekannten Edelmann zu geben, wo sie ihm um eine Todtsünde zu vermeiden, nicht gar den Korb gibt. Wird der Ball en masque gehalten, so sind diese intonirten Gottheiten etwas leutseliger, und poussire ihren hohen Adel nicht so gar hoch. Unterstünde sich aber einer von dem bürgerlichen Stande ohne Masque mit einer so vornehmen Dame zu tanzen, so müßte er sich, als einer, der ein Crimen lesae Nobilitatis begangen, gewiß von der Mehlgrube über Hals und Kopf fortpacken; dergleichen nur im Fasching 1728. geschah, da man einen gewissen Gentilhomme Bourgeois, so mit einer solchen Dame zu tanzen sich unterstanden, die Thür weisen lassen.

Ferner wird auf eben dieser sogenannten Mehlgrube, währendem Fasching, das Kinderfest, wie man es zu Wien nennet, gehalten. Es bestehet solches in nachfolgendem: Vornehme Eltern, welche ihren

Kindern zur Carnevalszeit eine geziemende Lust machen wollen, bestellen vors Geld am besagten Ort, bei eben demjenigen, so die andern Bälle gibt, eine Lustbarkeit mit Essen und Trinken und Musik, da denn gegen Abend eine große Menge vornehmer Kinder beiderley Geschlechtes, unter ihrer gewöhnlichen Aufsicht, in schönster Kleidung erscheinen, und sich mit Essen, Trinken und Tanzen divertiren, bis gegen 9 oder 10 Uhr, da sie sich denn wiederum nach Hause begeben. Weil nun, um dieses unschuldige Kinderfest mit anzusehen, inzwischen viel Cavalliers und Damen erscheinen, und bis zu besagter Zeit daselbst verbleiben, so fangen es hernach die großen Kinder an, wo es die kleinen gelassen haben, und continuiren mit Tanzen und Spielen bis gegen Morgen."

Auch werden zu Wien Kirchweihen und andere dergleichen Feste in und um Wien herum celebriret, als zu St. Brigitta, so unweit der Leopoldstadt an der Donau auf einer sehr lustigen Wiesen im Buschholz gelegen ist; in gleichen in dem Hospital zu St. Marcus: Allein, weil dieses nur eine Erlustigung vor das gemeine Volk ist, welches man zu vielen Tausenden daselbst siehet, so wollen wir uns nicht aufhalten. Unterdessen sind dennoch viel Vornehme so curios, daß sie diese Oerter, allwo zugleich kleiner Jahrmarkt ist, besuchen und siehet man daselbst wohl eher die vornehmsten Ambassadeurs, nebst vielen andern von Qualité, welche an den Divertissements des Pöbels, vermittelst des Zusehens, ebenfalls ein Vergnügen finden.

Was übrigens die Lebensart der wienerischen Einwohner anlanget, so wollen wir von jetzt deren

Charakter mit Kurzem betrachten, und sehen, worzu dieselben geneigt sind. Man schreibet ihnen aber insgemein zu, daß sie gegen ihren Fursten getreu sind, wovon sie bei verschiedenen Gelegenheiten sattsame Merkmahle an den Tag geleget haben. Ueberdieß sind sie nach Römisch-Catholischer Art sehr andächtig, so viel man nämlich dem äußerlichen Ansehen nach von der Gottesfurcht urtheilen kann. Die Kirchen sind insgemein ziemlich voll, vornehmlich die Metropolitankirche, als in welcher von früh Morgens an, bis Mittags beständig Messen gelesen werden; und es mag nun aus Gewohnheit oder aus wahrer Frömmigkeit geschehen, daß so viel Menschen dahin gehen, so ist es doch ein Anzeigen ihrer Neigung. Des Abends wird in besagter Metropolitankirche der Segen gegeben, wobei gemeiniglich eine große Menge Volks zugegen. Zudem, siehet man vor denen mirakulösen Frauen- und andern Bildern beständig viel Andächtige Verehrer liegen, welche dabei öfters häufige Thränen vergießen. Die Prozessionen sind allhier frequenter als in andern katholischen Landen. Es vergehet keine Woche, in welcher nicht zum wenigsten eine sollte gehalten werden; ja die Andächtelei ist so groß, das gewisse Bruderschaften Prozessionsweise von hier nach Marienzell in Steyermark, so 15 Meilen abgelegen ist, wallfahrten gehen. Mit was vor lächerlicher Ceremonien dergleichen geschieht, ist zu Wien notorisch, und kann man solches auf der Wieden bei denen Paulanern sehen: Denn da wird das Bildniß U. L. Frauen prächtig geputzet, unter Trompeten und Paukenschall und vielen Lichtern aus der dasigen Kirche dem Bildnisse unsers Heilandes, so die Wallfahrenden bei sich haben, entgegen getragen, welches die Mutter zum Willkommen drei Mal küsset, und was

dergleichen mehr. Als eine ausschweifende Andacht derer hiesigen Einwohner muß man auch die vielen Altäre, so in denen Kirchen sind, ansehen, wodurch die Andacht beim Gottesdienst sehr gehindert wird; weswegen die Geistlichkeit in Frankreich dieselben fast gänzlich abgeschaffet hat.

Die Hauptsprache, deren man sich zu Wien bedienet, ist die deutsche, welche man, wie in ganz Oesterreich, also auch allhier sehr schlecht redet. Die Pronunciation ist sehr grossire, und der Accent überaus unangenehm. Man setzet in die meisten Worte mehr Vokales, als darinnen seyn sollen, und pronunciret auch dieselben. E. g. man sagt anstatt Fuß, nach dasiger Art Fueß, und so auch in andere. Die Diphthongos spricht man zu hart aus, und bei denen Consonantibus, vornehmlich dem ſt ist der Sibilus zu groß. Die Construktion der Sprache ist ebenfalls höchst ungereimt, man bedienet sich der Flick-Wörter: als, thue, mein ich, halter, schauts rc. und macht wohl ganz und gar neue, e. g. vor euer sagt man encker, und so fort. Von fremden Sprachen, vornämlich vom Italienischen, Spanischen, Französischen und Lateinischen, mischet man gewaltig viel unter; welches, meines Erachtens, wohl daher rühret, weil allhier viel Spanier, Italiener und Franzosen sich etabliret und aufhalten; und das Latein lernen die meisten in ihrer Jugend in denen Klöstern. Bei Hofe redet man Spanisch, Französisch, vornämlich aber Italienisch.

Die Education derer wienerischen Kinder, vornämlich des Adels, scheinet mir eben nicht die beste zu seyn; denn es werden dieselben sogleich in der Ju-

gend, da sie noch unter denen Händen der Kinderweiber sind, zu allerhand Zärtlichkeit, Scherzen, Spielen angehalten, und mit einem Worte, völlig verzogen, indem ihnen von ihrem Stande, Adel, Reichthum, nur gar zu viel vorgesaget wird. Junge Cavalliers aber, nachdem sie einigermaßen herangewachsen, werden von ihren Eltern gemeiniglich in die Klöster, und vornämlich zu denen Jesuiten gethan, allwo sie zwar die Humoniora ziemlich erlernen können, in andere Studies aber nichts weiter profitiren, und gemeiniglich eine affektirte und pedantische Conduite sich angewöhnen. Aus der Ursache schicken diejenigen vornehmen Eltern, so in der Sache ein Einsehen haben, ihre Söhne bei Zeiten in fremde Länder, lassen solche ein oder zwei Jahre zu Leiden, oder sonst auf einer Holländischen Universität studiren, und sich darnach einige Zeit zu Paris aufhalten, damit selbige sowohl etwas rechtes lernen, als auch eine gute und galante Conduite annehmen mögen. Es wird aber hierinnen wiederum verstossen, daß man solchen gemeiniglich Leute zu Hofmeistern mitgibt, welche keine andere Kunst wissen, als daß sie Oekonomici sind, folglich ihrer Untergebenen Studie und Reisen sehr schlecht einrichten, und wird gemeiniglich ein Abbate zum Hofmeister genommen, jedoch habe ich auch verschiedene brave Leute gekennet, so junge Herrn rühmlichst geführet.

Der Luxus ist zu Wien sehr eingerissen, und nimmt fast von Jahr zu Jahren mehr zu. Man imitiret alle französische und ausländische Moden; man trägt nichts als auswärtige Etoffes, Tücher, Spitzen, und Galanterie = Waaren, die Kleider müssen, so viel es möglich, à la françois gemacht werden; und son-

derlich excelliren die Vornehmen hierinnen am meisten, wiewohl das gemeine Volk ebenfalls auf diese Thorheiten schon gerathen ist, so sein Vermögen meistentheils, wie jener Philosophe, mit sich an dem Leib herum träget. Am meisten wird zu Wien in Essen und Trinken, oder besser zu reden, im Fressen und Saufen excelliret, welches so wohl von Hohen und Niedrigen, als auch von Geistlichen und Weltlichen geschieht, und weiß man den größten Theil des Tages nicht besser und vergnügter, als bei Tische und bei dem Glas Wein zuzubringen. Hierzu nun hat das gemeine Volk nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb derselben in denen Vorstädten, und auf dem Lande tausend Gelegenheiten, und in ihren Häusern muß an Essen und Trinken ebenfalls nichts abgehen. Hieraus nun folget ein anderes inconveniens, nämlich das lange schlafen, welchem die Wiener sehr ergeben sind, vornämlich die Vornehmen, so gemeiniglich die Sonne über 4, 5 bis 6 Stunden des Tages nicht scheinen sehen.

Die Libertinage ist zu Wien ungemein groß, und das Frauenvolk sehr coquette, und Niemand mißbilliget die Gemeinschaft beiderley Geschlechtes, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geistlichen predigen heftig genug dawider, allein vergebens, und sowohl vornehme als gemeine Weibspersonen bleiben bei ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt diese schändliche Aufführung und allzufreie Lebensart von der eingerissenen Schwelgerei her, als aus welcher unzählige Laster folgen. Es ist dahero auch nichts rares, daß man allhier enverolirte Personen siehet, welche

statt der natürlichen Nase, eine von Wachs gemachte zum Zeichen ihrer Conduite tragen.

Ueberhaupt muß man sagen, daß das wienerische gemeine Volk ziemlich grob ist, davon man öfters Exempel siehet, in dem die Canaille keinen Scheu trägt, vornehme Personen auf den Strassen zu insultiren. Uebrigens aber findet man daselbst unter Bürgerlichen sowohl als Adeligen sehr viel höfliche und ehrliche Leute, welche wohl zu leben, und einem jedweden nach seinem Stande zu begegnen wissen, unerachtet selbige gleich nicht so viel Compliments und Reverences als die Franzosen machen.

Das Gottesgericht.

Ein barbarisches Possenspiel nach dem Grafen Lally Tolendal *) erzählt.

Ein Gottesgericht im siebenzehnten Jahrhundert, ist eine Sonderbarkeit; aber unter den Widersprüchen, die in der Welt herrschen, ist es eine der seltsamsten, daß die philosophische Nation das letzte Beispiel des barbarischen Vorurtheils gegeben habe.

Mylord Rea und David Ramsay, zwei Schottländer, trafen sich in Deutschland bei der Armee des

*) Essai sur la vie des. Wentworth, comte de Strafford. Par Lally Tolendal, Londres. 1765. P. 89.

Marquis von Hamilton, dem Karl I. die englischen Hilfstruppen anvertraut hatte, welche er dem Könige von Schweden zuschickte. Hier, behauptete Rea, habe Ramsey ihn überreden wollen, an einem Vorhaben, die Schotten zu empören, und Hamilton zum Könige auszurufen, Antheil zu nehmen; er habe sogar die Gesundheit des künftigen Monarchen, unter dem Namen Jakobs VIII. ausgebracht. Bei seiner Zurückkunft in London gab Rea die Reden Ramsay's an; da sie aber ohne Zeugen gehalten waren, bat er, der edle Angeber, um Erlaubniß, den unedlen Ritter vor ein Ehrengericht zu laden, um seine Klage mit den Waffen in der Hand, zu behaupten.

Die Bitte ward zugestanden, und ein Gericht ausgeschrieben, um den Prozeß (nach den Gesetzen der Waffen) zu entscheiden. Das Gericht bestand aus dem Großkonstabel, dem Kronmarschall, eilf Pairs und einem Ritter.

Der Lordmarschall öffnete es mit einer Rede, um zu beweisen, daß die Prozedur des Rittergerichts dem strengen Recht eben so gemäß sey, als die irgend eines andern Gerichtshofes, des Reichs. Nach ihm stellte ein Doktor der Rechte eine gelehrte Untersuchung über das Alter, die Gerichtsbarkeit und die Nothwendigkeit der Rittergerichte an, besonders im Falle eines Landesverraths, wenn sonst die Wahrheit nicht an den Tag gebracht werden könne.

Man erröthet eben so sehr über den Mißbrauch, den die Menschen von ihren Kenntnissen und ihrem Verstande machen, als über die Ehrerbiethigkeit, mit der Formen behandelt werden, die nur der Unsinn an die

Hand geben kann. In ganz England fand sich keiner, der über diesen Gerichtshof lachte. Fast alle hielten ihn für ehrwürdig.

Die Parteien wurden in die innern Schranken des Gerichts gerufen, und ihre gegenseitigen Bitten vorgetragen. Man las das Cartel des Anklägers. Es lautete folgendermaßen:

„Im Namen Gottes. *) Amen. Vor Euch erlauchtete Herren klage ich, Lord Rea, dich an, und fordere dich, David Ramsay, Esquire, als den, der die vorgedachten Reden im Mai und Junius 1630. gegen mich gehalten hat. Und wenn du sie läugnest, sage und behaupte ich, daß du Ramsay ein Verräther seyest, und offenbar lügst Und wenn die That nicht anders bewiesen werden kann, erkläre ich mich bereit, mit der Hilfe Gottes meine Anklage, und die Anforderung, die ich an dich thue; Leib gegen Leib, nach den Gesetzen und Gebräuchen der Waffen, in einem Zweikampfe, in Gegenwart unsers gnädigsten Herrn, des Königs zu rechtfertigen und zu beweisen.“

Nach geschehener Vorlesung warf der Ankläger in die Mitte des Gerichts einen rothen Handschuh, zum Zeichen der Befehdung. Der Angeklagte antwortete:

„Im Namen Gottes, Amen. Und ich David Ramsay, Ritter, Vertheidiger, ich sage und behaup-

*) Welche Blasphemie gegen die Quelle der Wahrheit und der Vernunft!

te, daß alles, was in der benannten Anklage und Ausforderung enthalten ist, falsch und boshafterweise gegen mich, und gegen die Wahrheit erdichtet, und geschmiedet sey. Und in so ferne du, Donald Lord Rea, es behauptest, sage und erkläre ich, daß du gröblich lügst, daß du ein unverschämter Verläumder bist, und daß du verdienest, als ein Verfälscher und Verräther bestraft zu werden. Auch erklare ich mich bereit, mit der Hilfe Gottes, das was ich zu meiner Vertheidigung vorgebracht habe, Leib gegen Leib, nach den Gesetzen und Gebräuchen der Waffen, in einem Zweikampfe vor unserm gnädigsten Herrn, dem Könige, zu beweisen und zu rechtfertigen, indem ich das Gericht unterthänig bitte, und eifrigst wünsche, daß der Ort und der Tag zum Zweikampfe ohne Verzug bestimmt werden möge."

Nach dieser Antwort warf der Angeklagte einen weißen Handschuh in die Mitte des Gerichtshofes, zum Zeichen des Kampfes.

Ein Waffenkönig nahm die beiden Handschuhe auf, und überlieferte sie in die Hände des Konstabels, der sie dem Protokollhalter des Hofes zur Verwahrsam gab.

Der Oberkonstabel befahl hierauf, daß der Kläger und der Angeklagte verhaftet werden sollten. Für beide traten Bürgen auf; viere für Lord Rea, zwei für David Ramsay. Sie erboten sich mit ihrer Person dafür zu haften, daß die beiden Kämpfer sich zu Gericht stellen, und nicht eher schlagen sollten, als der Gerichtshof sie dazu bevollmächtigen würde. Sonderbare Bürgschaft; als ob durchaus sich einer schla=

gen müßte, selbst wenn die eigenthümlichen Streiter ausgeblieben wären.

Nun schritt man zum rechtlichen Verfahren. So seltsam mischte man alles durch einander, daß nie nach einem festen Grundsatze verfahren wurde, Rea wollte nicht weniger als sechszehn Rechtsbeistände, die er aus Grafen, Vicomten, Baronen, Pairs-Söhnen, Rittern und Doktoren wählte. Ramsay, immer weit einfacher als sein Gegner, begnügte sich mit einem Rechtsfreunde, dem Doktor Eder.

Man hörte Zeugen über Reden ab, die unter vier Augen vorgefallen waren. Das war die Form an der man hing. Man sagte, um sie zu entschuldigen, daß die Aussagen Umstände angeben könnten, welche die angeblichen Reden mehr oder weniger glaubwürdig machten.

Mehrere Tage gingen mit diesen Proceduren hin. Einer der Doktoren hielt aufs neue eine Rede, die ernsthaft zu dem Schlusse führte, daß ein Zweikampf die Ungewißheit heben und die Wahrheit entdecken könne. Der Oberkonstabel nahm die hingeworfenen Handschuhe, steckte die Fehde in den einen, die Antwort in den andern, hielt jenen in der rechten, diesen in der linken Hand, legte sie hierauf beieinander, bog sie zusammen, und sprach so feierlich folgendes Urtheil:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, der heiligen und anbetungswürdigen Dreieinigkeit, die da eins ist, und des einzigen Gottes und Richters des Kampfes. Wir, die

wir hier seine Stellvertreter sind, unter dem ganz vortrefflichen Fürsten in Jesus Christus, unserm gnädigsten Herrn, dem Könige, der uns hiezu befehliget hat; Wir lassen euch, Donald Lord Rea, Befehder, und euch David Ramsey, Ritter, Befehdeten, zum Zweikampfe zu, über die Klage, so wie auch über die Antwort, so wie sie in den Schriften enthalten sind, und wir bestimmen euch hiezu den zwölften Tag des nächstkommenden Monats, zwischen Sonne und Sonne auf dem Felde Tattlefield in Gegenwart unsers gnädigsten Herrn, des Königs, damit jeder von euch nach allen seinen Kräften seine Sache behaupte.

So ungedacht konnten Menschen entscheiden, die sich berufen glaubten, über Menschen zu entscheiden, oder gar zu herrschen. Wie tief kann die Menschheit in ihren edelsten Kräften sinken!

Dem Lord Rea, wurde bis zum Tage des Zweikampfes die Westseite der Stadt, und Ramsay die Ostseite angewiesen. Das Gericht bestimmte den Ort, und die Anzahl, Größe oder Maß der Waffen, die aus einem langen und kurzen Degen, einer Lanze und einem Dolche bestanden.

Man beschied die Parteien an einem Tage vor dem Kampfe, um zu hören, ob sie noch etwas vorzubringen hätten. Lord Rea bat um Erlaubniß, auf dem Kampfplatze ein verschlossenes Zelt zu haben, daselbst trinken, essen, und alle seine Bedürfnisse befriedigen zu können; er verlangte außerdem Nägel, Hammer, Eisendrath, Pfriemen und Meißel, Rathgeber mit ihrem Rathe, einen Schneider mit Nähna-

deln, einen Waffenschmied mit Werkzeuge, einen Wundarzt mit Salben. Auch wollte er auf dem Kampfplatze seine Waffen versuchen, anlegen, ablegen, und andere Vertheidigungswaffen zu Hilfe nehmen können, und, wenn er unterliegen sollte, in geheiligter Erde begraben werden. Ferner bat er, den Kampfplatz den Tag vor dem Kampfe untersuchen zu können. Seine Anträge waren ohne Ende. Ramsay faßte sich kürzer: er forderte einen Raufdegen, einen Dolch, und eine Beschleunigung des Tages zum Zweikampfe.

So weit war das barbarische Possenspiel gediehen; schon war die allgemeine Neugierde rege; der Pöbel, der seinen Genuß nicht auf der Wage des Guten und Schönen abwiegt, lief dem Reize der Neuheit zu, und vergaß die Barbarei über das Ungewöhnliche. Zum Glück ward alles zum Blendwerke. Der König setzte erst den Tag des Kampfes einen Monat weiter hinaus, und untersagte ihn hierauf gänzlich, nahm seinen Auftrag zurück, und ließ das Rittergericht auseinander gehen. Die beiden Kämpfer wurden in der Tower gebracht, und nicht eher entlassen, als bis sie versprachen, nichts gegen einander zu unternehmen. Hamilton und Ramsay erhielten ihre Würden wieder, Rea verlohr seine Stelle in der Armee.

So endigte sich dieser Fall einer eben so ungereimten als lächerlichen Barbarei, aber zur Schande der englischen Gesetzgebung und Aufklärung ward mit diesem besondern Vorfalle das Vorurtheil selbst nicht wegfällig. In eben dem Jahrhunderte sah man noch in England eine gesetzliche Mordscene, die fre-

velnde Menschen Gottesgericht genannt haben, und noch ist das Gesetz eines gerichtlichen Urtheils zum Zweikampf daselbst noch nicht aufgehoben. In einem handschriftlichen Werke, dessen baldige Erscheinung zu wünschen ist, hat ein gelehrter Engländer bewiesen, daß jetzt noch, wenn eine Parthei auf eine Untersuchung durch Kampf, trial by battle, anträgt, der Richter ihm solches, den Gesetzen nach, zusehen muß. Welch ein sicheres Feld für Mörder und Verläumder!

Man hat einen Grund weniger, um sich zu wundern, daß in einem Lande, wo der Adel und die Gerichtshöfe solche Albernheiten begingen, die Vernunft sich so weit vom Parteigeiste bethören lassen konnte, daß eine ganze Nation zusah, als ein Usurpator den König, und dieser acht Jahr vorher seinen einzigen Freund enthaupten ließ.

Frau Venus und ihr Hof im Venusberge.

Eine alte Thüringische Volkssage.

Die Dichter und Romanciers des Mittelalters in Deutschland hatten ihre Mythologie eben so gut, wie die der Spanier und Provenzalen. Die ihren Helden helfenden oder schadenden übernatürlichen Freunde und Feinde bewohnten die Elemente, verkörperten sich, kamen auf die Erde, wählten sich ihnen gefällige Wohnplätze, und lebten und webten unter den Menschen mit sichtbarer Kraft und Macht. Mit

Wohlgefallen erblicken die Dichter die ihnen so nöthigen Geschöpfe ihrer Einbildungskraft von den Naturphilosophen ihrer Zeiten aufgenommen, in ihren ätherischen Sitzen befestiget, und siehe da! was poetisch, problematisch gewesen war, wurde philosophisch gewiß. So kamen die Elementarwesen aus der poetischen in die wirkliche Welt, und der Glaube zeigte sie geistigen Augen verkörpert.

Ein waltendes, gebietendes Wesen dieser Art, war die sogenannte Frau Venus, eine Fey, gleichsam die Königinn der Elementargeister, die Gebieterin aller zärtlichen Nixen, Ondinen, Sylphiden, Gnomiden, und Salamandriden, welche unter dem menschlichen Geschlechte sich Liebhaber und Verehrer suchten und sie fanden.

Die Leser kennen ja die zärtlichen Abenteuer und Liebschaften einer Melusina, Hulda, Erlinda, Marolla, deren Namen selbst in der Geschichte der Häuser Lusignan, Ondino, Marino, Marolla prangen, und wissen, wie sie manche Zauberkehle unserer Zeit die Volkslieder von der Saal= und Ilm= Nixe lieblich sang.

Dieser liebefreundlichen Wesen schöne Herrin, Frau Venus, (eine deutsche Armida,) hielt in einem Zauber= Gebiete offenen Hof, wohin sie alle Freuden eines lustigen Wohllebens in einen fröhlichen Kreis bannte, innerhalb welchem die deutschen Romanciers der Stapelgerechtigkeit zärtlicher Abenteuer und wunderbarer Ereignisse etablirten. Die Wallenden zu diesem Freudenhofe, genannt der Venusberg, fanden sich ein, und die Dichter verherrlichten

die Züge zu der freundlichen Herrin. Besonders wurden durch ihre Fahrten zum Venusberge die Ritter Adelbert oder Aribert, Sachsenheim, und der edle Tannhäuser, berühmt. Durch Erzählungen und Lieder sind ihre Gefährlichkeiten, Leiden, Freuden und Ergötzlichkeiten verewigt worden, und bis auf unsere Zeiten gekommen. — Lange ist das Lied vom Ritter Tannhäuser gesungen worden, und soll in einigen Gegenden des Thüringer Waldes noch immer bekannt seyn. Hier ist es:

Das Lied vom edlen Ritter Tannhäuser.

Nun will ich aber heben an
Vom Tannhäuser zu singen,
Und was er wunders hat gethan
Mit Venus der Teufelinnen.

Tanuhäuser war ein Ritter gut,
Und wollte Wunder schauen,
Da zog er in Frau Venus Berg
Und zu den schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser, ihr seyd mir lieb,
Daran sollt ihr gedenken;
Ihr habt mir einen Eid geschwor'n,
Ihr sollt von mir nicht wanken."

„Frau Venus mein, das hab' ich nicht,
Da will ich widersprechen,
Und sprách ein and'res das als ihr,
Gott hülf mir's selber rächen."

„Herr Tannhäuser, wie sprecht ihr nun?
Ihr sollt hier bei mir bleiben,

Ich will euch mein Gespielin geben,
Zu einem steten Weibe."

„Und nähm ich nun ein and'res Weib,
Ich hab's in meinem Sinne,
So müßt' ich in der Hölle Gluth
Auch ewiglich verbrennen."

„Ihr sagt viel von der Hölle Gluth;
Die hab' ich nie empfunden.
Gedenkt an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„Was hilft mir euer rother Mund?
Er ist mir gar unmehre.
Nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart!
Durch aller Frauen Ehre."

„Was wollt ihr mit dem Urlaub thun?
Ich will euch keinen geben.
Bleibt, edler Ritter, nur bei mir,
Und fristet euer Leben."

„Mein Leben, das ist worden krank,
Ich mag nicht länger bleiben;
Nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart!
Von eurem stolzen Leibe."

„Herr Tannhäuser! nicht sprecht also,
Und thut euch wohl besinnen;
Wir gehen in ein Kämmerlein,
Und pflegen dort der Minne."

„Thu ich's mit einem fremden Weib,
Hab' ich in meinem Sinne,
Frau Venus, edle Fraue zart!
Ihr sey'd ein Teufelinne."

„Ei Tannhäuser! was sprecht ihr nun,
Daß ihr mich wollet schelten?
Ihr sollt nun länger bei mir seyn,
Das müßt ihr dich entgelten."

„Frau Venus, und das will ich nicht;
Ich will nicht länger bleiben.
Maria Mutter, reine Magd,
Nun hilf mir von dem Weibe."

„Nun wohl, so sollt ihr Urlaub han?
Mein Lob das sollt ihr preisen.
Und wo ihr in dem Land umfahrt,
Nehmt Urlaub von den Greisen." —

Da ging er wieder aus der Burg,
In Jammer und in Reuen,
Ich will gen Rom wohl in die Stadt,
Will mich dem Papst vertrauen."

„Nun fahr' ich fröhlich auf der Bahn,
Gott wird es immer walten,
Zu einem Pabst, der heißt Urban,
Ob er mich will behalten.

„Ach! Pabst und lieber Herre mein,
Ich klag' euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab,
Wie ich euch will verkünden.

„Ich bin gewesen auch ein Jahr
Bei Venus, einer Frauen;
Nun möcht' ich Beicht und Buß empfah'n,
Daß ich möcht' Gott anschauen."

Der Pabst ein Stäblein in der Hand
Das war ganz weiß und dürre;
„So wenig dieß begrünen mag,
Kömmst du zu Gottes Hulde."

„Und sollt' ich leben nur ein Jahr,
Ein Jahr auf dieser Erden,
So wollt' ich Beicht und Buß empfah'n,
Und Gottes Trost erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden.
„Maria Mutter, reine Magd!
Von dir muß ich nun scheiden."

„Ich zieh nun wieder in den Berg,
Auf ewig, ohne Ende;
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will senden."

„Tannhäuser sey willkommen gut!
Dich mußt' ich lang' entbehren.
Willkommen sey, mein lieber Herr,
Zum Buhler auserkohren."

Und aber an dem dritten Tag,
Der Stab hob an zu grünen.
Der Pabst schickt aus in alle Land,
Wohin Tannhäuser komme.

Da war er wieder in den Berg,
Und hatt' sein Lieb erkohren.
Des mußt der vierte Paost Urban
Nicht seyn an ihm verloren.

Seit dieser Zeit sitzt der treue Eckart an dem Berge, und warnet die Menschen, nicht hineinzugehen; auch zieht er dem wüthenden Heere voran, welches Thüringens Wälder durchtobt, und rathet den Wanderern, diesem jagenden Unwesen aus dem Wege zu gehen. Daher das Sprichwort: Du bist der treue Eckart, und warnest jedermann.

Die Mönche, welche einen solchen Freudenhof für die Laien durchaus nicht leiden mochten, versicherten, ein ewig Klagegetön aus dem Berge erschallen zu hören, ein Jammer und Wehklagen ohne Ende. Aber die Dichter wollten nichts davon wissen, glaubten ganz andere Töne und Laute zu vernehmen, und schilderten, so gut sie es vermochten, das Hoch- und Wohlleben in dem Berge ganz anders. — Wir wollen hören, was sie davon zu sagen wissen.

„Mitten in einem schönen, buntbelaubten Thale lang dem Berge, bewachsen mit himmelanstrebenden Fichten, die Zierde und der Stolz der freundlichen, lieblichen Gegend. Ein silberhelles Bächlein durchmurmelte das stille Thal, und schön gefiederte Sangvögel wiegten sich, durch ihre sanften Stimmen die Gegend belebend, auf schwankenden fruchtbeladenen Zweigen der Bäume einer schönen Aue. An der östlichen Seite des Berges strahlten dem Erkohrenen, der den Eingang finden sollte, (denn Allen war es nicht vergönnt die Freuden jener schönen Unterwelt

zu schauen) die goldenen Worte von einer azurblauen Marmortafel entgegen:

Hier hält Frau Venus Hof.

Einer der Erkohrenen war der Thüringische Ritter Adelbert, der zu dem Berge kam. Gutmüthig trat der treue Eckart ihm entgegen und sprach: „Ich bin der treue Eckart, und warne jedermann." — Der Ritter stutzte und zögerte zurückzugehen. Der treue Eckart warnte wieder; der Ritter hörte, ach! gar zu lieblich singen, und blieb. Seufzend verließ ihn der treue Warner.

Drei lustig gekleidete Jungfräuleins, Blütengewinde in den braunen Haaren, Maienzweige in den weißen Händchen, traten dem Ritter entgegen, und sangen gar lieblich und fein:

Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kukuk ruft, der Finke schlägt,
Es jubelt was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier, Blümlein auf der Heide,
Dort, Schäflein auf der Weide.
Ach, seht doch, wie sich alles freut.

Es hat die Welt sich schön verneut:
Der Lenz ist angekommen.

Nach dem Ritter zurücksehend, gingen sie in den Berg. Er folgte den Sängerinnen nach.

Ein schmaler, hellerleuchteter Gang führte ihn auf einen schönen, mit Rosenbüschen umzogenen Platz. Blumen und Bäume standen in voller Blüte, freundliche Jungfrauen mit goldgelben Haaren, bekränzt mit duftenden Blumen, gingen freudig und fröhlich singend umher. Den Rosenzaun verschloß eine rothe Pforte, an der abermals die goldenen Worte zu lesen waren:

Hier hält Frau Venus Hof.

Die Pförtnerin, ein artiges rundes Mädchen, einen Kranz flechtend, nickte dem Ritter freundlich ihren stillen Grüß zu. Er dankte ihr sehr verbindlich fragend: Wird hier des Maimond's Freudenfest gefeiert? Sie sprach: dem edlen Ritter Tannhäuser zu Ehren, hält hier Frau Venus Hof; und öffnete die Pforte.

Feierlich trat der Ritter ein, und ging langsam auf ein schönes großes Gezelt zu, das zwischen Blumenhecken aufgeschlagen, und als er demselben nahe kam, trat eine schöne Freundliche ihm aus demselben entgegen, gekleidet in ein rosenfarbenes Gewand, mit Perlen wohl verziert und geschmückt, umhängt mit duftenden Blumengewinden. Eine Krone von strahlenden Edelsteinen zierte ihr Haupt. Sie trug ein weißes, mit Gold gesticktes Tüchlein in der Rech-

ten, und eine Laute in der linken Hand. In dem sie sich auf einen goldenen Sessel setzte, legte sie mit zärtlich schmachtendem Blicke ihr Haupt auf die linke Schulter, und griff mit Rosenfingern in die goldenen Saiten. Da trat eine ihrer Jungfrauen herzu, lispelte ihr etwas in's Ohr, und zeigte auf den sich nahenden Ritter. Sie bewegte die Lippen. Die Jungfrau ging auf den Ritter zu, streckte ihre weiße Hand ihm entgegen und sagte:

Frau Venus läßt euch grüßen,
Und läßt euch freundlich wissen,
Daß dem, der Spiel und Damen liebt,
Sie gerne die Erlaubniß gibt,
An ihren Hof zu kommen.

Der Ritter ergriff die Hand des freundlichen Mädchens, drückte sie sanft, und fühlte noch sanfter die seinige wieder gedrückt. Dann nahete er sich der schönen Königin des Platzes, nahm seinen Helm ab, und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder. Sie reichte ihm freundlich die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte, und hieß ihn aufstehen. Auf ihren Wink trat eine Jungfrau herbei mit einem goldenen, mit Weine gefüllten Horne, ihm den Ehrentrunk zu reichen. Die Königin aber rief ihm zu: „Ritterlich leere den Becher, auf die Gesundheit aller schönen Frauen, die lieben und geliebt werden." Der Ritter lächelte: „Der Minne, schöne Frau!" und that wacker Bescheid. So war er gefangen, und verblieb am Hofe der Frau Venus, ihr treuer Diener, Hofherr, ihr und ihrer zärtlichen Jungfrauen Liebhaber, gar lange Zeit, bis es endlich einem frommen Einsiedler gelang, als Frau Venus nicht daheim und ausgezogen

war die Gegend zu beschauen, in den Berg zu dringen, den Ritter mit sich zu nehmen, durch Bußen und Weihen ihn wieder zu sich zu bringen, und zu den Seinigen zurück zu führen."

Wie nach damaliger Sitte Fürsten und Herren an ihren Hoflagern es hielten, so wurde alles auch im Venusberge gehalten. Es wechselten daselbst Feste mit Festen, Turniere mit Tänzen, Jagden mit Gastmalen und allen erdenklichen Lustbarkeiten. Es wurde geritten, gerennt, gejagt, geschmaust, gezecht, getanzt, gelebt und geliebt. Dies erzählten die Dichter und Sänger der lauschenden Menge, und erzählten und sangen es derselben nicht vergebens vor.

Bei glänzenden Hoffesten, öffentlichen Aufzügen u. s. w. wurde der Venushof repräsentirt mit allen seinen Freuden, und gewährte den Schauenden viel Unterhaltung und Vergnügen. Der sitzt im Venusberge, hieß sprichwörtlich: der lebt hoch, in allen Lustbarkeiteen des Lebens und der Liebe. Daher sang der alte Dichter Hornbek:

Laßt uns mit frohem Leben
Zum Venusberge schweben,
Das Gute wohl genießen,
Es dankbarlich verschließen,
Und nichts verrathen nicht.

Dieser Warnung eingedenk, wollen wir weiter nichts sagen, und die Glücklichen süßen Selbsterfahrungen überlassen. Wer Lust hat den frohen Hof zu

besuchen, weiß nun, daß der Weg in welchem es so lieblich und lustig hergeht, bei Eisenach liegt.

Besonders merkwürdige Festlichkeiten und Aufzüge bei der Vermählung der Signora Bianca Capello, mit dem Großherzoge Don Francesco zu Florenz.

Bianca Capello, die Tochter eines Edlen Venetianers, verliebte sich in einen jungen Florentiner, Pietro Bonaventuri, der Handlungsdiener des Hauses Salviati war. Ihre Zusammenkünfte wurden zu letzt so vertraut, daß sie den Folgen derselben zuvor zu kommen, zusammen entflohen. Sie gingen im Dezember 1563. nach Florenz, wo sie sich trauen ließen. Bonaventuri hatte seine Geliebte hintergangen, und sich für einen Neffen des reichen Salviati ausgegeben; jetzt mußte er sich seiner Geliebten entdecken. Der Vater aber der Entführten und ihre Familie brachte die Sache vor den Senat, und baten um Gerechtigkeit und Rache. Daher setzte der Rath der Zehne zu Venedig 2000 Dukaten auf Bonaventuri's Kopf. Das war nun damals kein Spaß. Die Republik hatte lange Arme und die Nobili Banditen: Der Entführer schwebte also in großer Lebensgefahr. Seine Frau wußte ihn derselben zu entreißen.

Der damalige Erbprinz von Toskana, Don Francesco, war ein Liebhaber schöner Frauen, und schön war Bianca, reizend und verführerisch. Sie wußte es dahin zu bringen, daß sie der zärtliche Fürst sah. Sie sehen, sprechen, und von ihren Reizen gefesselt zu werden, war das Werk eines Augenblicks. Erst reichte er ihr in geheim, dann aber, als seine Gemahlin todt und Bonaventuri ermordet war, als Großherzog, öffentlich seine Hand. Die Republik Venedig ernannte sie zu ihrer Tochter; ihre Verwandten söhnten sich, durch ihr großes Glück entzückt und bewegt, mit ihr aus, und die Heirath wurde mit ungemeiner Pracht, mit der ihrer Tochter zu gleicher Zeit, zu Florenz im J. 1579 gefeiert. Die Festlichkeiten dieser glänzenden Hochzeitfeier sind in einem eigenen, jetzt, besonders in Deutschland, selten gewordenen Werke, welches vor mir liegt, beschrieben.

Feste nelle Nozze del serenissimo Don Franscesco Medici Gran Duca di Toscana et della serenissima sua consorte la Signora Bianca Capello. Composte da M. Raffaello Guallerotti. Nuovamente ristampate. Firenze 1579 in 4.

Aus diesem Werke wird ein zweckdienlicher Auszug den Lesern dieses Werkes vielleicht nicht unangenehm seyn, und gewiß mit Theilnahme gelesen werden. Es gibt die Beschreibung dieses Festes zugleich eine Ansicht vor der damaligen kostbaren Art fürstlicher Vergnügungen, die so sinnreich und unterhaltend die Romantik in die wirkliche Welt übertrugen, und mit derselben, gleichsam dieselbe vereinigten.



Gekommen war die schöne Zeit des Festes des heil. Johannes, als Don Francesko Medicis, Großherzog von Toskana, seinen getreuen Räthen und seinem erfreuten Volke erklärte, daß er auf göttliches Einrathen entschlossen sey, sich mit der Edlen Venetianerin Bianca Capello zu vermählen, und daß zugleich mit der seinigen, die Vermählung der erlauchten Pellegrina Capello, der Tochter der Großherzoginn, mit dem Grafen Ulysses Bentissoglio gefeiert werden sollte. Dieses erfreuliche Ereigniß zog die Blüthen des Adels Italiens nach Florenz, und es kamen auch dahin Signor Bartolomeo, der Vater, und Signor Victorio Capello, nebst seiner Gemahlin Helena, der Bruder der Großherzogin, ihr Onkel, der Edle Carlo Morosini, die edle Clara Quirini, und Giovanni Grimani, der verehrte Patriarch von Aquileja, nebst vielen andern Bekannten und Freunden und Anverwandten der edlen und erhabenen Neuvermählten.

Mit großer Feierlichkeit wurden die Ankommenden eingeholt und bewillkommet, und unter dem Donner der Kanonnen zogen sie in Florenz ein durch das Thor von S. Gallo, von den wohlbesetzten Fenstern und Balkons, auf denen, Sternen gleich, die schönsten Damen glänzten, mit lautem Jubel empfangen.

Bald darauf trafen die Abgesandten der erlauchten Republik Venedig ein, Sign. Giovanni Micheli, und Sign. Antonio Tiepolo, mit einem großen Gefolge, und begleitet von vielen Edlen aus Bologna,

Padua, Vicenza und Verona. Sie erklärten in einer eben so zierlich abgefaßten, als schön gesprochenen Rede, wie Großmuth, Liebe und Hochachtung die erlauchte Republik bewogen, die Neuvermählte anzunehmen zur wahren, einzigen Tochter der Republik und von S. Marko, und öffentlich dafür dieselbe zu erklären. — Darauf nun begannen die Feierlichkeiten zur Verherrlichung dieses zweifach glänzenden Festes.

Also wurde den 4. Okt. 1579 auf dem Platze S. Croce von schön armirten Rittern, ein treffliches Ringelrennen gehalten, welches sich mit einem Stiergefechte schloß. Alle Fenster und Balkons waren mit schönen, zierlich und prächtig geschmückten Damen besetzt, unter denen, dem Morgensterne gleich, am gestirnten Himmel, glänzend hervor, die schönen Blicke die Großherzogin hob; und entzückt, huldigten Ritter und Zuschauer der freundlichen Schönen.

Darauf wurde nach 8 Tagen, im Saale des Consiglio mit großer Pracht und Herrlichkeit, der Großherzogin die Königliche Krone öffentlich aufgesetzt, worauf man im Dome die heil. Messe hörte. Hierauf begab man sich nach dem herrlichen Lustschlosse Pratolino, wo eine große Jagd die Freuden dieses schönen Tags verherrlichte.

Den 14. wurden Schranken errichtet, an welche ein Kartel angeschlagen, und auch vertheilt wurde, des Inhalts: „Die Nachricht von der erlauchten Vermählung vernehmend, wären gekommen drei Ritter aus Persien, die Festlichkeiten dieser Tage mit den Waffen zu verherrlichen. Sie machten sich an-

heischig, jeder auf drei Stöße mit der Lanze, und auf fünfe mit dem Degen, zu behaupten, darzuthun, und zu beweisen, daß den persischen Damen die Welt gehöre." Dabei waren gesetzt viele herrliche und schöne Preise auf Stoß und Schlag. Da zeigte sich viel Reichthum und große Pracht.

Dem edlen Spiele eine würdige Bühne zu geben, wurden im Hofe (Cortile) des prächtigen Pallastes Pitti die Schranken errichtet. Ueberzogene Decken von Leinwand schützten die Zuschauer und Ritter, durch diesen künstlichen Himmel, gegen die Nachtheile jeder Witterung, ein herrliches Gemälde von Basiano Marsigli prangte im Hintergrunde, und unzählige Lampen von Glas und Silber, in allerlei Formen, machten die Nacht zum Tage. Dem Balkon gegenüber schwebten zehn geflügelte Genien, jeder 5 Ellen lang, herab, tragend brennende, goldene Lampen von verschiedener Form. Unter dem großen Bogen des Hofes stand eine Lichtpyramide, an jeder Seite mit einer königlichen, goldenen, mit Edelgesteinen besetzten Krone gezieret, deren Glanz durch brennende Wachsfackeln erhöht wurde. Dort saßen die Gesandten und vornehmen Edlen auf amphitheatralisch mit Tuch überzogenen Bänken. Auf einem Balkon daneben saßen vierzig der schönsten Florentinerinnen, und einige fremde Damen. Der reiche Blumenflor der hier dem Auge sich zeigte, bewies deutlich, wie die Kunst durch die Natur übertroffen werde: Denn die strahlenden Augen dieser Schönen verdunkelten den Glanz der Juwelen, welche dieselben schmückten.

Hoch darüber auf einem Balkon, gezieret mit dem Wappen des Hauses Capello, über welchem die

Königs Krone schwebte, saß die Großherzogin, ihre Tochter, Verwandten, und der Patriarch von Aquileja, gegenüber die Kampfrichter, ringsherum auf den Schranken standen Blumenväsche mit den herrlichsten Blumen. Die allgewaltige, mannigfache Beleuchtung goß ein Lichtmeer über den Hof.

Aus einem Zelte kamen heraus zwei persische Ritter, gekleidet in Purpursammet und Goldstoff, reitend auf künstlichen, sich wie natürlichbewegende, Elephanten, die von kleinen Morenknaben regiert wurden. Alsobald ertönten Trommeln und Pfeifen und viele Schüsse, und trieben die Elephanten nach einer Grotte, welche sich öffnete; und siehe da, man erblickte ein so künstlich gemaltes Meer, daß man dasselbe durchaus nicht für ein Kunstwerk halten konnte. Der Prospekt schloß die Ansicht der Stadt Venedig. Schnell, wie ein Blitz, erschien ein Wagen, gestaltet wie ein Thron von persischer Pracht, mit toskanischem Geiste gefertiget, gezogen von zwei Elephanten. Hoch auf demselben saßen die drei persischen Kämpfer, getrennt von einander durch Säulen, auf welchen Sphinxe ruheten mit beweglichen Köpfen. Der Wagen war reichlich mit Lampen behängt, und die Achsen der Räder glichen dem gestirnten Himmel. Der Wagen umzog die Bahn, die prächtig gekleideten Ritter grüßten mit ihren Lanzen die Damen, und ließen sich dann am Eingange der Grotte nieder, ihre Gegner erwartend.

Die Musik schwieg. Aus dem Hauptthore des Palastes traten mehrere Pilger hervor, in gewöhnlicher Tracht, jedoch kostbar gekleidet, und wohl aufgeputzt. Unter denselben befand sich als Pilgerin ei-

ne Jungfrau von ausnehmender Schönheit, in einer prächtigen, mit Perlen und Edelgesteinen besetzten Pilgertracht. Voll Anstand, sittsam und bescheidener Geberde trat sie einher, und wer sie sah, war entzückt. Als diese fromme Schaar die Schranken umwallet hatte, blieb sie an einem Berge stehen, zwischen einer meerumflossenen Stadt, und einem Tempel. Der Berg hieß Helikon, Delos die Stadt, und der Tempel war des pythischen Apollo. Eine sanfte Musik ertönte, die schöne Jungfrau neigte sich gegen die Großherzogin und sprach:

„Allgemein wird gesagt, in einem zärtlichen Herzen wohne weit mehr Mitleid, als in einem, welche Amors Pfeil noch nicht berührt hat. Daher wende ich mich zu Euch, edle Frau und Fürstin, mein Leiden Euch zu schildern. Ich, eine Edle Dalmatiens, wurde nach vielen Leiden, endlich die Braut des edlen, vielgeliebten Uliterio, und würde jetzt so glücklich seyn, seine Gattin mich nennen zu können, hätte nicht eine böse Zauberin mich um mein Glück gebracht. Ihrer Tochter wollte sie meinen Geliebten vermählen, und entführte ihn, unweit Damaskus, als er ausgezogen war, mit dem Schwerte die Schönheit seiner Braut gegen jeden zu verfechten, der sich ihm stellen würde. An eine Insel durch Sturm verschlagen, erschien ihm dort die Zauberin durch ihre Kunst, in jugendlicher Gestalt, und bat ihn, sie von der Gewalt eines Drachen zu befreien, der sie bewache. Er zweifelte nicht an der Wahrheit ihres Vorgebens, und folgte ihr. Sie aber sagte ihm, er müsse, um den Drachen zu erlegen, den Löwenkopf ihm abhauen, der auf seinem Rücken liege. Der Kampf begann. Es wollte Uliterio nicht gelingen, den Löwenkopf dem feuerspei-

enden Unthiere abzuhauen, und die Arglistige nahm lachend ihre wahre Gestalt an, und sprach: Hier bleibe verzaubert, bis eine andere erhabene, sittige, schöne Dame, dem Löwenkopfe die Krone nehmen wird, die bestimmt ist, von der würdigsten Fürstin der Erde getragen zu werden. Die Boshafte sagte das mir selbst; und fügte spöttisch hinzu: Wohlan! so wage es denn, deinen Herzgeliebten zu entzaubern. Ich pilgerte nach Delos, wo mir Apollo's Orakel Beistand versprach. Er selbst will mir den Weg zeigen zu der bezauberten Höhle, dort will er den Unglücklichen befreien, und schnell hieher bringen an diesen glückseligen Hof, der Zierde Italiens, mit drei Rittern zu kämpfen. Voll Furcht und Hoffnung nahe ich mich der Höhle. O! sendet Eure guten Wünsche mir nach."

Alsobald ertönte eine herrliche Symphonie, und es öffneten sich die Thore des pythischen Tempels, aus welchem ein Wagen von zwei mächtigen Löwen gezogen, in Form eines Dreifußes, herausrollte. In demselben saß ein Jüngling, mit Bogen und Lyra, als Apollo. Unter dem Balkon hielt der Wagen, und die schöne Jungfrau stürzte vor demselben klagend nieder. Apollo tröstete sie, und rief mit lauter Stimme: „Blitze des Himmels, zerschmettert jene höllische Grotte! und du, schändliche Zauberin, erscheine sammt deinem Ungeheuer vor mir." Sogleich flog eine Rakete dahin, zündete, und verbrannte die Höhle, aus welcher die Zauberin hervorstürzte, phantastisch gekleidet, in Silberstoff, mit Pfauenschweifen geziert, sitzend auf einem feuerspeienden Ungeheuer. Blitze strömten auf die Unholdin hernieder, und zwangen sie, selbst den Drachen aus der Höhle zu

jagen, und vor den Gott zu bringen. Dieser befahl der zitternden Jungfrau, die Krone des Löwenkopfs dem Unthiere vom Rücken zu nehmen. Sie that es, der Drache sank entseelt zu Boden, und unter demselben sprang Uliterio hervor, umarmte seine Geliebte, und dankte ihr. Die Zauberin stürzte voll Verzweiflung sich in die Höhle, die sich hinter ihr schloß, und Apollo recitirte fünf Stanzen, glückwünschend, zum Lobe der Neuvermählten. Uliterio, der Bräutigam Graf Ulysses Bentivoglio, weiß armirt; den silbernen Helm umfloß ein Meer von weißen, mit Gold umsäumten Federn, gleich an hohen Anstand, an Gewandtheit, Gestalt und Gesicht, dem jungen Achilles, wie ihn uns Homer schildert. Er grüßte die hohe Braut, ihre Tochter, schwur den Kampfrichtern keiner unerlaubten Waffen sich zu bedienen, und nahm, kampflustig, Platz auf dem Rittersitze.

Aber siehe da, ein neues Schauspiel! Es nahte sich der Wagen der Nacht, gezogen von schwarzen, mit silbernem Zeuge belegten Rossen. Einer Klippe glich der schimmernde Wagen, umgeben von Schilf und Rohr und flaternden Eulen und Feldmäusen. Zwei Statuen, des Schlafs und der Stille, prangten an den Seiten. Vorn saß der Sohn der Nacht: Leteres. Auf seinem Haupte schwebte eine leuchtende Flamme, in der Hand trug er eine blaue Kugel, seinen Achseln entstrebten zwei Falkenflügel, besetzt mit Mond und Sonne. Unter ihm saßen mehrere Schatten, oben auf dem Wagen lag ein Weib, gekleidet in Silbergewand mit schwarzem Schleier, in der Hand einen Strauß von Mohn, und so, das Haupt umkränzt, über der Stirn, den silbernen Mond. Ueber ihr saß, auf einer Wolke, ein Jüngling, in einem

himmelblauen mit Sternen gestickten Gewande, haltend den Thierkreis und eine Kugel.

Allmählich erhob sich die zwischen den Schatten und dem Himmel ruhende Nacht, ergriff eine Laute, und sang in Begleitung sanft ertönender Instrumente:

Nächtlich muß die Nacht dir danken,
Schöne Braut! Auf ihrer Bahn,
Zieht sie in die offnen Schranken,
Nimmt sich dieses Festes an.

Lang vergönnet in dem Hellen
Hier zu weilen ist mir nicht,
Doch zwei Ritter werd' ich stellen,
Die erfüllen meine Pflicht.

Die Nacht fuhr davon. Trompeten und Pauken erklangen, und alsobald kamen die beiden Ritter der Nacht herbei, herrlich gekleidet, in Violet und Gold. Der eine, Giuliano Ricosoli, genannt Erodulo, führte, als Morgen in seinem Schilde den Morgenstern, erhellend mit Auroren den Horizont, mit der Devise: Noster albescit polus; der andere, Aldello Placidi, genannt Sarpedon, führte als Schildzeichen, (impresa) den Mond, beschienen von der Sonne, mit der Umschrift: Aspice, et aspicior; sie verbeugten sich, und setzten sich neben Bentivoglio, auf den Rittersitz.

Alsobald fuhr herbei in den Kreis die reizende Göttin der Liebe auf einem Triumphwagen, umschwebt von Amoretten, gezogen von großen wei-

ßen Schwänen. Unter dem Balkon der Großherzogin hielt der Wagen, und Amor sang:

Meine liebe Mutter sprach:
Liebes Söhnchen suche nach,
Und bekenn' es mir ganz frei,
Wo die schönste Dame sey.
Alle Müh' ist schon verschwunden:
Diese Schöne ist gefunden!

Amoretten überreichten darauf der Großherzogin den goldenen Apfel, der sich, als sie ihn berührte, sogleich in eine königliche Krone verwandelte. Amor aber sang:

Goldene Zeiten werden kommen,
Und ich komme mit der Zeit.
Ihren Ruf hab' ich vernommen:
Bleibe hier in Ewigkeit.

Darauf flatterte er, sie liebkosend, zwischen die schönen Florentinerinnen, und die Ritter der Liebesgöttin erschienen in silbernen Waffen, mit silbernen Schilden, in welchen ein goldener Apfel zu sehen war, mit der Ueberschrift: Detor pulchriori; Graf Germanico Ercolano als Ritter der Beständigkeit, und Cavalliere Biffoli, als Ritter der Treue, grüßten, schwuren und setzten sich.

Sogleich kam auf die Bahn der junge, schöne tapfere Ritter Francesco Lunari, in blau und silberner Rüstung. Sein Helmschmuck, ein Nebel, stieg auf zum Himmel, und darüber prangte die Divise: Ove il piacer mi spinge. Kämpfend wollte er die Schön-

heit seiner Dame behaupten, gab den Schwur, und setzte sich zu den andern Rittern.

Nun erschienen in einer Perlenmutter-Muschel zwei fremdartig, aber reizend gekleidete Damen, Europa und Afrika vorstellend, mit ihren Rittern, neidisch auf ihrer Schwester Asia Glück, für welche die persischen Ritter kämpften, auch für sich kämpfende Ritter zu stellen. Sie spielten und sangen; die Ritter kamen herbei: Don Giovanno Mortalvi in silbernen Waffen und spanischer Tracht, genannt: der unglückliche, romantische Ritter, trug auf seinem, von Golde und Edelsteinen funkelnden Helme eine Cypresse mit der Divise: Pulchrior, quam fructuosa; und dies war der Ritter der Dame Europa. Der Ritter aber der Dame Afrika, Silvio Picolomini, trug braune Waffen, und mohrische Kleidung; sein Helmschmuck war der Mond, und die Devise: Virtute, et lumine crescit.

Auf Wellen schien das Muschelfahrzeug zu wogen, gezogen von Seeungeheuern, umgaukelt von Tritonen und Neriden, bis zum Balkon der Großherzogin, wo sie Lieder sangen zu ihrem Lobe. Die Ritter aber gaben den Schwur, und setzten sich zu den andern Kämpfern.

Ein großer, künstlich verfertigter Berg konnte seiner Schwere wegen nicht fortgebracht werden, und mußte am Eingange der Bahn halten. In seiner mitleren Höhe sah man eine Wiese mit Gebüsch, in welchem Jagd auf wilde Thiere gemacht wurde. Während nun der Berg so da stand, beritten die drei Ritter, Bentivoglio, Placidi und Ricosoli, die Bahn,

und brachen Lanzen mit ungemein viel Kraft und Zierlichkeit, räumten aber bald den Platz den Jägern der wilden Thiere.

Nun aber erschien ein seltsam gekleideter Knabe, nannte sich einen Lehrling des weisen Zauberers Fiscaneo, und las einen Brief der Ritter Polidacrio, Pieromine und Adrasto an seinen Meister ab, des Inhalts, daß sie auch nach Florenz gehen, und dort für die Schönheit ihrer Damen kämpfen wollten. Alsobald ertönten Trompeten und Pauken, in dem Zauberwalde, auf dem großen Berge wurde es lebhaft, und die angekündigten drei Ritter traten hervor, gekleidet in Karmesin mit Golde. Lucretio Pie d'Oca führte im Schilde einen Blasebalg, anfachend eine Flamme, mit der Uiberschrift: Del mio mol ministro fui. Einen Raben mit Trauben, von denen einige am Boden lagen, unaufgelesen, führte als Schildzeichen Octavio Conti, mit der Unterschrift: Colpa d'Amor non giá. Der Ritter Pappagalli aber hatte im Schilde einen Papagei, der in einen Käfig fliegen wollte, und die Umschrift: Tunc gratior. Sie legten den gewöhnlichen Schwur ab, und setzten sich zu den andern Rittern.

Alsobald schwamm heran auf blauen Fluthen ein ungemein großer Delphin, mit blasenden Tritonen umgeben und besetzt. Es wurde musicirt, und Lieder wurden abgesungen zum Lobe edler Damen. Und darauf kamen herbei zwei Ritter wohl gewappnet, in meergrünen Rüstungen, sich erklärend zu kämpfen für die Schönheit ihrer Damen, gegen die ...schen Ritter. Nero di Meri führte als Schildzeichen eine Perlenmuschel, mit der Schrift: Del mio

foco altri allampo; Battino Ricasoli aber, einen Polypen und die Devise: Dum cupio capior.

Ohne besondere Nebenerfindung kam auf die Bahn der Ritter Annibale Monaco, aber seine edle hohe Gestalt, und seine und seiner Knappen prächtige Kleidung, sein Gefolge von Pagen und Dienern, machten ihn dennoch zu einer der auffallendsten Erscheinungen. Helm und Schild waren golden, mit dem Sinnbilde eines Siebes und der Ueberschrift: Et his memoria; Schärpen, Binden und Decken, so wie seine Kleidung, waren Purpursammet, mit Gold und Edelsteinen reichlich besetzt.

Ihm folgten zwei Tritonen, blasend auf Schneckenhörnern, nach welchen sechs andere kamen, tragend düster brennende Fackeln. Den Meergöttern nach, gingen die drei Grazien. Die liebenswürdigen, schönen Mädchen bedurften keines andern Schmuckes, als ihre Reize. Drei eben so anmuthige Nymphen, aber anders gekleidet, folgten ihnen.

Auf einem silbernen Meere schwamm ein Muschelwagen, gezogen von zwei Tauben, in demselben stand, kostbar und reich gekleidet, Aphrodite zwischen sechs Amoretten, mit einem goldenen Zepter in der Rechten, in dem sie mit der Linken an einer Rosenkette gefesselt, einen Amor leitete. Hinter dem Wagen her, gingen an demselben geschmiedet, feuerspeiend, schüttelnd ihr Schlangenhaar, die ergrimmten Furien. Die Liebesgötter sangen:

Die Kühnheit der persischen Ritter,
Erzürnet die Göttin der Liebe.

Ist sie nicht den Wellen entstiegen,
Wie künstlich, das edle Venedig?
Wie? prangen denn nicht dort die Schönen
In lieblich erhabener Schönheit?

Was rühmen die persischen Ritter
Die Schönheit der persischen Frauen?
Sie sollen die Kühnheit wohl büßen:
Bewaffnet vom Gatten Vulkanus
Erschienen die kämpfenden Ritter,
Der Herrin des liebenden Reichs.

Da eröffnete sich plötzlich der Felsen, und in demselben erblickte das überraschende Auge Vulkan's Werkstätte, in welcher die Cyklopen die Waffen der Ritter schmiedeten. Ein Feuerwerk wurde abgebrannt, Musik ertönte, und die Paladine der schönen Venetianerinnen traten auf: Averardo di Medici, in seinem Schilde eine Sonnenblume und die Ueberschrift: Animo propensiori; Bartolomeo Cagali, im Schilde einen gen Himmel schauenden Hahn, und die Schrift: Vigilantior. Die Schönheit dieses Aufzugs ward von Jedermann bewundert und hochgepriesen.

Nicht genug, daß alle diese Paladine den kühnen Persiern kampflustig entgegentraten, Mars selbst wollte zur Erde herabsteigen, die Schönheit der Frauen seines, ihm noch immer theuern Florenz zu verfechten, und erschien also in den Schranken. Zuerst erblickte man das adriatische und thyrrhenische Meer, in Schürzen von Seepflanzen, die furchtbaren Haare mit Lotus, Binsen, Perlen und Korallen bekränzt; auf den Schultern trugen sie Delphine, in

den Händen Anker. Ihnen folgten zwei gewaltige Löwen, von denen der eine geflügelt, ein goldenes Diadem, der andere eine goldene Krone auf dem Haupte trug. Auf diesen Thieren saßen zwei Jungfrauen von königlichem Anstand und Wesen; die eine mit der Dogenmütze geziert, das offene Buch in der Hand, mit dem bekannten Pax Marce etc. und das Zepter mit dem geflügelten Löwen, repräsentirte die Adria, die andere, auf den mit Blumen durchflochtenen goldenen Locken, eine Krone, eine blaue, mit drei goldenen Lilien gezierte Kugel, in der einen ein gekröntes Zepter, in der andern Hand Toskana. Diesen Königsjungfrauen folgte ein Skorpion, 14 Ellen lang, in allen Bewegungen dem Leben nachgebildet. Auf seinem Kopfe stand die Fama, weiß gekleidet, mit silbernen Flügeln, durchaus mit Augen und Ohren gestickt, in der Hand die goldene Trompete. Mitten auf dem Skorpion stand als Mars, (der Ritter Ginori), in weiß und goldener Rüstung, einen mit Edelsteinen besetzten feuerfarbenen Mantel um die Schultern, eine goldene Sonne um die Brust, der antike Schurz reich verbrämt. Auf seinem mit weißen Federn geschmückten Helme saß ein Grünspecht, mit der Devise: Quid non, omine tanto? In der Hand die stählerne Lanze, stand er auf glänzenden Waffen. Fama redete die Großherzogin in Versen an, Adria und Toskana brachten ihr Sonette, und reichten ihr Buch und Kronen; Mars aber, auf dessen Schultern, als er auf den Balkon kam, ein glänzender Stern hervortrat, erklärte seinen Endzweck zu kämpfen:

Zu Ehr' und Ruhm der Huldinnen,
Der schönen Florentinerinnen.

Nun folgte ein Zug edler sienischer Ritter, die prächtig und sehr wohl gerüstet mit Musik und wackerer Begleitung auf die Bahn kamen. Ihnen folgten 20 Tritonen. Dann kam, auf einem künstlich gearbeiteten silbernen Delphine, Adria als Braut. Blau war ihr Unterkleid von Sammet mit silbernen Faden durchwirkt, ihr Oberkleid von feuerfarbenen Goldstoff, ihr goldener Gürtel mit vielen Edelsteinen besetzt, ein Meisterstück an Erfindung und Ausführung der Arbeit des besten Goldschmieds in Siena. Ein Silbermantel umschwebte sie, und schien sie zu heben. Ihre vier Paladine ritten, gleich Meergöttern auf Delphinen, und spornten ihre Thiere mit dem mächtigen Dreizack, ihre Harnische waren unter dem blauen, mit Gold- und Silberschuppen belegten Gewande verborgen, die Arme waren große Floßfedern, Beine und Füße waren zu einem Fischschwanze vereinigt, der Helm glich dem Kopfe eines ungeheueren Seefisches, statt Federn mit Schilf, Meergras, Korallen ꝛc. besteckt. Als Schild trug der Ritter Infiamato den Fisch Akarnaus, mit der Devise: Absumitur aestu; der Ritter Fidocuore, den Fisch Cantaro, mit der Devise: Una pro conjuge; Ritter Altaguide den Fisch Pompilo, mit der Devise: Ducit intutum; Ritter Bensicuro aber, eine sehr große Koralle, mit der Schrift: Detegit venena. Adria begrüßte die Herzogin und lobte die Gewandtheit ihrer Ritter.

Ohne großen Aufzug kam Graf Girolamo Scotto auf die Bahn, feuerfarben mit Silber gekleidet und gewappnet. Auf seinem Helme trug er eine ausgezinnte Mauer, von derer jeder Zinne ein Schleier auf den Rücken des Ritters hinabhing.

Jetzt erblickte man vier schöne junge, weiß und rosenroth bekleidete Nymphen, die Haare in vielen Zöpfen um die lieblichen Köpfchen geschlungen, mit Perlen durchflochten, an den niedlichen Füßchen zierliche silberne Sandalen und Wachsfackeln in den Händen. Diesen nach zogen vier gemalte Rosse mit Fischschwänzen eine herrliche Galeere, deren Hintertheil mit Basreliefs geziert waren, vorstellend die Siege der Venetianer gegen die Türken. Vorne Neptun stehend, den Dreizack in der Hand, faßte die Zügel der Seepferde. Auf dem Hintertheile, unter einem Purpurhimmel, stand der Venetianer, Graf Germanico Savorniano, und neben ihm sein Waffengesell: Alberto Contessi. Die Galeere war mit mehr als 30 Mann, so wie mit Musik und Geschütz besetzt und manche Salve wurde gegeben. In der Flagge sah man den geflügelten Löwen, der in einer Tatze ein Schwert, in der andern das Wappen des Hauses Capello hielt. Daneben wehte eine zweite rothe Flagge: Audenti nil inscium ducibus diis. Graf Savorniano erzählte, wie er auf seiner Meerfahrt von der Behauptung der persischen Ritter habe sprechen hören. Sogleich habe der Wunsch sich seiner bemächtiget, zur Ehre der schönen Venetianerinnen eine Lanze brechen zu dürfen. Neptun habe seinen Wunsch vernommen, habe sogleich die Galeere auf seinen Wagen gesetzt, und sey in einem Nu mit ihm hieher gefahren. Hier gedenke er nun, mit Erlaubniß der holden Damen, seinen Vorsatz auszuführen. Ein sanftes Kopfnicken der freundlichen Bianca erlaubte ihm das. Der Paladine, mit seinem Gefolge stieg aus. Seine schöne, edle, jugendliche Gestalt, sein reitzendes Gesicht, gewannen ihm die Herzen der Damen, besonders als er mit

wunderlieblicher Stimme ihnen seinen Entschluß vorsang. Sein feuerfarbner und goldener Anputz, der Helm, welchen viele Federn von eben dieser Farbe umschwankten, stand ihm sehr gut.

Ganz zuletzt endlich, erschien Ferrante Borbone de, Marchesi del Monte a Santa Maria, jetzt genannt auf der Bahn, der Pilgerritter. Die weiße, grüne, schwarze und goldene Farbe seines Schildes sollte ausdrücken: er hoffe stets mit reinem Herzen zu wirken. Die Devise sagte: In memoria del mio bene. Sein Waffengesell und sein Gefolge trugen Pilgerkleider.

Jetzt, da nun alle versammelt waren, nahmen alle Kämpen einander bei der Hand, und zogen paarweise um die Schranken innerhalb derselben, herum, grüßend die Damen. Darauf begann der Fußkampf. Der Anblick so kräftiger, gewandter Jugend der Kämpfenden entzückte alle Zuschauer, die des adeligen Spiels sich erfreuen mochten. Und als das Gefecht hitzig wurde, drang plötzlich eine Schaar von Löwen, Tygern, Bären ꝛc. herein, Raketen aus Mund und Nasen werfend, und trennte die Streitenden. Darauf entschieden die Kampfrichter: Die Siener hätten den besten Aufzug ersonnen, Bentivoglio am besten mit der Lanze, Piccolomini mit dem Schwerte und Buffoli im Gesellengefechte gekämpft. Nach und nach vertrieb der anbrechende Tag die große Versammlung, und der Platz wurde leer.

Den folgenden Abend wurde den Florentinerinnen und Venetianerinnen an besonderen Tafeln ein Banket gegeben. Nach der Tafel wurde turnirt, und getanzt, bis es tagte. So fort ging es einige Tage

hintereinander, bis die Gesandten, wohl beschenkt, entlassen wurden, und die Fremden nach und nach sich entfernten.

Unter den erwähnten Festlichkeiten verdient noch ein Turnier und der Kampf der Liebessklaven besonderer Erwähnung. Im Turniere kämpften Spanier und Mauren gegen einander und zeigten ihre Reiterkünste; jedoch so, daß sie statt der Wurfspieße irdene Kugeln mit weißem und schwarzem Pulver gefüllt, gebrauchten, so, daß statt der Wunden, Flecken die Besiegten kenntlich machten.

Den 11ten bestimmten drei äthiopische Ritter, die sich Sklaven der Liebe nannten, zum Kampftage. In einem gedruckten Kartel erklärten sie, daß Amor sich an ihnen als Verhöhnern der Liebe gerächt, und ihre Schönen gegen sie kaltsinnig gemacht habe. Zugleich hatte er ihnen auferlegt, so lange ihm gefesselt zu folgen, bis sie die Gunst ihrer Geliebten wieder erlangt hätten. Die Schönheit derselben zu behaupten, kamen sie auf dem Platze Santa Croce auf die Bahn. Die Damen wurden ersucht, Liebesgaben in die Hände der Kampfrichter zu legen, welche die Sieger belohnen sollten. Es wurden jedoch nur zwei Lanzen gebrochen, die Ritter gefesselt, beschenkt und belohnt, und damit dieses Nebenfest zum Besten der Kämpfenden beschlossen.

Moses Tod.

Moses Tod schildert der Talmud also:

Und es kam die Zeit, daß Moses sterben sollte. Da sprach Gott zu Gabriel, dem Engel der Barmherzigkeit, welcher im Lande Israels herrschet: Gabriel, gehe hin und bringe mir des Moses Seele. Er aber antwortete ihm: O du Herr der Welt! sollte ich den sterben sehen, der den Myriaden Israeliten an Würde gleich ist? sollte ich den erzürnen, den kein Tag seines Lebens gereuet, und dessen Seele nach keinem andern Wohnorte sich sehnet:

Da sprach Gott zu dem Michael, dem Fürsten über Israel, dem eingebornen Messias: Michael, gehe hin und bringe mir des Moses Seele. Der Engel aber antwortete: O du Herr der Welt! ich bin sein Lehrmeister; ich habe ihn unterrichtet in aller Weisheit, ich habe das Gesetz in sein Herz geprägt: ich kann ihn nicht sterben sehen. Da rief Jehova endlich den Sammael, den Vater des Bösen und Fürsten der Wildniß, durch den die Erdenbewohner außerhalb des gelobten Landes sterben. Sammael! sprach er, so gehe denn du hin und bringe mir die Seele Mosis. — Da bekleidete sich dieser alsobald mit Zorn, und gürtete sein Schwert um, und zog sich an mit Grausamkeit, und ging zu Moses — Moses aber sang zur selbigen Stunde:

Merkt auf, ihr Himmel, ich will singen, und du Erde höre die Rede meines Mundes.

Meine Lehre triefe wie der Regen, und meine Rede fließe wie der Thau: wie der Regen auf das Gras, und wie der Tropfen auf das Kraut.

Denn ich will den Namen des Herrn preisen: gebet unserem Gott allein die Ehre.

Er ist ein Fels, seine Werke sind unsträflich: alles was er thut, ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er. (5. Mos. K. 32. v. 1 — 4).

Wie Sammael den Moses hörte, und sah, daß der Glanz seiner Gestalt der Sonne gleich war, und er einen Engel des Herrn der Heerschaaren ähnlich sah; wie er keine That seines Lebens fand, die er seinem Geiste aufregte, daß Moses vor ihm erbangte, fürchtete sich der Engel, und zitternd wie im Abglanze der Gottheit, gedachte er: wahrlich! die Engel können dem Moses die Seele nicht nehmen. — Und Moses, der ihn erkannte, redete ihn an: die Gottlosen haben keine Gemeinschaft mit den Frommen. Was willst du hier? Sammael antwortete: ich bin gekommen. deine Seele abzuholen. Und Moses sprach: du wirst mir die Seele nicht nehmen. Von meiner Kindheit an bin ich auf dem Wege des Gesetzes gewandelt, noch ehe es war; ich habe mein Volk aus Egyptens Dienstbarkeit geführt, und habe Wunder und Zeichen gethan vor Pharao und seinem Hause, ich habe das Gesetz empfangen aus Jehovas Feuerflammen;

ich wohnte unter seinem feurigen Thron, meine Hütte war unter seiner Feuersäule; ich redete mit ihm von Angesicht zu Angesicht, und offenbarte seine Geheimnisse den Menschenkindern. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen.

Und Sammael ging zurück, und gab Bericht Jehova. Jehova aber antwortete ihm drohend: gehe hin und bringe mir die Seele Mosis! Darauf zog er stracks sein Schwert aus der Scheide, und stand vor Moses. Moses aber erhob sich, entrollte ihm die Rolle des Lobgesanges, und sprach:

Er ist ein Fels, seine Worte sind unsträflich. Alles was er thut ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. — Keine Gewalt hat der Fürst der Finsterniß über die Kinder des Lichts. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen.

Moses schwang die Rolle des Gesangs, sein Antliß strahlete, und zitternd floh Sammael zurück.

Da kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Moses bereite dich! das Ziel deines Todes ist herbeigekommen. Und der heilige gebenedeite Gott kam hernieder vom obersten Himmel, die Seele Mosis zu empfangen. Meine Tochter sprach er zu ihr: hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, daß du in des Moses Leib seyn solltest. Nun ist dein Ende gekommen, heraus zu gehen: gehe heraus, und säume dich nicht.

Und sie sprach zu ihm: O du Herr der Welt! ich weiß, daß du ein Gott aller Geister und aller Seelen bist, und daß die Seelen der Lebendigen und der Todten in deine Hand gegeben sind: ich weiß es, daß du es bist, der mich geschaffen und gebildet, und hundert und zwanzig Jahr in den Leib Mosis gesetzet hast. Ist nun aber ein Leib in der Welt, welcher reiner ist, als der Leib Mosis? Er ist von keiner Sünde befleckt, kein Wurm ist in ihm gesehen worden; kein unreiner Hauch hat ihn angewehet. Deswegen liebe ich ihn, und will nicht aus demselben gehen.

Und Jehova erwiederte: Seele gehe heraus und säume dich nicht! ich will dich in den obersten Himmel führen, und unter den Thron meiner Herrlichkeit zu dem Cherubin und Seraphin setzen.

Sie aber sagte zu ihm: O du Herr der Welt! zwei Engel, die Diener deiner Majestät, Asa und Asael, sind von der Höhe hernieder gestiegen, haben nach den Töchtern der Menschen gelüstet, und ihren Weg auf Erden verdorben, bis daß du sie zwischen der Erde und dem Firmament des Himmels aufgehängt hast. Der Sohn Amrams aber ist rein von jeder Lust; nie widerstrebte sein Leib meinem Willen, er wandelte im Gesetze, ehe es war, und aus seinem Herzen gab er das Gesetz, das ihm göttlich und deine Offenbarung dünkte. Ich bitte dich, laß mich in dem Leibe Mosis.

Doch es stehet geschrieben: Es ist keine Macht, die vom Tode errette.

Und der heilige Gott küßte den Gerechten, und nahm ihm seine Seele hinweg durch den Kuß seines Mundes und weinete: Wer wird mir wider die Boshaften stehen? wer wird sich mir stellen gegen die Uebelthäter? (Ps. 94. v. 16). Denn es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Moses. (5. Mos. 34. v. 10).

Die weiße Frau.

Ein Spuckgeist.

Nicht an einem, sondern an vielen Orten unterhielt man sich von der weißen Frau, und von ihren Erscheinungen, als Todesbotschaften. Woher mag ein so allgemeines Mährchen (denn das ist es doch wohl nur) entstanden seyn? Folgende Erzählung mag der deßhalb entstandenen Muthmaßung vorangehen:

Ein Herr von Ansehen reisete mit einem andern an einem frühen Morgen über ein Feld. Ein Hase lief ihnen über den Weg. Das ist ein böses Zeichen, sagte der Herr. Und warum das? fragte der andere. Weil es besser wäre, der Hase läge gebraten in der Schüssel, antwortete jener etwas leise. Der Postknecht, der sie fuhr, hatte nur das Erstere, nicht aber die Auflösung, die er gar für ein Geheim-

niß hielt, gehört. Als er nach Hause kam, erzählte er seinen Mitknechten im Vertrauen, der Herr hätte gesagt, es wäre ein böses Zeichen, wenn ein Hase über den Weg läuft; und von der Stunde an wurde es wirklich von allen für ein böses Zeichen gehalten, welches der Aberglaube sehr weit umher bekannt zu machen, nicht verfehlte. Aber was hat der Hase mit der weißen Frau gemein? das soll nun folgen.

Vor alten Zeiten hatten wir die Wittwentracht der hohen Standespersonen ganz weiß, und durfte Zeitlebens nicht abgelegt werden. Daher nannte man fürstliche Wittwen gewöhnlich weiße Frauen.

Clementia, Ludwigs des Heiligen, Königs in Frankreich, Mutter, wurde in ihrem Wittwenstande nicht mehr Clementia, sondern Blanca genannt. Im Roman des Schwanen-Ritters wird die Mutter des Königs Orient, die doch Matbrune hieß, allemal la Reine blanche benennet; und dergleichen Beyspiele liefert uns die Geschichte mehrere.

Was konnte natürlicher seyn, als daß man bei Besorgniß eines hohen Todesfalle den Ausdruck gebrauchte: Es mögte bald eine weiße Frau (d. i. eine fürstliche Wittwe) am Hofe gesehen werden. Traf die Besorgniß ein, so konnte es nicht fehlen, daß der oder einer andern die Bemerkung gemacht wird: „Man habe es vorher gesagt, daß eine weiße Frau erscheinen würde."

Nur das Zeitwort darf von einem, der es halb gehört, verändert worden seyn. So hieß es:

„Eine weiße Frau ist erschienen."

Und dieses von einem zum andern weiter erzählt, hat das Mährchen von der weißen Frau, eben so ausgebreitet, als den Aberglauben von dem Unglücks-hasen. Ein Jeder mag glauben, was er will; hier folget was von der weißen Frau (einer oder mehreren) erzählet wird.

Die gewöhnliche Tradition ist, daß die weiße Frau eine böhmische Gräfin, Perchta von Rosenberg sey. Sie ward zwischen 1420 und 30 geboren. Ihr Vater, Ulrich von Rosenberg, war Oberburggraf in Böhmen, und unter Autorität des Pabstes, oberster Feldherr des katholischen Heeres gegen die Husiten. Er vermählte seine Tochter an Johann Lichtstein, einem steyerischen Freyherrn, einen lasterhaften und äußerst hartherzigen Mann. Ihre Ehe mit diesem Barbaren war voll Elend und Jammer. Endlich befreite der Tod des Tyrannen das lange gequälte seufzende Weib aus ihrer Sklaverei. Sie kehrte nach Böhmen zu ihrem Bruder Heinrich zurück, und übernahm nachmals mit eben so vieler Klugheit als Gutherzigkeit die Erziehung mehrerer Waisen aus ihrer Familie, unter andern die verwaisten Söhne des Meinhard von Neuhaus. Bei diesem ihren dankbaren Mündel blieb sie bis an ihren Tod, und hieß schon bei ihrem Leben wegen ihrer weißen Wittwentracht die weiße Frau.

Sie erbaute das neuhausische Schloß. Dieser

Bau dauerte viele Jahre zur großen Beschwerde der Unterthanen, die bei Grabung und Aufführung der Wälle, Aufrichtung der Thürme und Zuführung der Baumaterialien gebraucht wurden.

Der freundliche Zuspruch der weißen Frau erleichterte ihnen indessen die Last des Frohndienstes. Nach Vollendung des Baues richtete sie allen Unterthanen ein kostbares Mahl an, und machte eine Stiftung zur jährlichen Wiederholung eines solchen Liebesmahls, das nachher auf den grünen Donnerstag verlegt, und von dem dabei gewöhnlichen Hauptgerichte, der süße Brei genannt ward.

Ob diese Stiftung noch bestehen mag? ist mir unbekannt. Wenigstens bestand sie noch gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Der Jesuit Balbinus versichert, daß er mehr als einmal unter den Zuschauern zugegen gewesen, und daß jedesmal zum wenigsten siebentausend, zuweilen neun bis zehntausend Arme aus der ganzen umliegenden Nachbarschaft auf den geräumigen Schloßplätzen zu Neuhaus wären bewirthet worden. Zehntausend hungerige Magen auf einmal zu bewirthen und satt zu machen, will freilich für einen böhmischen Edelmann immer schon viel sagen. Indessen was thut und glaubt man nicht, um nur nichts mit der weißen Frau zu schaffen zu haben? Denn das sonst so gutmüthige und freundliche Gespenst gerieth doch, sagt man, jederzeit in die äußerste Wuth, wenn in einem Jahre aus Geiz oder Nachlässigkeit der Besitzer von Neuhaus die feierliche Mahlzeit des süßen Breies unterblieb. Dieß geschah vornämlich im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden eine Zeitlang Neu-

haus im Besitz hatten, und sich um die weiße Frau und den süßen Brei unbekümmert ließen. Jetzt erschien sie nicht, wie sonst mit der Miene einer Dulderin, sondern mit aller Würde und Wuth eines zürnenden Weibes. Das ganze Schloß war voll Lärm und Unruhe, die Wachen wurden verjagt, geschlagen, und von einer unsichtbaren Kraft zu Boden gestürzt. Die Officiere wurden bei der Nacht aus den Betten geworfen und auf der Erde herumgezogen. Ein Bürger rieth endlich dem schwedischen Commandanten, das unterlassene Liebesmahl anzurichten. Er that es, die weiße Frau war besänftigt; und sieh, auf einmal war alles wieder ganz ruhig.

Balbinius berichtet, in dem neuhausischen Schlosse stehe ein Bild in Lebensgröße, das die weiße Wittwe vorstelle. Alle, denen die weiße Frau jemals erschienen, gestanden, daß dieß Bild ihr wie aus den Augen geschnitten sey. Er selbst sah es 1655, und bemerkte auf demselben nicht nur das rosenbergische Wappen, sondern auch den Namen Percht a. Uebrigens erscheinet sie in Böhmen an mehreren Orten, immer indessen nur bei vornehmen Familien. Warum sie aber vornämlich in dem Schloß zu Rosenberg und denen zu Neuhaus zu erscheinen pflegte, ist begreiflich, da sie in jenem geboren, in diesem hingegen, das sie selbst erbaut, gestorben ist. Sie erscheinet daher auch nirgends öfters, als zu Neuhaus, und sie ließ sich zu der Zeit, da sich Balbin in dem damaligen Jesuiten-Collegium befand, so weit herab, durch ihre Erscheinung auch die Todesfälle der Mitglieder dieses Collegiums zu weissagen.

Der Pater Müller erzählte dem Balbin, er habe selbst die weiße Frau um Mittagszeit gesehen, wie sie aus einem Schloßfenster von einem öden Thurme auf die Stadt Neuhaus herabgesehen. Als aber jemand auf dem Markte mit Fingern auf Sie gezeigt, wäre sie zwar von ihrem Platze nicht weggegangen, wäre indessen immer kleiner geworden, und endlich verschwunden. Wilhelm Schlavata, böhmischer Reichskanzler und Herr dieses Schlosses, erwähnt nicht nur in seinem libris apologeticis der Erscheinung der weißen Frau, als einer sehr gewöhnlichen landkündlichen Sache, sondern setzt auch hinzu, die weiße Frau befinde sich im Fegfeuer, und könne daraus nicht eher erlöst werden, als bis das Schloß zu Neuhaus entweder eingefallen oder niedergerissen seyn würde.

Die andern Oerter in Böhmen, wo sie von Zeit zu Zeit erscheinen soll, sind nach Balbins Bericht: Krumtow, Wittengau, Frauenberg, das Schloß zu Bechin, zu Teltzen, das uralte Schloß zu Waselow und Schwamberg, und das Schloß der Herren von Berckau. Vermuthlich sind diese Familien sämmtlich durch Verwandtschaft mit den Häusern der Herren von Rosenberg und Neuhaus verknüpft.

Sie erscheinet indessen nicht immer bloß als Todesprophetin, sondern auch bei bevorstehenden Geburten, Vermählungen und andern frohen Begebenheiten in der Familie.

Zum Unterschiede trägt sie bei einem Sterbefall an beiden Händen schwarze Handschuhe; zur Anzeige

fröhlicher Vorfälle hingegen erscheint sie, nach Francisci Ausdruck, durchaus weiß im Talar nach der Weise vornehmer Standeswittwen. Doch schreibt Gerlach (im türkischen Tagebuche) der kaiserliche Gesandte bei der Pforte, Freiherr von Ungnad, habe in Constantinopel erzählt, so oft einer vom rosenbergischen Geschlechte in Böhmen geboren würde, erschiene ein Weib in weißer, wenn aber jemand sterbe, eine in schwarzer Kleidung. Bisweilen geht sie in Neuhaus mit raschem Gang durch das Schloß, öffnet und schließt bald dieses, bald jenes Zimmer mit einem an ihrem Gürtel hangenden Bunde Schlüssel. Sie ist überhaupt nicht lichtscheu, und zeigt sich daher nicht nur zur gewöhnlichen Gespenster-Stunde bei Nacht, sondern selbst bei hellem Tage. Wenn ihr jemand begegnet und sie grüßt, ertheilt sie ihm mit Neigung des Hauptes, und mit aller Gravität einer bejahrten vornehmen Wittwe, einen freundlichen ernsthaften Gegengruß, und geht, wenn man sie nicht hindert, ruhig und sittsam ohne jemand zu beleidigen, ihren Weg fort. Nur dann, wenn jemand sie mit Flüchen begrüßt, macht sie ein finsteres Gesicht, ja zuweilen verfolgt sie den vermessenen Lästerer mit Steinen, und allem, was ihr in die Hände kommt. Diese Reizbarkeit bewies sie vornämlich 1539 auf dem Schlosse zu Wittengau, als der damalige Besitzer desselben, Peter Wack von Rosenberg, welcher der Letzte seines Stammes war, noch als ein neugebornes Kind in der Wiege lag.

Dieses Kind war ein besonderer Liebling der weißen Frau. Sie wiegte es, wenn die Wärterinnen schliefen; nahm es, wenn es weinte, freundlich aus der Wiege auf ihre Arme, küßte es, spielte mit

ihm und trug es mit aller Freundlichkeit und Herzlichkeit einer Kindermuhme durch die Zimmer herum. Nach einiger Zeit ward eine neue Kinderwärterin angenommen, der dieß Schauspiel ganz neu war, und der die Collegenschaft eines Gespenstes nicht anstand. Sie faßte daher einmal Herz und riß der geschäftigen weißen Frau das Kind aus den Armen. Jetzt ward sie auf das äußerste erbittert, und hielt an die vermessene Magd eine so nachdrückliche Rede, wie sie nur immer von der geläufigen Zunge der geübtesten Höckerin strömen kann. Wer Lust hat, mag sie in Franziszi höllischen Proteus S. 83 selbst nachlesen. Nach gehaltener Rede verschwand sie, ohne sich wieder bei dem Kinde sehen zu lassen; nachdem sie es noch der Amme nachdrücklich empfohlen, und ihr zugleich aufgetragen, ihm einst in seinen Jünglingjahren die Liebe der weißen Frau für ihn zu erzählen, und ihm dabei den Ort in der Wand zu zeigen, wo sie aus- und einzugehen gepflegt hatte. Dieß geschah, und Peter Wack ließ, als er Besitzer des Schlosses geworden, in der Wand nachgraben, und fand — einen unermeßlichen Schatz, wovon er 1611 dem Kaiser Rudolph einige hundert tausend Thaler zur Belohnung für das mißvergnügte passauische Kriegsheer vorschoß.

Ueberhaupt hat sich die weiße Frau bei mehrern Gelegenheiten dienstfertiger und herablassender gezeigt, als man es von einer Matrone ihres Standes und von der furchtbaren Todesverkünderinn erwarten sollte. Als im Jahre 1604 Joachim von Neuhaus auf dem Tode lag und niemand einen Beichtvater holte, übernahm die weiße Frau in höchst eigner Person dieß Geschäft, und holte den Pater Rektor des Jesuiten-

Collegiums Nikolaus Pistorius. Ein andermal, als Frau Catharina von Montforth, die Frau Maria von Hohenzollern in ihrer Krankheit zu Bechin besuchte, und nicht gleich eine Fackel bei der Hand war, erschien auf einmal die weiße Frau und leuchtete mit einer Fackel voran. Einer großen Fürstin, die eben vor dem Spiegel stand, und ihre Kammerfrau fragte, wie viel die Uhr sey, erschien ebenfalls plötzlich die weiße Frau mit der Antwort:

„Zehn Uhr ist es, ihr Lielden.“

Fragen wir, wie denn dieß böhmische Nationalgespenst dazu gekommen, sich auch in Berlin und an andern Höfen in Europa sehen zu lassen, so weiß sich die Legende zu helfen. Das rosenbergische Haus, heißt es, war seit jeher wegen seines großen Ansehens und Reichthums mit mehrern fürstlichen Häusern Deutschlands verschwägert. Wilhelm von Rosenberg, Oberburggraf von Böhmen, heurathete viermal, und jedesmal eine Fürstentochter Deutschlands. Besonders ist eine Vermählung mit des Churfürsten von Brandenburg Joachim des II. jüngster Tochter Sophia merkwürdig, und historisch gewiß. Er hielt 1561 ein prächtiges Beilager zu Berlin, und ein Theil seiner Morgengabe war — die weiße Frau. Vermuthlich war das Fegfeuer bisher noch zu unwirksam gewesen, um alle irdische Schlacken aus ihrer Seele auszubrennen, so daß sie auch hier noch dem Stolze unterlag, den der nun unerwartete Glanz ihres Hauses bei den fürstlichen Vermählungen ihres Urneffen rege macht. Genug, sie wollte nicht allein zurückbleiben, und erhob sich also nunmehr aus

dem Range eines hochgräflichen Gespenstes, zu dem eines fürstlichen. Ihr Stolz begnügte sich damit noch nicht. Sie bildete sich ein, alle mit dem Hause Brandenburg nahe oder ferne verwandte Häuser wären nunmehr auch ihre Verwandten, denen sie daher von Zeit zu Zeit einen freundschaftlichen Besuch schuldig sey. Und so kam sie denn nicht nur nach Bayreuth, wo sie 1678 den Tod des apanagirten tapfern Prinzen Erdmann Philipp, des Markgrafen Georg Albrechts Sohn, durch ihre Erscheinung auf seinem Stuhle, vorher verkündigte, sondern auch nach London, Kopenhagen, Stockholm u. s. w.; und wofern die alte böhmische Matrone Gelegenheit hat, irgend einen genealogischen Kalender aus unsern Regionen zu erhalten, so wird sie nicht ermangeln, bei allen Höfen Europas nach der Reihe sich vorstellen zu lassen, oder vielmehr als Base sich selbst vorzustellen. So kann man sich es denn doch allenfalls erklären, daß öfters fürstliche Todesfälle sich ohne einen vorherigen Zuspruch der weißen Frau ereignet haben. Die gute Matrone ist zu entschuldigen. Sie hat ein gar zu weitläuftiges Departement. Ihr Besuch am berlinischen Hofe im Jahr 1628 ist besonders merkwürdig. Bisher war sie immer stumm gewesen. Die lang unterdrückte Weiblichkeit siegte endlich. Die weiße Prophetin that ihren Mund auf und rief mit vernehmlicher Stimme:

Veni, judica vivos et mortuos.
(Komm, richte die Lebendigen und die Todten.)

Peter Goldschmidt erzählt in seinem höllischen Morpheus daß in den Jahren 1659 und 1660 sich die weiße Frau in Berlin sehen ließ, und daß

bald darauf die Mutter des Churfürsten zu Crossen und seine Schwester die Herzogin von Curland, (welches doch erst 1676 geschah) gestorben wären. Ein Umstand, welcher der sonstigen Tradition widerspricht, die sie nur männliche Todesfälle verkünden läßt. Bei ihren damaligen Besuchen zeigte sie sich so rüstig und mannhaft, daß sie den churfürstlichen Oberstallmeister von Burgdorf, der anfänglich ihre Existenz bezweifelt hatte, und sie, als er ihr begegnete, etwas hart anredete — die Treppe hinunter warf. Im Jahr 1667 erschien sie abermals wider die Regel als weibliche Todesprophetin um den Tod der Churfürstin Louise Henriette anzudeuten.

Und zwar erschien sie dießmal im Schlafzimmer der Churfürstin, am Tische sitzend, als ob sie schriebe. Als die Churfürstin selbst kam, stand sie auf, verneigte sich, und — verschwand. Der Tod des großen Churfürsten ward ebenfalls von ihr geweißsaget. Wenigstens sah sie ein Jahr vorher der Hofprediger Brunsenius auf dem Schlosse herum spazieren, als er eben an einem Sonntage sich auf dem Schlosse, um daselbst zu predigen, eingefunden. Er bemerkte sich Tag und Stunde, und — credite posteri! — nach einem Jahre erfolgte an demselben Tage der Tod des Churfürsten. Der Aberglaube ist nie mit sich selbst einig. Man darf sich also nicht wundern, daß uns außer der böhmischen Gräfin Perchta von Rosenberg noch andere Frauenzimmer genannt werden, die nach ihrem Tode die Rolle der weißen Frau zu spielen übernommen. Man nennt uns vorzüglich eine verwittibte Gräfin von Orlamünde, über deren Namen man jedoch nicht einmal einig ist. Nach einigen hieß sie Beatrix und war des Gra-

sen Otto I. von Orlamünde Wittwe, nach andern Cunigunda, und eine dritte Nachricht nennt sie Agnes. — Der Burggraf von Nürnberg, Albrecht der Schöne, machte einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz, daß sie sich über die Regeln der weiblichen Sittsamkeit hinwegsetzte; und sich ihm selbst zur Gemahlin antrug. Aber sie hatte von ihrem ersten Gemahl zwei Kinder am Leben. Diese dienten dem feinen Burggrafen zum Vorwande, um dem unerwarteten Antrage mit guter Manier auszuweichen. Ihre Liebe ward durch dieß Hinderniß nur noch mehr entflammt. Sie schwur ihren Kindern den Tod. Eine lange dazu verfertigte Nadel, die sie ihnen durch die Hirnschale stieß, war das Werkzeug des Mordes. Die grausame That ward entdeckt, und die Mörderin zum ewigen Gefängnisse verurtheilt. Hier von zwei Furien gefoltert, von verschmähter, beleidigter Liebe, und von dem Bewußtseyn des schrecklichen Mordes, nährte sie in ihrer rachsüchtigen Seele den Wunsch, einst nach ihrem Tode noch den Abkömmlingen des Zollerschen Hauses, so lange nur noch einer des Stammes übrig wäre, zum Schrecken in weißer Tracht zu erscheinen. Ihr Wunsch, sagt die Legende, ward erhört, und sie — spuckte. Nach dieser Erzählung ist nun die weiße Frau nicht mehr eine warnende Freundin, sondern ein feindseliges, rachsüchtiges Weib.

Eine andere Beatrix, welche auch, jedoch nur in Cleve, als weiße Frau zuweilen erscheint, ist jener böhmischen Perchta in ihrem Betragen mehr ähnlich. Sie war eine Tochter und Erbin Dietrichs, Grafen von Cleve, des Letzten aus dem Geschlechte Ulfinus. Als sie noch bei ihrem Vater zu Nimwegen wohnte, kam, wie die Legende

sagt, Elias Grail auf einem Schifflein, das von einem Schwane an einer goldenen Halskette gezogen wurde, den Strom hinabgefahren, und erhielt die Beatrix von ihrem Vater zur Ehe, mit dem Versprechen, daß nach seiner Herkunft nie gefragt werden sollte.

Nachdem Beatrix von ihm drei Kinder geboren hatte, drang sie dem Versprechen entgegen, sehr darauf, seine Abkunft zu erfahren; worauf aber Elias Grail alsbald verschwunden ist. Vermuthlich hat sie deßhalb viele Reue empfunden, und will ihre schädliche Neugierde nunmehro damit büßen, daß sie auf die Erhaltung aller folgenden Besitzer von Cleve wachet, und die Todesfälle in deren Familien sowohl, als andere Hauptbegebenheiten ankündiget.

Sie läßt sich in Cleve nicht weiter, als auf dem Schlosse sehen, der Gestalt und dem Bezeigen nach gerade wie die böhmische Perchta in ihrer guten Laune. Noch kürzlich, und nur etwa vor neun Jahren, erschien sie noch am hellen Tage einer Dame, die allein in ihrem Zimmer auf eben gedachtem Schlosse an ihrem Nährahm beschäftiget saß. Sie stellte sich ruhig vor sie hin, besah die Arbeit, fuhr einige Male mit der Hand darüber weg, stellte sich vors Fenster, als ob sie die Aussicht, welche eine der schönsten in der Welt ist, betrachtete, kehrte über eine Weile wieder vor den Nährahm, mit gleicher Bewegung als vorhin, und gieng bald darauf, wie schwebend, zu der von sich selbst geöffneten Thüre hinaus. Kurz vor dem Teschner Frieden 1779 ließ sie sich gerade in der Dämmerung auf eben diesem Schlosse vor einem Dienstmädchen sehen, welches etwas in ihrer

Kammer neben ihrer Herrschaft Zimmer zu verrichten hatte. Dießmal sprach sie, wider ihre Gewohnheit. „Mache fort!“ sagte sie zu dem Mädchen, welches aber vor Schrecken desto unbeweglicher ward. „Mache fort! Mache fort“ wiederholte sie etwas stärker, und das Mädchen lief halb todt in ihrer Herrschaft Zimmer, wo sie ohnmächtig hinfiel.

Mehrere Erscheinungen von dieser clevischen weißen Frau sind ihren Umständen nach nicht bekannt geworden; indessen thun alle Schriftsteller, welche von den Merkwürdigkeiten dieses Landes geschrieben haben, von dieser weißen Frau Erwähnung. Der Rektor Brand nennt ferner eine Gräfin von Leiningen, die zu den Zeiten Joachim I. am brandenburgischen Hofe gelebt, und dieses Churfürsten Ehre gesucht habe. Ich finde indessen keine andere Nachricht von derselben. Bekannter ist die Anna Sibow, eine Beischläferin des Churfürsten Joachim II., die schöne Gießerin genannt, weil sie vorher mit einem Stückgießer verheirathet gewesen war.

Der Churfürst erzeugte mehrere Kinder mit ihr, und sie hatte so viel Gewalt über ihn, daß er schon 1561 den Churprinzen Johann Georg sich eidlich anheischig machen ließ, künftig ihr und ihren Kindern alles zu lassen, was ihnen der Churfürst gegeben hatte, und sie überhaupt freundschaftlich zu behandeln.

Johann Georg brach sein Wort, und setzte sie gleich nach dem Tode seines Vaters nach Spandau, wo er sie bis an ihr Ende hart hielt. Und nun entstand der Wahn, daß sie, um sich zu rächen, im Schloße erschiene. Man hat, dünkt mich, mehr

Exempel von Weibern, die aus Rachsucht nach ihrem Tode gespuckt haben sollen, und, wenn sie auch nicht tödten konnten, wenigstens Todesprophetinnen wurden.

Unstreitig hat die gewöhnliche Meinung von der Gräfin Percht a von Rosenberg den meisten innern Zusammenhang. Ueberhaupt ist es mir aus mehreren Ursachen wahrscheinlich, daß das Mährchen von der weißen Frau weder früher noch später entstanden, als unter Churfürsten Joachim II., der, wie ich oben erwähnt, seine Tochter Sophia an den Grafen von Rosenberg vermählte. Joachim II. war in mancher Rücksicht sehr schwach und leichtgläubig, daher er mit Projektmachern aller Art, mit Goldmachern, ja wie ihm wenigstens Schuld gegeben wird, mit Geister-Bannern und Schwarzkünstlern sich einließ. An einem solchen Hofe konnte die Fabel von der weißen Frau sehr leicht aufkeimen und reif werden. Daher kam die Sage von einer besondern Forschungsgabe des Churfürsten Joachim II. durch die er vornehmlich von hohen Todesfällen in seiner Familie belehrt worden seyn soll. Ein sehr merkwürdiger Umstand ist es, daß er unter andern auch den Tod seiner, an den Grafen von Rosenberg vermählten Tochter, auf diese Art vorher gewußt.

Unter König Friedrichs des I. Regierung fand man 1709 beim Schloßbau zu Berlin, da man einen Theil des Gebäudes niederriß, in einer Mauer ein weibliches Gerippe, daß man treuherzig genug für das Gerippe der weißen Frau ansah, und es auf den Domkirchhof begrub, in der Hoffnung, sie würde nunmehr nicht wiederkommen.

Wirklich ließ sie, wie der Rektor Brand versichert, sich geraume Zeit hindurch, ungeachtet der öftern Todesfälle in dem königlichen Hause, nicht ferner sehen.

Ein thörichtes Weib wagte es einmal unter König Friedrich Wilhelm die Rolle der weißen Frau zu spielen. Als aber der König das Gespenst von der Wache gefangen nehmen, und öffentlich in die Fiedel stellen ließ, wollte sich weiter niemand mit dem gefährlichen Gaukelspiele abgeben. Indessen hat die weiße Frau noch nicht ganz vom preußischen Hofe Abschied genommen. Sie ist im Sommer 1781 zu zweimalen, kurz auf einander bei hellem Mittage gesehen worden. Eine lange, weiße Gestalt, in einem unbewohnten verschlossenen Zimmer des Schlosses, am Fenster stehend, hat man aus dem schräg über belegenen Zimmer der Königin beide Male, und das letzte Mal fast eine Stunde lang, ganz deutlich sehen können. Nicht einer einzelnen, sondern allen, in jenen Zimmern vorhandenen glaubwürdigen Personen ist diese Erscheinung sichtbar gewesen. Sie hat unbeweglich gestanden; als man aber das Zimmer öffnen ließ, ist sie verschwunden. Für diesesmal scheint sie indeß keine Todesverkündigerin gewesen zu seyn; wenigstens hat sich von der Zeit ihrer Erscheinung an, bis zu dem Tode der verwittweten Königin von Schweden, im Sommer 1782, etwas über ein Jahr nachher, in dem königlich preußischen Hause kein Sterbefall zugetragen.

Ungefähr um die Zeit der zuletzt gemeldeten Erscheinungen begab es sich, daß ein junger Freikorporal nebst einem alten Sergeanten des Nachts auf

einen Posten vor der königlichen Schatzkammer gestellt war. Der alte Kriegsheld gerieth etwas in Schlummer, indessen daß der junge desto munterer wachte. Bald sah er eine lange weiße Gestalt auf sich zugehen. „Wer da!“ ruft er, allein es antwortete nicht, und näherte sich immer mehr. „Das bleibt ja nicht stehen,“ sagte er zu dem alten Sergeanten, und ruft stärker; „Wer da! Wer da!“ — „O!“ sagt dieser, der sich von dem Geschrei ermuntert hatte: „Junger Herr lassen Sie es gehen, das ist Alles umsonst. Ich habe es sehr oft auf diesem Posten gesehen und angerufen; es kehrt sich aber an nichts, und geht immer seinen Gang weg.“

Sollte das nicht auch die weiße Frau gewesen seyn?

Bischof Martin und sein Fest; über die sogenannte Martini-Gans, den Martinsmann, die Martinshörner und andere dahin gehörige Dinge.

Wohl auf! wohl auf! Es gibt ein wackres Minus
In Küch' und Keller heut!
Heut ist der Tag des heiligen Martinus
Und seiner Mildigkeit!

Des heiligen Martinus! — Ich habe es sonst schon anderswo gesagt, und man hat es

schief ausgelegt, aber ich sage es doch wieder: „Das Heiligsprechen ist in seiner Gestalt eine sehr feine u d menschenfreundliche Idee." Ich meinte damals, und ich meine noch, daß der Tempel der Weltgeschichte zu klein ist für alles Denkwürdige; durch das Heiligsprechen ist gleichsam eine Nebenkapelle angebaut für die kleinern, stillern Thaten und Tugenden, die dort nicht Platz finden. Wir hätten einen Beweis von Mildigkeit und freundlicher Tugend weniger, wäre nicht Martinus durch die Heiligsprechung im Gedächtniß erhalten worden. Wer hätte sonst dieses sonst unbemerkten Bischofs von Tours gedacht! Würde wohl die Geschichte der Welt seiner Mildigkeit gedenken? Würde sie wohl erzählen, was folgt?

Einst kam zu ihm auf Meister Schusters Rappen
Ein armer Wanderer,
Zur Winterszeit, behängt mit wenig Lappen
Und ach! es fror ihn sehr! —
Da schnitt Martin ein Stück von seinem Mantel
Und gabs dem Sanscalot;
Und sagte: „Nun gefällt mir erst mein Mantel!"
Und nahm den Lohn von Gott.

Die Legende sagt eigentlich, Christus selbst sey hernach, mit diesem Stück Mantel bekleidet, erschienen, und habe diese That gelobt. Aber wir wollen sie lieber von seinem eigenen Gewissen loben lassen. Uebrigens aber

Daß auch von uns ein frommer Dank ihm werde,
Das heißt die Observanz;
Drum braten wir auch auf dem ärmsten Heerde
Ihm eine fette Gans.

Freilich, wie die fette Gans mit jener Barmherzigkeit zusammenhängt, ist nicht auszumachen. Einige sagen: Martin habe sich, als man ihn zum Bischof wählen wollte, versteckt gehabt, und sey durch Gänse verrathen worden. Andere wollen wissen, daß bei der Beerdigung dieses Bischofs, den 11. Nov. A. 402, wobei etliche tausend Geistliche zugegen gewesen, eine ungeheure Menge Gänse aufgezehrt worden sey. Noch Andere meinen, die Zeit der fetten Gänse treffe gerade mit dem Gedächtnißtage des heil. Martin zusammen, stehe aber in keiner nähern Verbindung damit, außer, daß vielleicht ehedem an diesem Feste Gänse und Hühner in die Klöster geschenkt worden. Kurz, es ist schon manche liebe Gänsefeder über die Gänse verschrieben worden.

Anstatt uns aber den Kopf damit zu zerbrechen, anstatt einen Junghansius, Sachsius und Olorinus über die Feste und Feiertage, einen Drechslerus de larvis nata litiis St Christi nachzulesen, oder Schmidii Martinalia scholastica, oder Taubmanni Martinalia und Blocii Collegium Martinale zu studiren — statt alles dessen

Wohlauf zum Wein! und zu des Martinsbratens
Wohlhergebrachtem Brauch!
Wir thun's mit Lust! mit Lust, ihr Freunde thaten's
Die Ur-Urväter auch.
Laßt hoch sie All' und unsern Martin leben,
Der's Stück vom Mantel schnitt!
Und, die wie Er, der Armuth willig geben
Die Alle sey'r ich mit! —

So viel von den Martinsgänsen! — Aber was fangen wir mit den Martinshörnern an?

Ein Hörnerpaar! 's ist traun! ein schlimmes Zeichen,
Ihr Damen und ihr Herr'n; —
Wer trägt denn wohl zwei solche lange Speichen
An seiner Stirne gern?
Zwar soll ein Horn auf Kraft und Stärke deuten,
Bei'm Tiber und beim Po;
Allein, allein das war in alten Zeiten
Und ist heut nicht mehr so.
Wie kommt denn nun dieß Horn zu Martins Namen?
Wer buck ihm die Figur?

Ihm, der entfernt von allen Mode-Damen
Den Weltlauf nie erfuhr?
Seht hin, seht hin, wie sie den Heil'gen malen,
Nach altem plumpen Brauch;
Die Hörner sind — die Zeichen seiner Strahlen;
So wie bei Moses auch.
Drum scheut euch nicht vor diesen Mehlgeweihen —
Sie sind euch nicht zur Schmach:
Laßt sie nur fein mit Zucker überstreuen,
Und dann ein Gläschen nach!

Fülleborn.

Nur so viel, als hier gesagt ist, betrifft die schlesischen Martinalia. Auswärts gibt es aber noch eine Menge Sitten und Gebräuche in Beziehung auf den heil. Martin, die wir nicht haben. So gehen,

z. B. im Schaumburgischen, die Kinder am Martinsabend Haus vor Haus und singen gewisse Lieder, wofür sie eine gewisse Gabe bekommen. Z. B.:

Mackt, mackt den Gaut Mann:
Der es wohl vergelten kann;
Appel und de Beeren
Nöthe (Nüsse) gaht wohl mehe.
Gaut Frau, gebt us wat!
Lat us nich tau lange stahn.
Wir möchten nach Cölln gahn!
Cölln is en weit weg
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsen Gästen!
Gäber is de beste.

Lob der Gänse.

(Bei einem Martinsschmause zu singen).

Nein! länger duld' ich nimmer das Gehöhne
Auf dich, hochwerthe Gans!
Denk' nur! man schimpft die blöde bange Schöne
Frech eine dumme Gans!

Wie! du wärest dumm? wo wär denn Rom geblieben,
Mit seinen Cicero'n?
Wär' nicht durch dich, o Gänsevolk! vertrieben.
Der Gallier entfloh'n?

Du? du wärest dumm? Und unserer Weisen Wissen
Verdankt man dir es nicht?
Ein kleiner Spuhl, aus deiner Haut gerissen,
Gibt halben Welten Licht.

Was hilft uns dein Versprechen, Schwören, Kosen?
Hübsch lieber Schwarz auf Weiß!
Recht und Gericht besteht durch Gänseposen —
Sie sichern unsern Fleiß! —

Was kann die Welt in Flamm und Feuer setzen,
Was macht aus X ein U?
Das Präparat aus alten Leinwandfetzen
Ein Dintenfaß und — du. —

Und du? wärst dumm? — Stärkt nicht auf deinen Federn,
Sich mancher große Kopf? —
Schlief Leibnitz wohl auf Stroh und Bärenledern,
Und auf dem Ofentopf?

Wie? du wärst dumm? und Bischof Martin wählte
Zu seinem Vogel dich?
Nein, fern von uns, wer jehmals auf dich schmählte —
Er komm und bessre sich!

Und seh dich hier in dieser fetten Schüssel,
Und haue frisch mit ein!
Die Keule dort, und hier das braune Bissel,
Versöhnt ihn schon allein. —

Wir sind fürwahr! doch keine dummen Hänse,
Uns schmeckt ein gut Gericht.
Triumph! Triumph! Es leben alle Gänse —
Nur die gebratnen nicht!

F—n. u. K—g.

Was diesem nun der Herausgeber zuzusetzen haben möchte, und wozu er sogar durch ein früheres

Versprechen sich verpflichtet fühlt, wie auch gleichsam gemahnet und aufgefordert, durch diesen Aufsatz, will derselbe den Lesern nicht länger vorenthalten, sondern eben so bereitwillig, als es mit andern Notizen dieser Art geschehen ist, mittheilen.

St. Martin, Bischof zu Tours in Frankreich, war von Geburt ein Ungar, aus Gunz (Savaria). Von vermögenden heidnischen Aeltern geboren, zog er in den Krieg, unter seinem Vater, der Tribunus Militum war. Bald aber gefiel ihm das Soldatenleben nicht mehr, er ging davon, floh in eine Kirche der Christen, und ließ sich dort in ihrer Religion unterrichten, sein Vater aber fand ihn wieder, zwang ihn, in Kriegsdienste und zu der Religion seiner Väter zurückzukehren. Dennoch führte er aber ein so stilles frommes Leben, daß man ihn eher für einen Mönch, als für einen Soldaten hätte halten sollen. Einem armen, halbwankenden Manne gab er (wie schon gesagt) die Hälfte eines Mantels. So wird er gewöhnlich auch abgebildet gefunden; zu Pferde sitzend, theilend seinen Mantel mit dem Schwerte mit einem Bettler. — Da erschien ihm, (nach der Legende) der Herr, und sprach: „Was du diesem Armen gethan, das hast du mir gethan.“ Nach dieser Erscheinung ließ sich im Jahre 337 Martin taufen, verließ das Kriegsleben, und ging mit dem heiligen Hilarius nach Poitiers, wo ihm im Traume befohlen wurde, nach Hause zu gehen, und seine Aeltern zu bekehren. Das that er, und bekehrte seine Mutter und viele andere Leute zur christlichen Religion; sein Vater aber blieb ein Heide. Er ging hierauf nach Frankreich zurück, wurde aber sehr verfolgt, und floh nach Italien, und begab sich auf die

Insel Albenga, wo er nur von Wurzeln und Kräutern lebte. Da errettete er einen von seinen Schülern vom Tode. Dieses Wunder, und eines von gleicher Art und Wichtigkeit, brachte ihm, gegen seinen Willen, den Ruf als Erzbischof nach Tours. Er ging nur sehr ungern aus seiner Einsamkeit, und war am liebsten in einer Zelle, die er an seiner Kirche sich erbaut hatte, wo er sehr streng lebte, als ein glücklicher Heidenbekehrer, und erwarb sich in Frankreich einen sehr geachteten Namen. Er that mehrere Wunder, hatte Umgang mit den Engeln, sagte seinen Todestag vorher, starb zu Conde an einem Sonntage früh am 11. Nov. d. J. 402, war 26 Jahre Bischof gewesen und hatte ein Alter von 81 Jahren erreicht. Als er begraben wurde, begleiteten ihn 2000 Mönche (eine damals sehr bemerkliche Zahl) seine Leiche. Weil die Normanen eben in Frankreich eingefallen waren, und Schrecken in der Gegend von Poitiers verbreiteten, suchte man seinen Leichnam nach Auxerre in Sicherheit zu bringen. Nachher wurde er von da nach Tours gebracht. Es war eben damals Winter; als aber der heilige Körper in die Grenzen seiner Diöcese kam, fing Alles, wie im Frühling, zu blühen und zu grünen an. An seinem Grabe geschahen Wunder. Die Merovinger und Clodovder ehrten seine Asche, und K. Ludwig XI. ließ ein silbernes Gitter, 17,000 Mark schwer, um sein Grab ziehen, welches mit der Arbeit 200,000 Franken zu stehen kam. Es entstanden Brüderschaften zu seiner Ehre.

Seine öffentliche Verehrung gebot Pabst Martin im J. 650, und auf dem Synod wurde dieselbe im J. 883 zu Tours erneuert. Sein Fest fiel,

wie noch jetzt, auf den 11. Nov. und wurde mit feierlichem Schmause secundum faciem sanctorum begangen.

St. Bonifacius, der sogenannte Thüringer-Apostel, welcher lange zu Ziegenhain, bei Jena lehrte, baute nicht nur mehrere Kirchen zur Ehre des heil. Martins auf, sondern er erhob ihn auch nachher zum Patron des Erzbisthums Mainz. Da nun vor der Reformation, Thüringen in geistlichen Dingen unter dem Mainzer Kirchensprengel stand, und sich dazu hier und dort fränkische Colonien niederließen, so wurde bei den Thüringern die Verehrung des heil. Martins desto allgemeiner. Es befanden sich in namhaften Städten Thüringens, z. B. in Weimar, Mühlhausen, Greußen rc. ihm geweihte Kirchen und Kapellen.

In Jena feierte man den Tag dieses Heiligen ehemals gar festlich. Es stand damals in der Hauptkirche zu St. Michael daselbst ein ihm geweihter Altar, vor welchem das Andenken des Heiligen begangen werden mußte. Ein besonderer Gottesdienst wurde ihm zu Ehren gehalten, und die Schüler zogen singend durch die Stadt. So wurde auch zu Erfurt des Martins-Tag Abend mit vielen Lustbarkeiten gefeiert, und das Einläuten des Festes nannte man: Der Gans läuten.

Bei Festen konnten die Deutschen unmöglich Essen und Trinken vergessen, und hielten sich daher, weil um die Zeit der Feier des Festes des heil. Martins die Gänse fein feist und schmackhaft zu essen waren, an dieselben, brachten auch welche zu Zinsen

und Opfern dar, und daher die Martinsgänse. Da Martin der Patron der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit hieß, so wollte man sich an seinem Feste freuen, schweifte aber darinnen so aus, daß in der Folge einer, der sein Gut verpraßt hatte, ein Martinsmann genannt wurde. Die Martinsbrüder hatten in ihren Gesellschaften auch eigene Lieder, das Fest und Mahl zu verherrlichen, und sangen u. a.

O Marten, Marten!
Der Korb muß verbrennt seyn,
Das Geld aus den Taschen
Den Wein aus den Flaschen,
Die Gans vom Spieß;
Da sauf und frieß!
Wer sich voll saufen kann,
Wird ein rechter Martinsmann.

Es weiheten sich diesem Heiligen auch Dienstmannen, die ihre Erbbeamten und Ministerialen hatten, und diese hießen Martensmänner.

An einigen Orten wurden, um das St. Martinsfest recht feierlich zu begehen, Prozessionen gehalten. Der Heilige saß auf einem Pferde, durchzog das Dorf, und ließ als Patron des Viehes sich Geld und Viktualien (besonders vermuthlich Gänse) opfern. Die Gerechtigkeit vergaß nie und war auch nicht darum zu verdenken.

Im Staab-oder Rauen-Kalender der Nordländer, ist St. Martinstag mit einer Gans bezeichnet.

Der Martinsmann pflegte in mehreren

Ländern den Kindern etwas zu bescheeren, vielleicht hauptsächlich so genannte Martinshörner, ein Gebackenes, in Form und Gestalt eines Hufisens. Und diese Hörner denn, müssen immer Strahlen bedeuten, die Enden des halben Mondes oder was sie sonst wollen, wenn sie nur den Liebhabern geschmeckt haben. Und somit genug, mit der Bitte vorlieb zu nehmen.

Deutscher Hausrath in der Mitte des 16 Jahrhunderts.

Wie es um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in dem Hause eines wohlhabenden nürnbergischen Bürgers aussah, hat Hans Sachs in einem seiner Gedichte sehr ausführlich beschrieben. Ein junger Gesell, so erzählt er, kömmt zu ihm und bittet ihn dringend sein Brautwerber zu werden. Der Dichter warnt ihn für den Sorgen im Ehestande, und erinnert ihn, wie viel zum Haushalten gehöre. Da nun jener meint:

Wenn man zwo Schüsseln hat
Und einen Löffel oder drei,
Einen Hafen oder vier dabei:
Dieß kann man sich gar lange betragen;

so macht ihm der gute Alte ein vollständiges Inventarium von allem Hausgeräth und allen Vorräthen, die er für die Stube, die Küche, die Speisekam-

mer und sein ganzes übriges Hauswesen anzuschaffen hat. Er bringt nicht weniger als dreihundert Stück heraus und setzt dadurch den jungen Gesellen so in Schrecken, daß dieser spricht;

Mein lieber Meister Hans und ist dies wahr,
Will ich gleich harren noch ein Jahr,
Bis wieder kommet die Fastnacht.
Ich hab es nit so weit bedacht,
Daß so viel in das Haus gehört;
Die Lieb hat mich blendt und bethört.

Das lange zu mancherlei Fragen und Bemerkungen über Sprache und Sachen Stoff gebende Verzeichniß verdiente von den Liebhabern vaterländischer Alterthümer nachgelesen zu werden. Ich theile daraus nur mit, was die Stube und die Schlafkammer enthielten.

In jener befanden sich außer den Tischen, Stühlen, Sesseln und Bänken auch Bankpolster und Kissen die man auf den meisten unbeschlagenen Sitzen unterlegte, um mehr Bequemlichkeit zu haben, und ein Faulbett, eine Art von Sopha, auch Lotterbett genannt, auf dem besonders der Hausherr sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Ferner waren hier der Griesskalter, ein niedriger Schrank, auf dem man mit Wasser handthiere, sich waschen, Gläser ausspülen konnte u. s. w,, und das Kandelbrett, auf welchem die Kandeln (Kannen) und andere Trinkgefäße aufgestellt wurden. Denn diesen Apparat zum beliebtesten Lebensgenuß hatte man gern bei der Hand, wie die Krausen (eine Art kleiner Gläser,) die Aengster (eine Art langhalsiger Flaschen) das

große Bierglas und selbst den Trachter (Trichter) den Kühlkessel, und die Bürste zum Waschen der Gläser. Auch das gesammte Tischgeräthe zählt hier der Dichter auf, als das Handtuch zum Abtrocknen beim Waschen bei der Mahlzeit, das Tischtuch, den Schüsselring, (eine runde Unterlage, worauf man um jenes nicht zu beschmutzen, die Schüssel setzte,) das Pfannenholz, (vermuthlich eine Unterlage zu gleichem Zwecke, wenn man Speisen in der Pfanne auftrug, die Löffel, Teller und das Salzfaß. Ueberdem verlangte er noch für die Wohnstube Leuchter, Putzscheeren und Kerzen, einen Spiegel, und eine reisende Uhr (vielleicht eine Reiseuhr, wie man dazumals die Nutzuhren nannte.) Desgleichen ein Schach- und Brettspiel, Karten und Würfel, ein Schreibzeug mit Dinte, Papier und Scheere, auch endlich noch

Die Bibel und andere Bücher noch mehr
Zu Kurzweil und sittlicher Lehr.

In der Schlafkammer mußte nach H. Sachsens Beschreibung ein Spannbett stehen mit einem Strohsack, Federbetten, Polster, Kissen, einem Deckbette, Bettuche, und anderem Zubehör, worunter das Harnglas nicht vergessen ist, das den damaligen Aerzten bei ihren Krankenbesuchen viel wichtiger und unentbehrlicher war, als den jetzigen. Hieher gehören auch die Nachthauben und Pantoffeln, neben denen noch besonders die Nachtschuhe angeführt werden. Da man in der Schlafkammer seine Schätze zu bewahren pflegte, so braucht man auch eine oder ein Paar Truhen (Kisten) in welche das Geld, die silbernen Pokale, die Kleinodien, die Porten (goldne und silberne Spitzen und Bänder, womit die Frauen

die Haare umwanden) und andere Kostbarkeiten mehr, verschlossen wurden. Ferner befanden sich hier die Gewandkalter, (Kleiderschränke) in welchen die Schauben, (große mantelartige Oberkleider) die Kittel, Pelzhosen, Wämser, Hauben (Mützen) Hemder, Pirets, (zierliche Mützen oder Barets, wie sie jetzt wieder getragen werden) nebst den Hüten und Stauchen (Muffen) aufgehoben wurden; daher auch die Gewandbürsten und Gewandbesen in der Nähe seyn mußten. Vermuthlich bewahrte man auch hier den Anzug, den man brauchte, wenn man in die Badstube ging, wozu ein Bademantel, ein Badehut, und ein Haupttuch gehörten, außer denen man dorthin auch einen Krug mit Lauge, ein Becken, Bürsten, einen Kamm und einen Schwamm mitbringen mußte.

Gab es damals zu Nürnberg schon in der Stube und Kammer eines wohlhabenden Handwerkers so viel Hausrath, so waren damit, wie man sich leicht denken kann, die Wohnungen der angesehenen Bürger und Kaufleute noch viel reichlicher versehen. Hier fand man schon in der Wohnstube, wie sich aus einem andern Gedichte von Hans Sachsen schließen läßt, künstliche Tapeziererеien und gemalte Tafeln (Gemälde) an den Wänden. Noch prächtiger aber waren um diese Zeit in und außer Nürnberg die Wohnungen der Patricier und des Adels, so wie die Schlösser der Fürsten ausgerüstet. Dieß bestätigt unter andern Cyriacus Spangenberg in der Vorrede zu Joachim Westphals 1565 erschienenen Schrift Wider den Hoffahrtsteufel. „Eine andere Art des Weltstolzes, sagt der fromme Eiferer, bestehet in schönen, weichen, wohlbereiteten Betten, Kissen, Pfühlen, Polstern, Decken, Vorhängen und

Tapezereien, da es Alles muß Sammet, Seiden, Cartecken und andere köstliche theure Gattungen seyn, mit güldenen Knäufen, Fasen und Zasen (Franzen) und die Bettsponden von köstlichem Holz, kunstreich gearbeitet, geschnitzet, versetzet, verblümet, gemalet und dergleichen; mit welcher phantastischen Hoffahrt jetzt die Welt viel Thorheit begehet, daß auch etliche, so das Geld wohl in andere Wege besser auszulegen schuldig, 40, 60 und in die 80 Floren für eine Kinderwiege aus lausigem Prachts willen geben. Und ist doch" — Hier kömmt ein so derbes Wort, daß ich es nicht abschreiben mag.

Was würden wir zu hören bekommen, wenn dieser unmanierliche Sittenprediger über unser Dekoriren und Meubliren einen Sermon halten sollte!

Zwei Meister-Sänger-Lieder aus dem XVII. Jahrhundert.

A. Ein Bullied *)

so ich Georg Hager **), meinem dritten Weibe Anna da sie noch meine Bulschaft war, gemacht habe.

1614.

Ich weiß ein schön Jungfräulein zart,
Die will mein eigen seyn,

*) Aus einem handschriftlichen Bande Meistersänger-Gedichte, welche sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Weimar befinden, ganz nach dem Originale, nur

Sie ist von freundlich guter Art,
Das liebe Mägdelein.
Grün ist der Wald,
Die Brünnlein sind kalt;
Das Liebchen von schöner Gestalt.

Ach! daß doch wär die Zeit und Stund,
Die her zu mir käm,
Und böt mir ihren rothen Mund
So liebe freundlich an.
Grün ist der Wald ꝛc. ꝛc.

Ich wartete nur kurze Zeit,
Da kam sie her zu mir;
Das machte mir gar große Freud,
Und viel Vergnügen ihr.
Grün ist der Wald ꝛc. ꝛc.

Wir kosten eine halbe Stund,
Gelobend Lieb und Treu;
Ich betete aus Herzensgrund:
O Gott, gib keine Reu!
Grün ist der Wald ꝛc. ꝛc.

Es lebt kein Weib auf dieser Welt,
Die mir so lieb mag seyn,

mit Veränderung der Rechtschreibung. Der eine Band hat sehr wahrscheinlich ehemals Georg Hagern selbst zugehört.

**) Dieser beliebte Meistersänger, ein Schuhmacher zu Nürnberg, ist auf einem Holzschnitte, 80 Jahr alt, abgebildet. In den unter dem Bilde stehenden Reimen heißt es, er sey ein Schüler Hans Sachsens gewesen, und habe siebenzehn Töne in der Meistersängerei erfunden.

Als diese die mir wohlgefällt,
Das liebe Jungfräulein.
Grün ist der Wald ꝛc. ꝛc.

Ach! herzig's Herz, ich bitte dich,
Dein Herz nicht von mir wend',
Daß bleiben wir beständiglich
Wohl bis an unser End.
Grün ist der Wald ꝛc. ꝛc.

Vom Herzen thät ich fröhlich seyn,
Als ich das Lied gemacht,
Und wünsche meinem Aennelein
Viel tausend gute Nacht.
Grün ist der Wald,
Die Brünnlein sind kalt;
Das Liebchen von schöner Gestalt!

B. Ein Liedlein

so ich und mein Söhnlein Christoph gemacht haben, da mich hungerte, und man noch nicht anrichten wollte.

Georg Hager, Schuhmacher.

„Grüß dich Gott du Vetter mein!
Die Mutter sagt, sollst fröhlich seyn,
Sie will dir holen ein Seidlein Wein.“

Lieber Sohn! es hungert mich;
Fröhlich kann nicht werden ich,
Bis ich das Essen vor mich sieh. *)

*) Sehe.

Geh, und thu zur Mutter sagen,
Sie soll das Essen nun auftragen,
Denn es wird bald Viere schlagen."

Als ich in die Stube ging,
Mein Weibchen mich gar bald empfing,
Setzt auf den Tisch den Schüsselring **).

Hernach saßen wir zu Tisch,
Hatten Braten, hatten Fisch,
War das Bier auch gut und frisch.

Hernach kam mich ein Schläflein an,
Ich sprach: „Ich will zu Bette gehn,
Morgen, muß ich früh aufstehen."

Wer hat dies Liedlein uns gemacht?
Christoph Hager hat's erdacht.
Er wünscht euch alle eine gute Nacht!

Der Leibarzt im siebenzehnten Jahrhundert.

Von Gottes Gnaden Wir — — urkunden und bekennen hiermit, daß Wir So nunmehr in Gott ruhenden Liebden gewesene Hof- und Leib-Medicum J. P. Mediciane Licentiatum und Stadt-Physicum zu E. und seiner guten Wissenschaft, fleißigen

*) Runde Schüssel.

Vorsorge und unverdrossenen Aufwartung willen als Hof- und Leib-Medicum fernermit angenommen und bestellt haben, dergestalt und also, daß derselbe nebst Befleißigung eines christlichen, gewissenhaften, friedfertigen und nüchternen Lebens und Wandels, vor sich und die Seinigen, uns hold und gewärtig zu seyn unsere Ehre und Nutzen suchen, Schaden und Nachtheil hingegen wenden, insonderheit aber schuldig seyn soll, unsers unmündigen Sohnes Gesundheit, vermittelst guter Aufsicht und treuer Sorgfalt, wahrzunehmen, durch gute Diaet, heilsame Consilia, dienliche Praeservatoria alle Zufälle menschmöglichst praecaviren, bei entstehenden Anstößen nützliche und kräftige Medicamenta, nachdem er vorher sich des Morbi Art und Eigenschaft wohl versichert, anwenden, dabei aber zu sehen, daß dieselbe in der Apotheke nach der Regule der Medicin und denen Recepten gemäß, von frischen Ingredientien recht zugerichtet werden, auch verhüten, daß ohne sein Vorwissen und vernünftiges Ermessen niemand anders nicht verordnet, oder applicirt, sondern unsern unmündigen Sohn jedesmal die Arzeneien von ihm selbst gericht und gegeben werden; wobei er sich denn sonderlich in acht zu nehmen wissen wird, daß durch Abhbirung heftiger chymischer, oder sonst mißlicher Arzneien, deren Wirkung er durch erhaltene Experienz nicht gewiß versichert, er sich nicht präzipitiren oder sonsten übereilen möge. Er soll ohne unser Vorwissen aufs Land nicht reisen, vielweniger des Nachts außer der Stadt bleiben, hierüber auch zum wenigsten des Tages einmahl sich bei Hofe anmelden, und sonsten daselbst jederzeit dergestalt unverdrossen und treulich erweisen, wie einem aufrichtigen Diener und verständigen Hof- und Leib-Medico, der Gottes, Rechts und Gewissens wegen,

wohl ansteht, eignet und gebührt. Hingegen und zur Ergötzlichkeit dieser seiner Dienstverwaltung, soll ihm aus hiesiger fürstlicher Privatkammer jährlich gereicht werden dreißig Reichsthaler, vier Malter Korn, vier Malter Gerste, zwölf Klafter Holz und zehn Schock Reisig, womit er unterthänigst content und zufrieden gewesen, ꝛc. So gegeben zu E. Weihnachten 1688.

Der welsche Herzog im Paradiese.

Aus einer Handschrift des XV. Jahrhunderts.

Nicht ganz unbekannt im romantischen Lande christlicher Legenden, deren Schätze der vortrefliche Kenner, Herder, zu würdigen wußte, denen Chateaubrian so viel zu verdanken hat, und die, mit guter Auswahl immer eine anziehende Lectüre gewähren werden, kann ich mich dennoch nicht erinnern nachstehende Erzählung in irgend einer Sammlung von dergleichen heiligen Sagen gelesen zu haben. Ich durchblätterte die Historica Lombardica, oder gemeinhin sogenannte Legenda aurea des ehrwürdigen Jakob de Voragine; die Kollektionen eines Surius, Haräus, Marchantius, das große Martyrerbuch, und fand in denselben nicht, was ich suchte. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß die Erzählung von dem welschen Herzoge, in einer von den vielen Sammlungen dieser Art stehen muß, die ich nicht kenne. Sie

ist die angebliche Fundationsgeschichte irgend eines Klosters in der Lombardie, die der Nachwelt zugleich zur Erbauung und Andacht, so wie zur Belehrung von irgend einem Abte oder Klosterbruder jener Stiftung hinterlassen worden ist. — Die Quelle, aus welcher der deutsche Schreiber, (wie er sich am Ende der Erzählung nennt, die er für ein Frauenzimmer gemacht hat), vermuthlich ein Mönch, geschöpft haben mag, ist mir also bis jetzt sehr unbekannt geblieben, wo sie aber auch fließe, sie ist lieblich und angenehm. Ich habe der edlen Einfalt der Erzählung des Originals nichts rauben mögen, und dieselbe so getreu, wie möglich, nur mit veränderter Rechtschreibung unserer Zeit, wieder gegeben, wie ich sie fand. Leser von Chataubriands Werke, ersuche ich, dessen Schilderung des Paradieses, (oder himmlischen Jerusalems), mit der, in gegenwärtiger Erzählung zu vergleichen. Beide gründen sich, so wie alle andere, auf das, was Jesaias davon sagt, und auf die Erzählung und Beschreibung Papias, des Jüngers des heiligen Sehers Johannes, die in neueren Zeiten wieder ihre Bewunderer, wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefunden hat.

Und nun, die Erzählung selbst, welche unsere Leser gewiß gern in den Antiquitäten aufbewahret finden werden.

Der welsche Herzog im Paradiese.

„Man liest, wie in dem obern Welschland ein mächtiger Herzog war, mit sammt seiner Frau, eines guten Lebens, eines geistlichen ehrbaren Wesens und Wandels, und reich an Land und Leuten. Die

halten einen Sohn, wohlgeziert am Leibe und an Sitten, den sie von Jugend auf in der Furcht, Liebe und dem Dienste Gottes erzogen, und ihn wohl unterwiesen hatten.

Und nach des Vaters Tode wurde er Herr des Landes, das er mit großer Vernunft und Weisheit regierte und besaß; und war dermaßen eifrig, im Dienste Gottes und der Jungfrau Maria zu allen Zeiten, daß es zu loben war.

Ihm wurde vermählet eine schöne, wohlgezierte Jungfrau, züchtig und von hoher Geburt, wiewohl er lieber keusch in seinem jungfräulichen Stande geblieben wäre. Aber er mußte seiner lieben Mutter wegen und anderer guten Freunde halber, in die Heurath willigen. Doch bat er den allmächtigen Gott, mit reinem, andächtigen Herzen, daß er ihm senden möchte seinen heiligen Engel zu seiner Hochzeit, daß derselbe beschirmen und behüten möchte seine Keuschheit. Und das gewährte ihm der allmächtige Gott.

Wie nun die Fürsten und Herren, Ritter und Knechte zu seiner Hochzeit versammelt waren, dieselbe löblich zu vollbringen in Freuden, und des Abends man sich zu Tische setzen wollte, da kam dem jungen Herzoge und Bräutigam in seine Gedanken, wie er noch nicht die Vesper gebetet, zu unserer lieben Frau, wurde betrübt, und wollte das nicht versäumen, schied heimlich davon, und ritt zu unserer lieben Frauen Kapelle, die unter der Burg lag, allein, vollbrachte gar andächtig sein Gebet, und befahl ihr und Gott seine reine Keuschheit.

Da er nun wieder reiten wollte auf die Burg, da sah er auf sich zu kommen einen überköstlichen Menschen, mit scheinenden Kleidern, auf einem weißen Maule sitzend. Der Jüngling erschrak und wunderte sich gar sehr, ob dem, was er sah. Und da er nahe zu ihm kam, da fragte er: Wer es wäre? Da antwortete jener und sprach: Er wäre eines großen Königs Diener, genennt Otheos, und der hätte ihn auch hieher gesandt, daß er ihm dienen sollte auf seiner Hochzeit. Da ward der liebe Jüngling von Herzen froh und führte ihn mit sich in die Burg, und befahl ihm die ganze Gewalt, die Hochzeit auszurichten nach seinem Sinne; denn er hatte die Gestalt eines alten vernünftigen Mannes, und war auch so lieblich, daß sich des Jedermann freuete. Es wußte aber Niemand daß er ein Engel war. Und da wurde auch Alles ordentlich und löblich von ihm ausgerichtet, daß Jedermann groß Wunder davon hatte. So ist auch wohl zu glauben, daß der Jüngling seine Keuschheit behielt durch seinen Gast.

Da nun die Hochzeit ein Ende nahm, da nahm er gütlich Urlaub und wollte von dannen scheiden. Da ward der junge Herzog und die anderen gar sehr betrübt, denn sein Stand und sein Wesen gab Jedermann große Freude. Da gab ihm der junge Herzog das Geleite mit Weinen und Seufzen und sprach: O Vater! willst du mich also verlassen? Ich wollte, daß du bei mir bliebst und ein Herr und Regent würdest meines ganzen Landes, und ich wollte seyn dein Diener. Der Engel antwortete und sprach: das mag nicht seyn, denn es ist meines Herrn Wille nicht. Bleibst du aber in dem Dienste Gottes, so wirst du meines Herrn Ehre und Würdigkeit sehen.

Da sprach der Jüngling: Ich begehre nicht mehr, denn Gott zu dienen, meinem Herrn, so lang ich lebe. Da antwortete der Engel: Bis morgen zu dieser Zeit komm hieher zu dieser Kapelle. Ist es dann meines Herrn Wille, so findest du dieß Maul, da setze dich auf, so wirst du in meines Herrn Königreich kommen, und auch seine Ehre und Würdigkeit sehen. Da sprach der Jüngling: O! nenne mir doch deinen Namen, wenn ich komme in deines Herrn Reich, daß ich weiß nach dir zu fragen. Da antwortete der Engel: Es ist noch nicht Noth. Denn, wenn du kommst in meines Herrn Reich, so wirst du wohl sehen, wer ich bin. Und also schied er von ihm, und verschwand vor seinen Augen.

Da nun des Morgens die Zeit kam, die ihm der Engel beschieden hatte, da sprach er zu seinen Dienern: Lasset uns eilen zur Kapelle U. L. Fr. Die waren gar fröhlich und bereit, und fanden auch das Maul bereit. Da saß der Jüngling auf mit großen Freuden und befahl seinen Dienern wieder zu kommen um die Vesperzeit.

Da nun die Vesperzeit kam, kamen die Diener und warteten auf ihren Herrn. Aber er kam nicht. Da erschraken die Diener, warteten bis in die Nacht, und kamen wieder heim. Darnach erscholl es durchs ganze Land, wie der junge Herzog verloren wäre. Und man ließ ihn suchen an allen Enden, konnte aber ihn nicht finden. Da klagte gar elend sein Gemahl, und seine Mutter und Jedermänniglich. Sein Gemahl blieb also Wittwe und Jungfrau, und endete ihr Leben im Dienste des allmächtigen Gottes. Und da nun lange Zeit um war, da ließ seine herzens-

liebe Mutter die Burg zerbrechen und bauete ein Kloster auf diesen Platz, das sie begabte nach aller Nothdurft. Und ward darnach der Gottesdienst löblich vollbracht, durch ehrbare geistliche Mönche. Und nach ihrem Tode ward sie mit sammt ihres Sohnes Frau begraben, in das Kapitel des genannten Klosters, und wie sich alle Sachen in diesen Dingen begeben hatten, das ward eigentlich aufgeschrieben zur ewigen Gedächtniß.

Nun auf diese rechte Meinung zu kommen. Da der Jüngling aufsaß auf das Maul, da eilte dasselbe schnell und behende mit ihm davon, daß er nicht merken konnte, ob es auf der Erden ging, oder in der Luft. Und alsbald kam er auf ein weites, schönes Feld, davon kein Ende zu sehen war, das war gar schön besetzt mit grünen Bäumen. Etliche trugen Blüthen und andere süße und edle Früchte. Da war ein lieblicher Boden mit Blumen und Gras, Alles vom edlen Geruche; da waren schöne lautere Flüsse, daraus erschien Gold und allerlei Edelgestein, da war die süßeste Melodie von allerlei Vogelgesang, als ob es Engel wären; da war solche große Lust und Freude, daß es kein tödtlicher Mensch nur gedenken mochte, daß der Jüngling meinte, daß nichts lustigeres noch freudenreicheres seyn möchte, weder im Himmel noch auf Erden. Und als er nahe dem Ende des Feldes kam, da sah er einen gar hohen Berg, und oben auf dem Berge lag eine überköstliche Stadt mit kostbaren Thürmen und anderen Zierden, so scheinbar, daß man es nicht sagen kann, und leuchtete auch so klar, als ob sie aus Karfunkelsteinen gemacht und gebaut wäre. Und über der Stadt stunden viel Sterne in

der Luft, die brannten alle durch einander, und gab jeglicher so großen Schein, als die Sonne. Und da er nahe zu der Stadt kam, da sah er eigentlich, daß sie mit edlen Steinen gebaut war, und die Mauer war ganz von Krisoliten, Karfunkeln und Berillen. Und der Jüngling war vorher nie so froh gewesen, als seine Seele und Geist erfreut waren von dieser Geschichte.

Die Pforte der Stadt war geschlossen. Da er aber ganz hinzu kam, ging sie gegen ihn auf, und ging ein solcher edler Geruch daraus, daß er vor großer Freude nicht wußte, ob seine Seele in dem Leibe oder außer demselben wäre. Und es war so ein lichter, klarer Schein darin, als ob hundert Sonnen leuchteten.

Die Pforte der Stadt war gefertigt von Saphiren, Smaragden und Topasen. Darauf bestand die englische Behütung, singend in lieblicher süßer Melodie.

Der Estrich in der Stadt war von lauterem Golde; da war solche Gezierde, daß es kein Mensch weder nennen noch aussprechen, noch gedenken mochte; denn die ewige Weisheit hat sie geziert und erleuchtet.

Da er nun in die Stadt hinein kam, ward er ganz entzückt im Geiste in das himmlische Jerusalem. Und es kam ihm entgegen eine große Schaar Frauen und Männer, doch waren sie alle Jungfrauen, die leuchteten wie der Schein des Himmels. Ihre Kleider waren weiß wie der Schnee, gesprengt

mit Golde und Edelgesteinen. Sie waren alle gekrönt, etliche mit Golde, etliche mit Rosen, etliche mit Lilien, und lobeten Gott mit einem lieblichen, neuen Lobgesang, und grüßten und empfingen den Jüngling mit großen Freuden, und erzeigten ihm Ehre, Würdigkeit und Freude.

Da ward der Jüngling übermäßig erfreut und dankte Gott, daß er diese Dinge sehen sollte.

Darnach ging er fürbaß, da hörte er eine andere Schaar, in großem Jubiliren Gott ihren Herrn loben, und ihn ehren, und die sprachen zu ihm: Bruder! freue dich, und lobe Gott, deinen Herrn, daß er vergönnet hat, dir zu sehen diese Glorie und Majestät. Und diese Schaar war viel köstlicher geziert als die erste, mit priesterlichen Ornaten so köstlich daß es keine menschliche Vernunft aussprechen kann. Das waren die heilige Beichtiger.

Darnach kam wieder eine unzählbare Schaar, alt und jung, Männer und Frauen, die trugen Palmen in den Händen, und goldene, strahlende Zepter, und waren alle in Purpur gekleidet mit Edelgesteinen durchstickt. Ihre Antlitze leuchteten wie die Sonne, und alle waren gekrönt mit Golde und Edelgesteinen. Ihr Lobgesang gab ein so süßes Getöne, daß die ganze himmlische Stadt Jerusalem davon erfreut ward.

Darnach aber kam ihm entgegen die allerlöblichste und hochwürdigste Schaar, mit solchem großen, wunderlichen Glanze, daß es dem Jüngling däuchte, alles was er gesehen, sey dagegen keine Wür-

digkeit. Sie sangen den lieblichsten Lobgesang. O! da war der allerlieblichste Geruch. Und ob die ganze Welt tod wäre, sie müßte doch von solchem lieblichen Riechen erquickt werden. Dieses war die Schaar der Fürsten; und alle waren gekrönt mit überköstlichen Kronen, die ganze himmlische Stadt zu erleuchten. Sie lobeten und sangen ohne Mittel und Ende. Und das war die löbliche Schaar der auserwählten zwölf Boten, da man nicht davon sagen und schreiben kann, von aller ihrer Ehre und Würdigkeit, die sie haben.

Darnach sah er die glänzenden Chöre der Engel in solchen Freuden, und in solcher süßen Melodie, daß nichts davon zu schreiben oder zu sagen ist. Denn da war solche göttliche Ehre, daß das andere alles nichts dagegen zu schätzen war; alle Bücher der ganzen Welt könnten dieß Lob nicht begreifen.

Da sah der Jüngling seinen auserwählten Gast in Diener, der ihm seine Hochzeit regiert hatte, und solchen hohen Ehren, daß er wollte wähnen, es sey der Herr selbst; der sprach ihm lieblich zu, und offenbarte ihm alle Heimlichkeiten des himmlischen Jerusalem, und sprach: O Bruder! Du bist selig über alle tödtliche Menschen, daß Gott dir solche Gnade bewiesen hat, daß du deiner Ehre so viel sehen sollst, darum sollst du ihn loben, immer und möglich. Aber du sollst wissen, daß dieses alles, was du gesehen hast, gar keine Vergleichung ist, gegen der obersten Majestät des allmächtigen Gottes, wo er in der höchsten Dreifaltigkeit lebt, mit der auserwählten keuschen, reinen Jungfrau Maria, und regiert immer und ewiglich.

Nun du aber gesehen hast, lieber Bruder! was dein Herz begehrt, so ist es Zeit, daß du von hinnen scheidest. Gott unser Herr, mag dich geleiten, und beschirmen. Also mußte der liebe Jüngling scheiden, aus dieser lieben, lustigen Stadt, gar in großer Freude, doch gemischt mit Traurigkeit. Und von der Stunde an, brachte ihn das Maul dahin, woher es ihn gebracht hatte.

Da nun der Jüngling an seiner Heimath war, meinte er zu finden seine Knechte, aber es war Niemand da, und alle Dinge waren verwandelt. Und er dachte in seinem Sinn: ewiger Gott! wie mag das kommen, daß alles verwandelt ist, da ich erst gestern von hier geschieden bin. Es war die Kapelle Unserer Lieben Frau nicht mehr eben dieselbe, wie sonst, war anders gebaut, und seine Burg war ein Kloster geworden. Doch sah er an den Bergen, daß er in seiner Heimath war. Er ging endlich an das Kloster hinauf, und klopfte zorniglich an. Und als er an das Thor sah, über sich, da stund ein Kruzifix über dem Thore, worüber er sehr verwundert war.

Der Thorwart fragte: wer er wäre? und was er damit meinte, daß er so zorniglich anklopfe? Der Jüngling sprach: Weißt du nicht, daß ich dieser Burg und des Landes Herr bin? Und du fragst noch, wer ich sey? Ich habe doch dich zur kleinen Thorwart bestellt, als ich heute mit meinen Knechten meine Burg verließ. Der Thorwart sprach: Ein Herr magst du wohl seyn, denn du hast eine englische Gestalt, wenn du aber sprichst, du seyst dieser Burg und dieses Landes Herr, so kann das nicht seyn, denn dieß ist ein Kloster, und unser Herr ist ein Abt.

Da erschrak der Jüngling und konnte sich nicht besinnen, wie das sey, und sprach: So gehe zu dem Abte und sage ihm, der rechte Herr sey hier, eingelassen zu werden. Und wo ist denn meine Mutter und mein Gemal? Diese nannte er dem Thorwart. Dieser sprach: von dieser habe ich wohl sprechen hören, sie sind aber vor vielen Jahren schon längst gestorben und liegen begraben in dem Kapitel, und sind die Stifterinnen dieses Klosters. Doch will ich dein Begehren anbringen. Also thät er.

Der Abt war ein gottesfürchtiger Mann, und gedachte sogleich an das, was in seinen Schriften stand, von dem verlornen Herzoge, und ging heraus mit dem ganzen Convent zu sehen, was das wäre.

Und da ihm der Abt ansah, erschrack er gar sehr, von wegen der lieblichen Gestalt, die er hatte, denn sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, seine Kleider glänzten wie Karfunkel, und von ihm ging süßer edler Geruch. Und er empfing ihn würdiglich und führte ihn mit großen Ehren hinein in das Kloster. Da merkte der Jüngling wohl, daß die Dinge nicht waren, wie sie gewesen, als er sie verlassen hatte, und erzählte dem Abt seine Geschichte.

Da merkte der Abt auf seine Worte, und die Schrift, die er hatte von diesen Dingen, gleich mit dem, was er sagte. Da führte er ihn zum Grabe seiner Mutter und seines Gemahls, da fand er auf den Steinen geschrieben, daß sie vor dreihundert Jahren gestorben waren. Darnach ließ der Abt ihm lesen die Schriften, und der Jüngling konnte nicht genugsam sich wundern, daß er dreihundert Jahre im Pa-

radiese gewesen war, und meinte es seye nur ein halber Tag gewesen.

Darnach erscholl die Geschichte in das ganze Land, und da kamen alle Fürsten und Herren des Landes, und alle die ihn ansahen, hatten eine große Freude und verwunderten sich seiner lieblichen Gestalt; denn er war überall gestaltet als ein Engel.

Da nun die Wirthschaft bereitet war, und Männiglich fröhlich, bat ihn der Alt, wie die andere Fürsten und Herrn auch, er sollte mit essen und trinken. Das wollte er Anfangs nicht, nahm aber doch etwas Brod endlich in den Mund. Und nun, höret, ein großes Wunder! Sobald er das Brot in den Mund nahm, ward er verwandelt in einen alten Mann, grau, voller Runzeln und andere Gebrechlichkeiten, die dem Alter zugehören, und seine Kleider, die zuvor leuchteten als Karfunkel, waren alt geworden und zerrissen. Da erschrak jedermann und alle ihre Freude verwandelte sich in Traurigkeit.

Da hub er an und sprach: Liebe Herren! ihr sollt nicht erschrecken, Gott der Herr wirket Wunderwerke mit seinen Dienern. Nun werde ich wieder gehen an das Ende, daher ich gekommen bin, aber der Erde muß vorher ihr Theil gegeben werden, und jetzt werde ich mich scheiden von diesem meinem tödtlichen Leibe, den ich so lange getragen habe. Und, lieben Brüder! bleibet in einem festen Glauben mit guten Werken; denn ich habe übergroße Freuden gesehen, die Gott seinen Dienern bereitet hat, das kann kein tödtlicher Mensch gedenken oder aussprechen. Und dreihundert Jahre sind mir gewesen, wie

ein halber Tag. O! da ist eine ewige Glorie und Würdigkeit, ewiger Friede, ewige Gesundheit, ewige Lust, ewige süße Melodie des lieblichen Gesangs der Engel und Auserwählten, was ich nicht sagen und beschreiben kann.

Nach diesen Worten empfing er löblich und andächtiglich das heilige Sakrament Unsers Lieben Herrn Frohnleichnam von dem Abte, mit anderen Wegfertigungen, als zu einem sterbenden Menschen gehört, und schied also aus diesem Jammerthal.

Sein Leib ward mit großer Würdigkeit begraben zu seiner Mutter und zu seinem Gemahl. Die Seele kam wieder in die ewige Freude, die ihr verheißen ward. Die wolle uns auch Gott allen nach diesem tödtlichen Leben gnädiglich geben und verleihen. Amen.

Andächtige Jungfrau! der Schreiber befiehlt sich fleißlich in Euer innigliches Gebet. Amen.

Seltenheiten und Kostbarkeiten der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

Daß die kaiserliche Schatz- und Kunstkammer eine von den reichsten und vortrefflichsten ist, welche in Europa zu finden, wird ein Jeder gestehen müssen, der dieselbe gesehen; zumal, wenn er dergleichen an

andern Orten ebenfalls in Augenschein genommen, da man denn gar leicht den Unterschied finden und sehen kann, worinnen eine von der andern prävaliret.

So ist e. g. der königliche Schatz zu St. Denis in Frankreich bei weitem nicht so considerable, als die kaiserliche Schatzkammer, indem die Anzahl der pretiösen Sachen, so daselbst aufbehalten und verwahret werden, lange nicht so groß, als in dieser ist, unerachtet nicht zu läugnen, daß in jener auch viel kostbare, rare und sehr künstliche Stücke zu finden.

Wir wollen dieselbe jetzt mit einander betrachten, und die in selbiger sich befindenden kostbarsten und raresten Stücke, so viel möglich ist, beschreiben. Es wird selbige aber eingetheilet in die geistliche und weltliche: Jene begreift in sich lauter Heiligthümer, Reliquien, Kirchenornate, und was dergleichen mehr; in dieser aber siehet man lauter Pretiosen an Gold, Silber, Edelsteinen, künstlicher Arbeit von Elfenbein und anderer Materie, rare Schildereien und viele arte facta. Die Kunstkammer aber ist von der Schatzkammer ganz unterschieden, welche wir zu Ende dieses beschreiben wollen. Der Ort, wo die kaiserliche Schatzkammer verwahret wird, ist in der kaiserlichen Burg, und ist der Eingang zu solcher bei dem Hofballhause. Der Saal oder Gallerie, in welcher dieselbe stehet, ist 62 Schritte lang und 7 breit, auf der einen Seite sind ziemlich hohe Fenster, so in den kleinen Burggarten hinein gehen, auf der andern Seite aber gegenüber stehen an der Wand 13 schwarze und ziemlich hohe Schränke, so nummе-

rirt sind, zwischen solchen aber stehen allerhand Schildereien.

Im ersten Schranke sind vier Fächer, in welchen allerhand elfenbeinene Geschirre enthalten sind, als: 1) Ein elfenbeinenes Geschirr, einen vollgesoffenen Cupido vorstellend; 2) verschiedene Pokale von Rhinoceros- oder Nasenhorn; 3) dergleichen von Einhorn; 4) ein großer Pokal von einem Nasenhorn gedrehet, dessen Deckel von Silber und vergoldet, mit zwei Zähnen von einem Rhinozeros; 5) eine große, aber ganz subtil aus Elfenbein gearbeitete Gallerie oder bedeckter Gang; 6) eine Kanne oder Trinkgeschirr von Elfenbein, darin von einem künstlichen Bildhauer das Paradies und alle Thiere sehr künstlich geschnitten sind; 7) sind allhier verschiedene Kästchen von Agat; 8) eine elfenbeinene Kanne, so Kaiser Leopold mit eigener Hand gedrehet; und 9) eine noch größere von eben dergleichen Materie, so Ferdinand III. römischer Kaiser verfertiget; 10) noch eine dergleichen Kanne, von dem Erzherzog Sigismundo von Innsbruck gemacht; 11) sind im untern Fache allerhand curiose und rare rothe Corallengewächse und allerhand künstliche Arbeit aus Corallenzinken, als Messer, Gabelhefte, Löffelstiele 2c.

Der andere Schrank enthält ebenfalls in sich allerhand künstliche und curiose elfenbeinene Geschirre, als Becher, Schaalen und dergleichen. Unter solchen sind die vornehmsten: 1) ein hoher Pokal aus einem Elephantenzahn gedreht, dessen Corpus auf einen Elephanten ruhet, so Churfürst Johann Georg I. von Sachsen mit eigenen Händen soll verfertiget und zum Gedächtniß hieher geschicket haben; 2) eine auf

einem Stativ oder Fuße stehende Kugel, auf derselben sind verschiedene Brustbilder etlicher Kaiser. Dieselbe ist hohl, und wenn man durch ein Löchlein in solche siehet, so erblickt man das Bildniß des Heilandes und der Jungfrau Maria, welche ein Maler durch das kleine Löchlein in die hohle Kugel gemacht hat; 3) zwei große auserlesene schöne Pokale, welche dem römischen Kaiser Ferdinando III. Anno 1652 von dessen Gemahlin zu Regensburg bei einer Aderlaß verehret worden; 4) eine Sphäre oder Himmelskugel, in welcher eine Statue, worin ein Bildniß gemalet, steht; 5) ein kleines rundes Büchlein, von Albrecht Dürer gemacht, worin die Geburt Christi sehr künstlich geschnitten; solches wird vor 3000 Rthlr. gehalten; 6) eine Kette von Elfenbein, drei Ellen lang, mit dem Bildnisse Kaisers Leopold und der Kaiserin Margaretha, aus einem Stück von einem Pilgram verfertiget; 7) noch eine dergleichen von Elfenbein, an welchem Kaiser Leopolds Contrefait hänget, Alles zusammen ebenfalls aus einem Stück gearbeitet, fast eben so lang, fast wie die vorige, wobei noch zu remarquiren, daß die Glieder vierecktigt sind, da die vorige runde Glieder hat; 8) ein Stück aus einem Fischzahn sehr künstlich gearbeitet, vorstellend einen Mann, so eine Nymphe embrassiret, welche zu einem Baum wird. Diese Materie ist weit heller und glänzender als Elfenbein; 9) eine sehr schöne und künstliche Figur, auf welcher der Kindermord Herodis dargestellet wird, sehr klein; 10) Kaiser Justinianus Bildniß in Perlenmutter, so 5000 Rthr. gekostet hat; 11) neben diesem Schranken ist ein Malerstück von Corregio, den Raptum Ganimedis vorstellend.

Bei Eröffnung des dritten Schrankes siehet man

inwendig an der Thür: 1) einen alten Greis von Albrecht Dürern, sehr natürlich und künstlich gemalet, und 2) demselben gegenüber noch einen dergleichen; 3) werden allerhand künstliche Uhren gezeiget, unter welchen eine mit allerhand Edelsteinen, in Form einer Monstranz gearbeitet, zu sehen ist. Diese hat der ehemalige böhmische Burggraf, Graf von Martinitz, hieher verehret; 4) eine Uhr, in Form eines Weinfasses, an dessen Boden der Zeiger ist. Auf dem Fasse sitzet ein Bachus, welcher in der Hand einen Becher hält, so er, wenn es schlägt, an den Mund an- und absetzet, und zugleich jedesmal die Zunge herausstrecket; 5) eine Uhr in einem Pferde, worauf Cupido reitet, mit dem Bogen und Köcher; 6) eine andere in der Form eines Globi, so den Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne zeiget; diese aber im Fortgehen die Stunden; 7) eben dergleichen, wie eine Schildkröte, welche, wenn sie aufgezogen wird, fortkriechet; 8) eine andere in einem Krebs, welche wie ein Krebs rücklings gehet; 9) auch sind allhier verschiedene Gemählde von Albrecht Dürern zu observiren, unter welchen zwei Contrefaits sind, so wegen ihrer Kunst für unschätzbar gehalten werden; 10) außen an der Schrankenthür ist ein künstliches nackendes Weibsbild, welches die Juno vorstellet, wie solche vom Jove, in der Gestalt einer Wolke, umarmet wird. Dieses Stück ist von Corregio.

Gleichergestalt sind auch im vierten Schrank dergleichen künstliche Uhrwerke, nebst andern curiosen Sachen zu sehen, unter welcher die nachfolgenden am remarkablesten sind: 1) eine Uhr, so eine Gondola di Venetia repräsentirt, in welcher ein No-

bile Venetiano mit seiner Liebsten sitzet, einen kleinen Becher in der Hand habend, welchen er zuweilen an den Mund ansetzet, und das Frauenzimmer mit der Hand auf den Rücken klopft, und den Kopf, wie auch die Augen hin und her drehet und sich neiget. Das Frauenzimmer spielet auf der Guitarre. Der Ruderknecht steht hinten auf der Gondola und rudert, und die Gondola gehet von sich selber auf dem Tische fort; 2) eine Uhr in einem silbernen Globo coelesti, so den ganzen Himmelslauf zeiget; 3) ist von andern Sachen Folgendes zu sehen, als: ein türkischer Kaiser zu Pferde, mit zwei Dienern, auf einem ziemlichen hohen Fuß von purem Golde; 4) eine schöne türkische Sackuhr, ovalrund, so bei einem Bascha in der Schlacht bei St. Gotthard erbeutet worden; 5) ein Globus coelestis et terrestris; 6) ein Bachus auf einem Bock, welcher auf einen Wagen sitzet, von Silber; 7) ein Gemälde so einen Cupido repräsentirt, wie er einen Bogen schnitzet, im Original und in der Copie. Das Original ist von solcher Vortrefflichkeit, daß es für 18 000 Dukaten geschätzt wird. Der Auctor von solchen ist der ehemalige berühmte Gregorio, ein Italiener, gewesen.

Der fünfte Schrank wird wegen der in demselben verwahrten kostbaren Silbergeschirre und anderer schöner Gold- und Silberarbeit auf drei Tonnen Goldes ästimirt. In solchem nun sind nachfolgende Stücke remarquable: 1) ein indianisches Schnupftuch von purem Silber, mit durchbrochener Filigranarbeit, so seines gleichen nicht mehr haben soll; 2) zwei runde silberne Körblein; ein anderes viereckigtes Körblein, so Kaiser Leopolds erste Gemahlin aus Spanien mitgebracht, und auf 7000 Silberkronen

geschätzt wird; 4) eine chinesische Schaale; 5) eine Virga Christi; 6) viel silberne Kannen und andere kostbare Geschirre; 7) eine Kanne aus einem Straussen-Ey gemacht; 8) verschiedene schöne Schildereien; 9) ein überaus schönes Nachtstück, von Lukas Cranach, welches Kaiser Leopolds erste Gemahlin aus Spanien mitgebracht; 10) ein Glöckgen, welches Kaiser Rudolph II. bei magischen Experimenten soll gebraucht haben, von purem Golde *); 11) es sind ferner allhier sehr viel silberne Pokale, Schaalen und andere dergleichen Sachen, welche mehr wegen der vortrefflichen Arbeit, als wegen der Materie zu ästimiren; 12) ein aus einer Mußcatnuß formirtes Trinkgeschirr von ziemlicher Größe, welches sehr hoch geschätzt wird.

Im sechsten Schrank sind acht Fächer, welche alle mit kostbaren Sachen angefüllt, worunter die remarquablesten sind: 1) verschiedene Kleinodien und Edelgesteine von großem Werth. 2) Einige kleine Muscheln, auf welchen unterschiedliche Schlachten,

*) Diejenigen, so dafür halten, daß Rudolph II. die Geister citiren können, geben vor, daß er solches vermittelst dieses Glöckgens gethan. Allein es müßte solches, wenn es nach Teophrasti Paracelsi Art wäre verfertiget worden, nicht von Gold, sondern von einer Mixtur verschiedener Metalle componirt seyn. Uebrigens ist zwar nicht zu läugnen, daß besagter Kaiser die Astronomie, Astrologie, Mathematik und Magie geliebet, und deßwegen die berühmten Mathematiker, Tychonem de Brahe und Kepplerum, wie auch den wegen der Magie berühmten Engländer Dee an seinem Hofe gehabt; es ist aber auch noch unerwiesen, daß er die Geister habe beschwören können, sondern solches für eine unrechtmäßige Beschuldigung seiner Feinde zu halten.

und unter andern die Nördlinger, sehr künstlich gegraben sind. 3) Das Schachspiel ebenfalls auf eine Muschel geschnitten. 4) Einige Muscheln mit allerhand Figuren von Thieren. 5) Ein Stück, auf welches allerhand römische Historien gestochen. 6) Ein römisches Brust-Bild in Gold eingefaßt, so auf 30,000 Reichsthaler geschätzet wird. 7) Alexandri M. und dessen Gemahlin, oder vielmehr Maitresse, Brust-Bilder in einen Onyx geschnitten, da die natürlichen Farben des Steines die Gesichter schattiren; dieses wird vor 10,000 Reichsthaler geschätzet. Ein anderes Brust-Stück, ebenfalls in Onyx geschnitten, so vor 2000 Reichsthaler gehalten wird. 9) Eine agathene Tafel mit vielen Bildnissen und Antiquitäten. 10) Allerhand kostbare Ringe und Edelgesteine. 11) Eine kleine Tafel, auf welche allerhand artige Sachen, als indianische Tänze und dergleichen gegraben sind. 12) Vier Kunst-Bilder von Agath und Calcedon. 13) Ein großer und weißer Agath, in welchen drei römische Kaiserköpfe geschnitten, wird auf 3000 Reichsthaler geschätzet. 14) Eine lange Kette, bestehend aus alter Erz-Herzoge von Oesterreich Bildnissen, bis auf Kaiser Leopolden, in Agath geschnitten, und mit Gold zusammen gehenket. 15) Ein Agath, in welchem die Stadt Ofen von Natur gebildet ist. 16) Ein Agath, in welchem das österreichische Wappen von Natur zu sehen *). 17) Ein Kopf oder Brustbild in Agath

*) Dergleichen Agathe, in welchen die Natur allerhand Figuren gebildet und vorgestellet, sind schon in denen alten Zeiten bekannt gewesen. So besaß z. B. der König Pyrrhus dergleichen Stein, in welchem Apollo mit denen neuen Musen ganz deutlich zu sehen war.

geschnitten, welches ein Jesuit aus China mitgebracht, solches soll dem Vorgeben nach, von denen Chinesern von etlichen Millionen seyn ästimirt worden. 18) Eine Schaale mit allerhand kostbaren Edelgesteinen besetzet.

Der siebente Schrank enthält in sich allerhand silberne Pocale, und andere kostbare Trink-Geschirre, so theils von großem Werthe sind. Nebst diesen aber ist in solchen zu sehen: 1) Maximiliani I. Geschichte in Holz geschnitzet, an dessen einer Seite ist ein Büschlein von seinen eigenen Haaren zu sehen. 2) Ferner ein großes silberns Becken. 3) Ein großes Nasenhorn, in Gold eingefasset. 4) Zwölf kleine Statuen der ersten römischen Kaiser. 5) Ein Brettspiel von Silber. 6) Eine Statue auf Piedestal, vorstellend einen Löwen, welcher auf einem Pferde stehet, und das brabantische Wappen hält, von purem Gold, 15 Pfund schwer; so die ostindische Compagnie vor vier Jahren hierher verehret.

Der achte Schrank ist an und vor sich selbst remarquable, weil er von Mastixholz gearbeitet ist. In solchem werden folgende Sachen verwahret. 1) Viel goldene Schaalen, Becher, Gieß-Kannen und Becken, ingleichem das Taufbecken und Gießkanne aus welchen alle Erzherzoge von Oesterreich getaufet werden. Solches ist von purem Golde, und mit Rubinen besetzet, sehr groß, und von hohem Werth, und von der Landschaft Kärnthen hieher verehret worden. 2) Ein runder goldener Becher, dessen Deckel wie eine Kaiser-Krone aussiehet, und mit Edelgesteinen besetzet ist. Derselbe soll

4000 Reichsthalern gekostet haben, und ist dem Kaiser von der Landschaft Görtz bei der Erbhuldigung verehret worden. 3) Ferner findet man allhier vier goldene kostbare Gießkannen, so sehr schön gearbeitet sind. 4) Drei mit Gold beschlagene Halsbänder, welche nebst deren Hunden ein König in Engeland zum Präsent ehemals hieher geschicket hat. 5) Etliche türkische Säbel mit Smaragden und Saphyren besetzet. 6) Ein großer Pusican oder Streitkolben mit Edelgesteinen besetzet. 7) Ein goldenes Pettschaft eines türkischen Passa, mit Charakteren, wobei ein Zettul gewiesen wird, auf welchen in italienischer Sprache derselben Bedeutung explicirt ist. 8) Ein Pettschaftring des türkischen Kaisers, welchen der Groß-Vezier bei einer Feldschlacht allezeit am Halse zu tragen pfleget. Diesen hat man bei dem, in der Schlacht bei Zenta, den 11 Sept. 1697. getödteten Groß-Vezier gefunden. Es ist solcher von purem Golde und oval-rund *). 9) Ein Stamm, oder der unterste Theil von einem Weinstock, um welchen aus der Erden ein dicker Gold-Draht gewachsen, und sich um solchen herumgeschlungen. Dieser Weinstock ist 1673 in denen Weingebürgen bei Tokey in Ober-Ungarn also gefunden, und hieher geschicket worden. 10) Ferner wird ein anderes Gewächs von gediegenem Golde daselbst gezeiget. 11) Jngleichem eines von Silber, das so künstlich formiret, als wenn es gearbeitet wäre. 12) Die Schlacht bei Nördlingen, auf einer goldenen Platte, en mignature gemahlet. 13) Ein Stück Gold, 300 Dukaten schwer, welches

*) Der Groß-Sultan gibt dem Groß-Vezier allezeit wenn er zu Felde gehet, seinen Siegelring, anzuzeigen, daß er bei der Armee plein pouvoir und das absolute Commando habe.

ein Chymicus, Baron Chàes genannt, in Gegenwart Kaisers Ferdinandi III. aus Blei in Gold verwandelt. Auf der einen Seite stand ein Sinnbild mit der Ueberschrift: Diva Metamorphosis. Auf der andern: Exhibitum Pragae d. 15. Jan. 1668. in praesentia Sacrae Caes. Maj. Ferdinand. III. 14) eine zwei und eine halbe Elle in Umfang große oval-gegossene metallene Platte an einer Kette hangend, so ziemlich schwer. Diese hat ein gewisser Augustiner-Mönch, Wenceslaus genannt, ebenfalls über die Hälfte in Gold verwandelt, und solche dem Kaiser Leopold zu seinem Namenstag verehret. Diese Platte ist, wie gedacht, über die Hälfte in Cronen-Gold verwandelt, welches auch die Probe hält, und verlieret sich die gelbe Farbe des Goldes nach und nach, also, daß der oberste Theil noch Metall ist. *) Auf der einen Seite steht eine Inscription, welche anzeigt, daß dieses rare Kunststück dem Kaiser gewidmet worden sey.

In dem neunten Schrank sind allerhand Edelgesteine, als Agath, Jaspis, Onyx und allerhand aus solchen verfertigte Trinkgeschirre, unter welchen die folgenden merkwürdig sind. Eine kostbare Schaale, so aus einem zusammengewachsenen Jaspis und Agath verfertiget, welches vielleicht in der ganzen Welt das einzige Stück von dergleichen Art ist. 2) Ein agathenes Krüglein, 4000 Reichsthaler werth. 3) Eine dergleichen Schaale, so 6000 Reichsthaler hochgeschätzt wird. 4) Eine schöne Schaale von

*) Zu Florenz, in des Großherzogs Schatzkammer findet man einen Nagel, welcher ebenfalls noch halb Eisen, und die andere Hälfte in Gold verwandelt ist.

Onyx à 3000 Reichsthalern. Alle diese Stücke sind mit der Kaiserin Eleonora, Leopoldi III. Gemahlin, von Neuburg hieher gebracht worden. 5) Eine kleine Gießkanne von Agath, so Kaiser Leopold vor 10,000 Reichsthaler gekauft. 6) Eine Schaale aus einem Oriental-Granat geschnitten. 7) Eine Schaale, aus einem Amethist geschnitten. 8) Eine große Schaale und Kanne von Sardonichstein. 9) Ein ziemlich großes Stück vom Lapide Laculi. 10) Eine große Schaale vom Lapide hephriticico. 11) Eine große Schale aus einem orientalischen Granat geschnitten. 12) Das österreichische Wappen, im römischen Adler von Edelgesteine, nach der gehörigen Farbe zusammengesetzt. 13) Eine amethystene Schaale, so dem Kaiser Leopoldo von der Kaiserin Eleonora verehret worden. Auf solcher ist das österreichische Wappen auf mosaische Art mit lebhaften Farben von kostbaren Edelgesteinen zu sehen. 14) Eine Schaale von gefrornem Amethist. 15) Zwei Zepter von Jaspis. 16) Ein köstlicher Stein, welcher Cocenum genennet wird. 17) Ein Adler, in welchem das österreichische Wappen von Natur gewachsen, von Agath. 18) Ein Agath, in welchem das ungarische Wappen eingeschnitten zu sehen. 19) Ein anderer Agath, in welchen das ungarische Wappen von Natur gewachsen. Diesen hat der Graf Trautmannsdorff, gewesener Ambassadeur in Spanien, dem Kaiser verehret.

Im zehenden Schrank werden eben dergleichen Gefäße auch verwahret; nämlich: 1) Eine Schaale von ungarischen Topas. 2) Eine Muschel von der Größe, wie eine Hand, so auswendig von Agath, und inwendig von Amethist ist. 3) Ein Pocal von

böhmischen Topas. 3) Eine Schaale wie ein Ey groß, von ungarischem Diamant. 5) Ein böhmischer Diamant, wie eine Hand groß. 6) Ein Blumenkreuz aus orientalischem Topas, so mit andern böhmischen Steinen von unterschiedlicher Couleur ausgeleget ist. 7) Ein Becher von orientalischem Topas mit Blumen und Edelgesteinen verzieret. 8) Ein Jaspis, in der Größe wie ein halbes Herz, welches aus einem Amethisten gewachsen, so etwas sehr rares ist. 9) Ein Stück Ambra, in der Größe eines kleinen Kopfs, wieget zwei Pfund 22 ¼ Loth, welches ein türkischer Botschafter zum Präsent anherogebracht. 10) Ein Stück schwarzer Ambra, in der Gestalt eines Kästchens, auf welchem sich Kaiser Matthias zu Pferde präsentirt. 12) Ein sehr künstlich gearbeitetes Stück von tyrolischem Smaragd. 12) Ein Schachspiel von Edelgesteinen in einem silbernen Futteral.

Der eilfte Schrank enthält lauter crystallene Geschirre, Schaalen, Becher, Gläser, Statuen, Schiffe, welche alle verdienen betrachtet zu werden. Unter solchen aber sind die vornehmsten: 1) Ein großer Pocal von Berg-Crystall, in Form einer Pyramide, zwo Ellen hoch, so von Hieronymo de Miseron aus einem Stück tyrolischem Crystall verfertiget worden. Es kann solcher dreimal zerlegt, oder zerschraubet werden, und präsentirt jeder Theil einen Pocal. Es wird solcher wegen der künstlichen Arbeit auf 20,000 Reichsthaler geschätzet. 2) Ein großer Krug von Crystall, wie eine Wasserkanne, so die erste Gemahlin des Kaisers Leopold aus Spanien mitgebracht hat. 3) Ein Drache auf vier Rädern stehend, alles von Crystall. 4) Noch einer dergleichen. 5) Ein

Stück, Crystall-Mutter. 6) Unterschiedliche crystallene Schiffe. 7) Es wurden auch in diesem Schranke unterschiedene Bildnisse der römischen Kaiser, so ein Künstler auf halbe Hirschhörner geschnitten, verwahret, welche ebenfalls verdienen gesehen zu werden.

In dem zwölften Schrank sind eben dergleichen crystallne Gefäße zu sehen, unter welchen die vornehmsten folgende sind: 1) Ein großer Blumenkrug von Crystall. 2) Eine große Kanne von eben dergleichen Materie: in welche 2 ½ pragerische Maaß, so ungemein groß ist, gehen. 3) Eine Viol-Flasche von böhmischen Diamant. 4) Eine Uhr in einem crystallenen Kreuz. 5) Ein großer Krug von Silber, stark vergoldet, und mit Rubinen besetzet. 6) Ein großer crystallener Krug mit zwo Handhaben, sauber geschnitten, und viele andere dergleichen Sachen mehr, welche vor jetzo zu specificiren viel zu weitläufig fallen würden.

Der dreizehende Schrank übertrifft die andern alle, wegen der in demselben verwahrten pretiösen Sachen, Kleinodien, Geschmucks, und andern raren und kostbaren Dingen, welcher deswegen vor unschätzbar gehalten wird, und vornämlich verdient genau betrachtet zu werden. In selbigen nun werden, als die kostbarsten Stücke folgende gezeiget. 2) Die kaiserliche Hauskrone, mit Diamanten, Smaragden, Perlen, groß wie Nüsse, reich besetzet, so 25 Pfund wieget, nebst dem Zepter von Einhorn, auf welchem ein großer Saphyr ist, wie ein Ey, und dem Reichs-Apfel, so mit sehr großen Perlen besetzet ist. Diese drei Stücke hat Rudolphus II. zu Prag machen lassen, und kosten 700,000 Reichsthaler. 2) Ein Model

von der römischen Reichskrone, wie sie zu Nürnberg beschaffen, vorne mit einem halben Kreutz und halben Cirkel, mit Diamanten, Saphyren, Perlen und anderen Edelgesteinen besetzet; mit dieser soll Ferdinandus IV. als römischer König gekrönet worden seyn. 3) Die böhmische Krone, Zepter und Reichs-Apfel. 4) Des ungarischen Botskay Krone, oben zu, wie eine Mütze, der Zepter und Reichs-Apfel, welche er zu dem Ende machen lassen, um sich damit zum Könige in Ungarn krönen zu lassen, so ihm aber in der Schlacht vorhero abgenommen worden. 5) Zwei Paradekronen mit Juw[illegible]n versetzet, welche von der Kaiserin gebraucht werden. 6) Der Fürsten-Hut oder Mütze, womit der Tockely hat sollen installirt werden; ist von weißem zarten Filz, und um den Rand herum einer Hand breit mit Gold gewirket. 7) Ein Juwel, bestehend aus einem Kern-Rubin, in der Mitte desselben ist ein großer Diamant, und unten eine große Perl von 6000 Reichsthaler; alle drei Stücke aber werden zusammen auf 25,000 Reichsthaler geschätzet. 8) Ein anderer Diamant, so 100,000 Reichsthaler geschätzt wird. 9) Vier Smaragde an einander von 40,000 Reichsthalern. Diese vier Stücke sind aus einem Stück geschnitten, wie ein Becher, so ein halb viertel Maaß hält, und von sehr hohem Werth ist. Diesen Pocal hat der vorige Großherzog von Florenz gerne haben wollen, und vor solchen sehr viel Geld gebothen. 10) Der Kaiserin Hausperlen, so dergestalt groß sind, daß an der ganzen Schnure, nur 25 Stück hängen. Diese werden ästimirt auf 24,000 Dukaten. 11) Etliche andere Schnuren-Perlen, die auf 100,000 Reichsthaler geschätzt worden. 12) Noch ein Zepter und ein Reichs-Apfel. 13) Unterschiedliche Säbel mit

Edelgesteinen besetzet, bei welchen auch ein Degen, mit Diamanten garnirt, hänget. 14) Ein orientalischer Diamant en quarré geschnitten, ist von Innsbruck hieher gebracht worden, und wird vor 20,000 Reichsthaler gehalten, ist sehr groß, aber flach *). 15) Ein Diamant, von dem Erz-Herzog Sigismundo verehret, wiegt 17 Karrath und zwey Gran und wird auf 20,000 Reichsthaler ästimirt. 16) Ein Model von dem florentinischen großen orientalischen Diamant, in der Größe einer welschen Nuß. Solches aber ist nur ein böhmischer Diamant, und nebst andern Präsenten der spanischen Kaiserin ehemals aus Spanien nachgeschickt worden. 17) Eine Perl, wie eine Muskaten-Nuß, 60,000 Reichsthaler werth. 18) Ein Juwel von Diamanten, in Form eines Laubes gemacht, von 100,000 Reichsthalern. 19) Ein Schild, auf welchem ein Pfau von Smaragd zu sehen. 20) Etliche Degen und Säbel mit Diamanten besetzet. Unter denen letztern ist einer ein Präsent vom türkischen Kaiser. 21) Ueberdieß zeigt man viel herrliche und kostbare Rosen von Diamanten, Rubinen und dergleichen, welche alle zu beschreiben zu weitläufig wäre. 22) Bei diesen Schränken hänget auch das herzogliche würtenbergische Wappen auf einem Schilde mit Perlen gestickt. 23) Auch ist neben demselben zu sehen, das Bildniß eines pohlnischen Königs Uladislai Loctici, so um das Jahr 1333 gelebet, und nicht

*) Es ist im kaiserlichen Schatze noch ein größerer Diamant vorhanden, als dieser, so nach dem Florentinischen der größte in Europa seyn soll, welchen aber Ihro Majestät bei sich haben soll. Es ist derselbe in Gold eingefaßt, und mit Rubinen und Perlen besetzet.

grösser, als eine wienerische Elle gewesen seyn soll, wie das Bildniß ausweiset.

Dieses also wären die vornehmsten und remarquabelstrn Sachen, so in denen 13 allhier sich befindlichen Schränken verwahret worden. Zu Ende dieser Seite stehet noch ein kleiner Schrank, so mit silbernen Figuren geziert, auf einem Schreibtisch mit Silber eingelegt, in welchem ein unschätzbarer Schatz enthalten, so aber nicht Jedermann gezeiget wird. Es bestehet solcher in Edelgesteinen und anderen kostbaren Sachen, unter welchen 1) ein kleines Trinkgeschirr ist, wie ein kleiner Topf oder Glas, ohne Fuß mit einem Deckel, welcher in der Größe eines Eyes, aus einem orientalischen Smaragd geschnitten ist, dergleichen kein Potentat in der Welt haben soll, wie selbiges Lambecius in Comment. Biblioth. Vindob. mit mehreren beschreibet. Es soll ein Herzog von Florenz vor dasselbe drei Tonnen Goldes offerirt haben. Dergleichen Steine sind 2) noch zwei vorhanden, von eben dergleichen Größe, davon ein jeder auf 40,000 Reichsthaler geschätzt wird. 3) Einen Blumentopf von Chrysolit in Gold gefaßt, von einem sehr großen Werth. Ueber diesem Schranke stehet Justinianus Imperator zu Pferde, gar künstlich in Erz gegossen. 4) Neben solchen stehet ein Bildniß Uladislai, Königs von Pohlen. 5) Daselbst siehet man auch eine große Pique, von Zimmetholz. 6) Auf der andern Seite des Saals, gegen das Fenster zu, stehet ein breiter langer hölzerner Schrank, in welchem zwei große Fächer mit türkischen Säbeln, Roßzeug, Sätteln, Morgensternen, Pusicanen, von Silber und vergoldet, auch mit Diamanten besetzt sind. 7) Allhier sind auch allerhand Becher, Confectkörbe, künst-

liche Uhren und dergleichen Sachen zu sehen. 8) Ferner werden allerhand schöne Sachen, als Säbel, Sättel, Zäume, mit Gold, Silber und Edelgesteinen garnirt, gezeigt, welche die türkischen Bothschafter dem römischen Kaiser zu Präsenten mitgebracht. 9) Siehet man auch allda viel türkische Waffen und Pusikanen von großem Werth, wovon die meisten in der Schlacht bei St. Gotthard erobert worden. 10) Wird auch der Säbel des im vorigen Seculo berühmten alten Fürstens Ragotzy, womit er in einer Schlacht 17 Feinde soll erlegt haben, gezeigt. 11) Unten liegen allerhand Büchsenröhre, und ein Bretspiel von Corallen, wie auch viele eingebundene Kupferstiche.

Auf der andern Seite des Saals stehen zwischen denen Fenstern eilf schöne und mit Elfenbein, Perl-Mutter und florentinischen Stein eingelegte und künstlich gearbeitete Tischgen, auf deren jeden steht meistentheils ein kleiner Schrank mit allerhand Kostbarkeiten oder andern Raritäten. Auf dem ersten Tisch steht ein Schreibkästlein von Ebenholz mit Elfenbein eingelegt, in welchen Auszüge, darinnen 1) allerlei Bilder aus Corallenzinken geschnitten, verwahret wurden. 2) Eine Tafel von ganz natürlich nachgemachtem Marmor. 3) Ein Schachspiel von türkischen Corallen. 4) Ein curioses Stück Holz, welches mit Kröten, Scorpionen, Grillen, Heuschrecken und dergleichen Ungeziefer von Natur also durchwachsen, daß es scheint, als wenn sie durch Kunst in solches eingelegt wären. Solches ist in Dalmatien gefunden worden. 5) Ein schöner und kostbarer Dolch. Auf dem andern Tische liegt ein großes und dickes in carmosinrothen Sammet eingebundnes Buch, in welchem

alle und jede Kostbarkeiten und Raritäten dieser kaiserlichen Schatzkammer aufgezeichnet sind, welches statt eines Catalogs dienen kann. Auf dem dritten steht ein kleiner Schrank mit allerhand türkischen Männer- und Weibermessern, ingleichem Dolche mit Perlen und Edelgesteine reich besetzt; 1) unter solchen ist einer, dessen Klinge stark parfumirt ist, welches die Art hat, daß diejenigen, so damit verwundet worden, nicht können geheilet werden. 2) Ein türkisches Messer mit einem goldnen Hefte, wie sie bei denen Beschneidungen brauchen. 8) Etliche lederne Trinkgeschirre, wie die Beutel. 4) Zwei Brett- oder Schachspiele von Gold, worzu die Steine ebenfalls von Gold gemacht; die Plätze aber, worauf die Steine gesetzt werden, sind von Golddraht verfertigt, und ungemein künstlich; solche werden auf 120,000 Reichsthaler geschätzt. 3) Ein Pferdzeug mit Steinen besetzt, worunter die meisten Topasen sind. 6) Ein großes Stück von einem Topas. Auf dem vierten Tisch steht ein Schrank, in welchem viel aus Wachs poussirte Bilder und Historien zu sehen; 1) der Kindermord Herodis. 2) Die Historie von der Judith, wie sie den Holofernem tödtet, welches einer, Namens Neuberger verfertiget. 3) Die Enthauptung Johannis des Täufers, sehr künstlich. 4) Eine Historie, da ein Chirurgus einem Patienten ein Fontanell setzt, sehr curios. 5) Dergleichen, wie er einem Alten zur Ader läßt, sehr artlich. 6) Ein Bretspiel von purem Golde, und die Steine mit Edelgesteinen besetzt 12000 Reichsthaler werth. 7) Ein Schachspiel von purem Golde 17 Pfund wiegend. Der fünfte Tisch ist mit Gold eingelegt, auf solchen sind allerhand rare Sachen von Wachsarbeit, Mahlerei und verschiedene Figuren, aus einem Stück Holz von Natur also ge-

wachsen. Auf solchem siehet man eine Tafel von Perlen und Diamanten mit allerhand Blumen besetzt, so eine römische Kaiserin mit eigner Hand verfertigt. Ingleichem steht daselbst ein ganz crystallener kleiner Schrank, wie auch ein elfenbeinenes Tischchen, Stühle und Schränke in ziemlicher Größe. Der sechste Tisch ist von Elfenbein mit silbernen Zierrathen, auf solchen steht: 1) ein Leuchter mit acht Dillen von Silber, so aus Spanien geschickt worden. 2) Eine Apotheke von allerlei crystallenen Geschirrlein. 8) Ein Nähkästlein mit Glas überzogen, so eine römische Kaiserin mit eigener Hand gemacht. 4) Herzog Karl des Kühnen von Burgund Bildniß, von Silber und vergoldet, in Lebensgröße auf dem Kniee liegend. 5) Ein ganz gläserner Tisch und Schrank. Von dem siebenten Tisch, so schwarz gebeitzet und auf welchem allerhand Mahlereien sind, steht ein Kasten mit allerhand türkischen Präsenten; als 1) Otter- und Schlangenzungen. 2) Sechs occidentalische Bezoar-Steine, jeder ein Ey groß, und über zwölf Loth wiegend. 3) Etliche Stücke großer orientalischer Bezoar. 4) Ein Messer einer Spanne lang, so ein böhmischer Bauer Anno 1672 in Trunkenheit verschlungen, und neun Monathe im Magen gehabt, so ihm endlich aus der Seite geschnitten worden, worauf er noch etliche Jahre gelebt haben soll, si Fabula vera est. Das Heft und die Klinge sind beide von der Schärfe des Magens angegriffen worden. Auf dem achten Fenster stehet ein Tisch, auf welchem 1) allerhand eingefaßte Bezoar von unterschiedlichen Farben, als schwarz, grau, braun rc. welche rechte orientalische seyn sollen. 2) Unterschiedliche doppelte und übereinander künstlich aus Holz geschnittene Bilder. 3) Ein von Al-

brecht Dürern in Holz sehr künstlich geschnittenes Brettspiel, auf dessen Randen allerhand schöne Figuren, und auf jedem Stein eine poetische Fabel zu sehen ist. Auf dem neunten Tisch ist 1) ein Horn, dessen sich die heiligen drei Könige, wie man vorgibt, sollen bedient haben. 2) Eine ganz goldene Trapulier-Charte von 48 Blättern, in ordentlicher Größe, so der ehemaligen Kaiserin, Leopolds Gemahlin, aus Spanien geschickt worden, nebst goldenen Tantes, welche Anno 1656 sind gepräget worden. Die Charte nebst den Tantes und der Schachtel, so ebenfalls von Gold, wiegen zusammen 22000 Dukaten. 3) Ein großes Rhinozeros-Horn. 4) Ein von Perlmutter eingelegter Schreibtisch, so dabei stehet, und in welchem allerhand Gemälde verwahret worden, unter welchen das Bildniß des General Tilly remarquabel. 5) Ein Kästlein von Agath, worinnen allerhand Kleinodien. 6) Ein hölzernes Damenbrett, mit sehr künstlich ausgestochener Arbeit, darzu sind Steine, eben auf solche Art gemacht. Neben dem zehenden Tisch stehen 1) zwei große indianische Gefäße. 2) Ein Käst chen, in welchem ein Schmuck von Dames von Ambra. 3) Ein Brettspiel von Ambra. 4) Zwei künstlich gearbeitete Rhinozeros-Hörner, wovon das eine ein Idolum, das andere aber ein Jägerhorn in Gold gefasset, von 2000 Rthlr., vorstellt. 5) Ein großer spanischer Krug von terra Sigillata, mit Silber beschlagen. 6) Ein perspektivisch Glas, hinter welches die Domkirche zu Antwerpen gemalt, und perspektivisch anzusehen ist. 7) Ein Contrefait einer Frauen mit einem großen Bart, welche bei Leopolds ersten Gemahlin, Kammerrdienerin gewesen ist. Auf dem eilften Tisch steht 1) eine große agathne Schaale die neun Spannen in der Peripherie hat, in welche

die Buchstaben B. Christo R. M. ganz deutlich und ausdrücklich von Natur zu sehen. Dieses ist eine von den höchst schätzbarsten Raritäten der ganzen kaiserlichen Schatzkammer, und wird höher ästimirt, als alles andere in derselben. Ja es soll dieselbe als ein Fidei Commiſs des Hauses Burgund auf die Nachkommen gebracht worden seyn, daß es keineswegs könne alienirt werden. 2) Siehet man zwei Bildnisse von Elfenbein, deren eines den Kaiser Leopold, und das andere den römischen König Joseph, zu Pferde vorstellet, und liegt unter dem Pferde ein Türke. 3) Ein Nasenhorn, in welches vier fest aneinander gebundene Männer mit sehr schönen Figuren geschnitten sind. 4) Zwei genähte Kunststücke von einer Gräfin, so mit Glas überzogen; das eine repräsentirt den Kaiser Leopold; das andere aber eine Stadt mit Wällen und Basteien, so im Feuer aufgehet. 5) Neun Einhörner, worunter eines vier Ellen lang ist; achte von solchen sind von dem Land-Eichhorn, wie man solches vorgibt. 6) In einem Kästchen von Crystall sieht man durch ein kleines Löchlein, Kaiser Leopold, wie solcher an einem Tische steht und Audienz ertheilt. 7) Sieht man allhier zu beiden Seiten der Thüre zwei große Gefäße von terra Sigillata. Ueber dieses hangen zu beiden Seiten dieses Saals an denen Wänden viel schöne und künstliche Schildereien, und auf dem Boden stehen in der Länge hin, bei denen Tischen der habsburgischen Kaiser Büsten, oder Kunststücke in Erz gegossen.

Dieses wäre also der erste Saal der kaiserlichen Schatzkammer. Aus solchem aber geht man in das andere Zimmer, in welchem man nachfolgende Sachen findet: 1) Gleich beim Eingang stehen zwei

schöne Spiegel mit vielen cristallenen Zierrathen, so mit Leopolds andrer Gemahlin von Innsbruck anhero gekommen. 2) Ein Positiv oder kleine Orgel, so durch Gewichte, als wie ein Uhrwerk getrieben wird, und sehr künstlich gearbeitet ist. Wenn es spielet, so kömmt oben aus der Orgel ein Engel heraus, so Adam und Eva aus dem Paradies treibet. 3) Die Schlacht bei St. Gotthard sehr künstlich in Wachs poussirt. 4) Ferdinandi III. und dessen Gemahlin Bildnisse von lauter kleinen Steinen zusammengesetzt. *) 5) Vier große künstliche Uhrwerke. 6) Zwei rare ungarische Feuerröhre. 7) Eine trefflich künstliche Frauenzimmer-Feder von 1000 Rthlr. 8) Ist sehr artig zu sehen das Bildniß eines alten wienerischen Geistlichen, Stephan Schelizels, als ein Todtengerippe, in welcher Gestalt er viele Jahre zu St. Johann Pfarrherr gewesen, und daselbst Anno 1590 den 27. Febr. im 29. Jahre seines Alters gestorben ist. 9) Ein schöner großer Schrank mit einem Hangtische sehr künstlich gearbeitet, welcher dem Kaiser Leopoldo von einer verwittibten Herzogin von Innsbruck zum Hochzeitpräsent geschickt worden. Es sind an solchen die Figuren mit allerhand Edelgesteinen ausgesetzt. 10) Ein schöner großer Schrank, in welchem die sieben Kirchen zu Rom repräsentirt werden, und kostet 7000 Kronen. 11) Eine von Holz sehr künstlich geschnitzte kleine Wendelstiege. 12) Drei große elfenbeinene Pocale, und etliche aus Hirschhorn verfertigte Trinkgeschirre, ingleichem ein elfenbeinenes Cruzifix. 13) An einem Büffet sieht man unterschiedliche Blumen mit Edelgesteinen meliret, welche von Natur also

*) Es ist dieses eine Art von mosaischer Arbeit, dergleichen in der St. Marcikirche zu Venedig ebenfalls zu sehen ist.

sollen gewaschen. 14) In einem Schrank siehet man Philipp II. Königs in Spanien Bildniß in silbernem Harnisch. Allhier sind auch verschiedene pretiose Degen und Säbel zu sehen.

Im dritten Zimmer sieht man 1) Kaiser Leopolds Bildniß von Pfauenfedern gemacht. 2) König Gustaphs Adolphs von Schweden Collet, darinnen er bei Lützen mit 4 Kugeln erschossen worden. Es ist solches kurz, mit grünem Atlas gefüttert, die erste Kugel in den linken Arm, die zweite in den hohlen Leib, durch die linke Seite durch, die dritte in die rechte Brust, und die vierte mitten in den Rücken gegangen. 3) Ein Adler von Agath- oder Bernstein, so ein Herzog von Kurland dem Kaiser geschenkt. 4) Ein großer Sessel von Bernstein, so dem Kaiser von einem Churfürsten von Brandenburg verehret worden; solcher hat 30,000 Rthlr. gekostet. 5) Ein sehr künstlicher Altar von Alabaster, mit allerhand schönen Figuren. 6) Des General Altringers Hut, von welchem oben vom Napf die Hälfte und ein Stück von der Krampe durch eine Kanonenkugel weggeschossen worden, doch so, daß es dessen Kopf gar nicht beschädigt hat. 7) Des General Tilly Degen, so er alle Zeit in Action geführet, nebst dessen Feldzeichen. 8) Ein Magnetstein, an welchem ein Anker von 24 Pfund hänget. 9) Drei große Schlangenpelze, so 19 Schuh lang und anderthalb Schuh breit sind. 10) Des Kaiser Leopolds Bildniß von Papier sehr künstlich ausgeschnitten. 11) Sind allhier auch diejenigen kostbaren Präsente zu sehen, welche der türkische Sultan Mustapha Anno 1700 nach geschlossenem Frieden geschicket, unter welchen folgende die remarquablesten

sind: a) Ein schönes großes Zelt, so nebst den Zimmern und Retirade einen Vorhof hat und 36,000 Rthlr. soll gekostet haben; dabei wird berichtet, daß an solchem zu Constantinopel ein ganzes Jahr gearbeitet worden. Unter solchem hat Kaiser Leopold, außen vor der Stadt, allwo es aufgeschlagen worden, ein Mal gespeiset. b) Ein großer, weiß und rother, mit 52 Diamanten besetzter Reigerbusch. c) Ein türkischer Zaum mit 521 Diamanten und 338 Rubinen besetzt, sammt dem Sattel und etlichen Ketten von purem Golde. d) Ein Paar Steigbügel von Gold mit 128 Diamanten und 341 Rubinen besetzt. e) Eine mit Rubinen, Smaragden und Perlen besetzte, reiche Decke. f) Ein Pusican mit vielen Rubinen und Samaragden ausgeziert. g) Ein Stück Ambra, so 59 Loth wieget, 10 Stückchen Bisam, 15 Stücke Bezoar. h) Zwei Stücke von Goldfäden gewirkter Sammet, nebst 71 Stücken Brocat und andern türkischen Zeugen. In eben diesem Zimmer stehet man auch diejenigen türkischen Präsente, so dem römischen Kaiser nach dem letzten zu Carlowitz geschlossenen Frieden, von der Pforte sind geschickt worden, welche ebenfalls in dergleichen Sachen bestehen, als: Sättel, Zäume, Steigbügel, Säbel und dergleichen, so aber Alles sehr kostbar ist. Bei diesem Zimmer siehet man in einem Appartement jetzige römische kaiserliche Majestät in Lebensgröße, zu Pferde in Wachs poussirt, mit denjenigen Kleidern angethan, so sie bei der ungarischen Krönung getragen.

So viel von der weltlichen Schatzkammer. Die geistliche ist an ihrer Art eben so merkwürdig.

Merkwürdige Ringe.

(Nebst Abbildungen).

Welch ein bändereiches Werk ließe sich nicht über merkwürdige Ringe schreiben, wenn man alte und neue Mährchen und Sagen, alle heilige und unheilige Legenden, von Salomons hochberühmtem Siegelringe an bis zu den vielen Verlobungsringen, welche der Herr Christus seinen geliebten Bräuten so freigebig austheilte, von den Kämpferringen der alten nordischen Hunnen, bis zum Vermählungsringe des Dogen von Venedig mit seiner untreuen adriatischen Meerbraut, darin aufnehmen und auftischen wollte. Ein kleines Dessert davon soll vielleicht für das Leckermaul muthwilliger Leser in einem der folgenden Stücke dieses Werkes gegeben werden. Jetzt wollen wir unsern Lesern lieber einstweilen einige wirklich merkwürdige Ringe vorlegen, die auf beikommender Kupfertafel abgebildet, und der Aufmerksamkeit der Liebhaber der Vorzeit und ihres Schmuckes nicht unwerth sind.

Der Ring des Churfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen, zu Sachsen.

Fig. 1.

Dieser, in seiner wirklichen Größe von dem Originale abgebildete prächtige Türkisring, wurde von dem Churfürsten an dem Zeigefinger der rechten

Hand getragen, wie sein in Lebensgröße von Lucas Kranach trefflich gemaltes Bild beweist. Ob der Türkis des Ringes, wie sehr wahrscheinlich, eben derselbe ist, welchen auch des Churfürstens Oheim, Friedrich der Weise, und sein Vater, Johann der Beständige, geführet, gleichsam wie zu dem churfürstlichen Insignien gehörend, mit denen sie in der Churkleidung erscheinen, läßt sich, da gleichzeitige Nachrichten davon nicht zu finden gewesen sind, nicht bestimmen. Aber Johann Friedrich's Stärke seiner Finger mochte wohl die Weite des Ringes allein erfordert haben, und kann uns eine ziemlich klare Idee von seiner Corpulenz geben.

Doktor Martin Luther's Trauungsring.

Fig. 2.

Doktor Martin Luther's Trauungsring, davon uns Christ. Junker in seinem güldenen und silbernen Ehrengedächtniß Dr. Mart. Lutheri (Erfurt und Lpzg. 1706) die erste Nachricht gab, ist eine der lieblichsten und sinnreichsten Erfindungen der Juwelierkunst, und werth, daß er jetzt noch von geistreichen Personen nachgeahmt und getragen würde. Es ist nämlich ein Doppelring, wie die Abbildung zeigt, dessen etwas hoher conischer Kasten, in welchem ein Rubin und Diamant neben einander stehen, sich eben so wie der Reif des Ringes theilt, und innerhalb die Nahmen beider Verlobten: C. v. B. (Catharina von Bora) und M. L. D. (Martin Luther Doctor), und den schönen Ehesegen: was Gott zusammenfügt das soll der Mensch nicht scheiden, eingeätzt trägt. Zusammen-

gefügt und am Finger steckend zeigt sich der Ring ganz, wie Fig. 2. b. Chatharinens Ring trägt einen Rubin, das Zeichen der Liebe, und Luthers Ring einen feurigen und harten Diamant, das Symbol der männlichen Kraft, Dauer und Treue. Abgezogen und auseinander gelegt Fig. 2. a. erscheinen die Namen und Inschriften. Man kann in der That nichts Sinnreicheres und Lieblicheres als Unterpfand und Sinnbild der ehrwürdigsten Menschenverbindung, der Ehe, ersinnen und denken, als diesen Ring.

Ob Luther selbst, oder seine Catharina, wie wahrscheinlicher ist, diesen Ring getragen habe, und er nur allein, oder zwei dergleichen — wie gewöhnlich die Trauungsringe sind — existirten, ist unbekannt. Ich habe überhaupt von den Schicksalen dieses Ringes, nach Luthers und seiner Frau Tode nichts weiter entdecken können, als was Junker in obgedachtem Werke S. 282 davon meldet. Dieser sagt: Luther's Trauring sey um das Jahr 1703 vom Könige Friedrich August zu Pohlen und Churfürst zu Sachsen dem Herzoge Rudolph August zu Braunschweig und Lüneburg zum Präsente gemacht, und von diesem Fürsten seiner der Universität Helmstädt geschenkten Bibliothek, nebst Luther's Doktor-Ringe mit einverleibt worden; der Helmstädt. Professor, Herrmann von der Hardt, habe aber den 4. Oktober 1703 über beide Ringe eine Magister-Promotions-Rede gehalten und drucken lassen. Unter einer sehr ansehnlichen Menge Schriften dieses Gelehrten habe ich jedoch diese Rede nicht auffinden können. In seinen Memorabilibus Bibliothecae Helmstaed. 1702, wo er S. 13 von Dr. Luther's dort befindlichem

Bildnisse spricht, sagt er noch nichts von diesem Ringe; vermuthlich, weil die fürstliche Schenkung erst im Jahre 1703 geschah. Es wäre sehr zu wünschen, und würde sowohl dem Herausgeber, als den Lesern dieses Werkes sehr angenehm seyn, wenn irgend ein unterrichteter Mann uns von den ferneren Schicksalen dieses Ringes, wohin er nach neuerlicher Aufhebung der Universität Helmstädt gekommen sey, und wo er sich nun jetzt befinde, gefälligst Nachricht geben wollte; als darum hiermit gebeten wird.

Wie manche artige, sinnreiche und selbst poetische Idee mit dergleichen Doppelringen und ihrer Zusammensetzung aus verschiedenen Edelsteinen, ein geschickter und geschmackvoller Goldarbeiter ausführen könnte, läßt sich leicht denken.

Unsern lieben Voralten war übrigens der Trauungsring ein Heiligthum, das sie in hohen Ehren hielten. Ein alter Dichter singt davon:

Man gibt der ehelichen Lieb' zum Pfand,
Einen schönen Trauring an die Hand.

Ein gleichzeitiger Prosaist aber sagt: „Es hat der Trauring viel feine christliche Deutungen und eröffnet viel schöne Geheimnisse des Ehestandes, der für den Menschen, als für die edelste Kreatur auf Erden eingesetzt ist; denn wie Gold und Silber sind die edelsten Metalle (aus welchen die Trauringe gefertigt werden), so ist auch der Ehestand der ehrlichste und herrlichste der Stände. Von der Uebergabe des Ringes, geht aus die Einhelligkeit des Herzens, Sinnes und Willens der Eheleute; aus des Goldes

Reinigkeit aber geht die Reinigkeit der ehelichen Liebe."

„Daß dieselbe von Herzen gehen soll, so wird der Ring an dem Herzfinger angesteckt, und des Ringes ganzer Umfang, soll zeigen die eheliche Gemeinschaft und ist ein Pfand und Zeichen der Herzensvereinigung; des Ringes Rundung aber deutet auf die nie aufhörende Liebe der Eheleute, und wie Gold das Herz erfreuet und stärket, so soll der Ehestand auch seyn ein beglückender Freudenstand."

Damit das Ganze nicht allzu prosaisch schließe, was so poetisch begann, hat der Verfasser noch folgende, für seine Zeit ihm gut gelungene Reime beigefügt:

„Die Alten han' vielerlei Ding
Bekrefftiget mit einem Ring.
Erstlich, mit eim an die Hand,
Befetigen sie den Ehestand.
Wenn sie schlossen den Ehlichen Bund,
Gaben sie den Trawring zur Stund!
Es war ihnen der Ring darnach,
Eine Bestetigung der Freundschafft,
Dieselbe gegen einander fest
Zu halten auf das allerbest;
Item: ein Zeichen wahrer Lieb
Daß sie fest unter ihnen blieb
Ließ sich trennen kein ungehewr,
Blieb wahrhafft wie das Gold in Fewr."

Der anhaltische Wunderring.

Fig. 3.

Nach einer alten Sage war eine Fürstin von Anhalt gewohnt, die Brodkrumen der Mahlzeiten zu sammeln, und dieselben nach der Tafel aus dem Schlosse zu Dessau zum Fenster hinaus auf die Straße zu werfen, wo denn jederzeit eine große Kröte kam, welche dieselben begierig auffraß. Dieß bemerkte die Fürstin und verwunderte sich gar sehr darüber. Noch mehr aber erstaunte sie, als einst des Nachts eine ihr ganz unbekannte Frau mit einer Laterne vor ihr Bett trat, und sagte: Ihre Frau Kröte danke ihr sehr für die bisher mitgetheilte Nahrung, und sendete ihr einen Ring den sie wohl aufbewahren und Sorge tragen möchte, daß derselbe stets bei dem fürstlichen Hause bleibe, zu dessen Wohlfahrt und Gedeihen. Man solle aber in der Christnacht, in dem Schlosse wohl aufs Feuer sehen, damit dasselbe nicht durch Unvorsichtigkeit abbrenne.

Eine andere Erzählung, läßt die Fürstin von eben dieser Frau, durch einen unbekannten Gang, in welchem sie über sich das Rauschen von Mühlrädern gar deutlich hören konnte, zu einer ihr Unbekannten führen, welche dieselbe, bei ihrer bevorstehenden Niederkunft, um thätige Hülfe bat. Für diese Gefälligkeit sendete die Wöchnerin ihr dann den bezeichneten Ring. Der goldene Reif desselben ist von einer Art zwischen Kron- und Dukatengolde, an Farbe etwas bleich, unten ein wenig schmäler und offen, oben aber breit, wo zwei weiße Diamanten neben einem blaßrothen stehen. Dieser ist viereckig, jene dreieckig, alt und nicht allzu wohl polirt.

Beckmann in seiner Historie des Fürstenthums Anhalt (Zerbst 1710) hat eine Abbildung und Beschreibung des Ringes, 3. Th. S. 352. 4. Th. 6. Taf. N. 13. gegeben, und sagt, derselbe sey zu seiner Zeit noch auf dem Schlosse zu Dessau aufbewahrt worden. — Ob sich dieser Ring jetzt noch daselbst befindet? darüber wird eine gefällige Nachricht gewünscht.

Der Dreifaltigkeits-Ring.

Fig. 4.

Der Dreifaltigkeits-Ring ist mehr als Kunstwerk, als wegen eines historischen Factums merkwürdig.

Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts verfertigte nämlich ein Nürnberger Goldarbeiter einen dreifach in einander verschlungenen Ring, dem er den Namen Dreifaltigkeits-Ring gab, welchen die, von anderen Künstlern, nach diesem Modelle gemachten Ringe, auch nachher behielten. Dieser Ring ist ein dreifacher Reif, nach beliebiger Größe, gefertigt aus Gold, oder Silber, oder Elfenbein, oder Meßing, oder Buchsbaum so künstlich, daß kein Ring den andern berührt, sondern, daß alle drei gar künstlich in einander verschlungen sind, ohne daß man eben begreift, wie es zugeht, weßhalb er auch das große Geheimniß zu bezeichnen, der Dreifaltigkeits-Ring genannt wird.

Der Nürnberger Goldarbeiter soll aber nicht der Erfinder davon gewesen seyn, sondern der damals berühmte Mathematiker Scherer, ein Je-

suit zu Ingolstadt. Zwei reisende polnische Edelleute heißt es, hätten den Ring ihm theuer abgekauft, mit nach Nürnberg gebracht, und einem damals angesehenen Manne, Ferdinand Talienschker, als eine wunderbare Erfindug gezeigt und ihn gefragt, ob unter den künstlichen Nürnbergern einer sey, der ihn werde nachahmen können?

Dieser Mann fand sich wirklich. Johann Heel, ein Goldschmied zu Nürnberg, verfertigte im Jahre 1670 den Ring, für den er nicht mehr, als den Werth des Goldes, drei Gulden, nahm, wie er selbst erzählte. Ein anderer Nürnberger Künstler, Stephan Zick, ein Kunstdrechsler, machte den Ring aus Elfenbein, für sechs Gulden.

Gewöhnlich wurden diese Ringe von Golde oder Silber verfertiget, und die größte Kunst bei dieser Arbeit besteht in der Löthung, die man nicht sehen, oder bemerken darf.

Die Benennung Dreifaltigkeits-Ring, soll dieses Kunstwerkchen von dem bekannten Historiker, Sigmund Birken, erhalten haben, der darauf mancherlei Gedichte gemacht hat, unter andern dieses:

Drei Ringe du in einem siehst,
Und keiner rührt den andern an,
Da dieses, (ob du dich bemühest)
Nicht dein Verstand erreichen kann:
Drum magst du dich der Frag' verzeihen,
Wie Gott könn' Eines seyn in Dreyen.

Sonst aber pflegte auch der Ring der Dreifaltigkeits-Ring genannt zu werden, der ehemals bei der Krönung den Königinnen in Frankreich gereicht wurde, mit den Worten: „Nimm hin den Ring des Glaubens, und das Zeichen der heil. Dreifaltigkeit, dessen Kraft dir gewähren wird, alle Ketzerei zu vermeiden, und alle Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

Historische
Antiquitäten,

oder

auserlesene, wenig bekannte, zum Theil noch ungedruckte Denkwürdigkeiten,

aus der

Menschen-, Völker-, Sitten-, Kunst- und Literar-Geschichte

der

Vorwelt und des Mittelalters.

Ein

Seitenstück zu F. Gräffers historischen Raritäten und zu dessen Clyos Curiositäten-Cabinet.

Herausgegeben

von

Rittgräff.

Zweiter Theil.

Wien, 1815, bei Carl Gerold.

Inhaltsanzeige.

Zweiter Theil.

Des Büttels Flasche.

Unter mehreren im Mittelalter fast in ganz Teutschland, so wie in Frankreich und selbst im Norden gewöhnlich gewesenen Strafen hat sich vorzüglich die fast ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmte Strafe des Steintragens bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts im Gebrauche erhalten. Verleumderinnen und zänkische Weiber, die sich wörtlich oder thätlich gegen einander vergingen, besonders auch Dirnen zweideutigen Rufs, die den guten Namen einer unbescholtenen Frau antasteten, kamen bei weitem nicht so leichten Kaufs aus der Sache, als in unsern Tagen; wo oft ein bedeutender Exzeß dieser Art durch eine erzwungene Abbitte und Ehrenerklärung und einige Thaler Strafe und Unkosten abgethan wird, die aber leider! wenn die Verbrecherinnen Eheweiber sind, die armen Ehemänner ex vinculo uniatis, und um des lieben Hausfriedens willen, bezahlen müssen.

Ein weit härteres Loos wartete ihrer; denn mit einem schweren, in eisernen Bändern am Halse hängenden Steine mußten sie, an einigen Orten sogar bis aufs Hemde entkleidet, von dem Orte ihres

Wohnplatzes, an einen andern, oder durch mehrere Gassen der Stadt wandern, oder eine dreimalige Promenade um den Markt, oder um das Rathhaus machen, bei welcher sie noch überdieß von dem Gerichtsfrohn mit Musik auf einem Horn, oder einer Trommel begleitet wurden. So verschieden übrigens die Form dieser Schandsteine (auch Klappersteine genannt), eben so verschieden war auch an mehreren Orten die Ceremonie, mit der die Vollstreckung der Strafe verbunden war. In Lübeck z. B. hatten diese Steine die Form einer ovalen Schüssel; an andern Orten gab man ihnen die Figur eines Weiberkopfs, dessen ausgestreckte Zunge mit einem Vorlegschloß versehen war; an andern die Gestalt einer Katze, an noch andern, wie z. B. in Budissin, die Form einer runden Flasche, daher denn auch die Strafe selbst das Flaschentragen, oder das Trinken aus des Büttels Flasche genannt wurde. Ein altes schlesisch-sächsisches Rechtsbuch beweiset dieß, und beschreibt im Artikel V. noch überdieß das Rituale dieser Execution sehr unbefangen, mit folgenden Worten:

„Schulden sich auch die Höckner (Markt-Höker) mit einander, so trinken yetlich aus des Püttels-Flasche, das sint zwee Steine. Die Eine sol in hinten hangen die andere vorn, und ein yetlich Stein soll ein gewogen Stein behalben, den sollen sie um den Ring tragen, und die hinterste sol dy erste prykkeln mit der Nalden (einer kleinen eisernen Spitze) dy man in ein Stecken schlahet. Eines Nagels lang sol der Stift an dem Stecken seyn; die Länge eines Nagels sol man nemen nach dem Nagel des middelsten Fingers rc."

Auch das Gewicht dieser Halsgeschmeide war verschieden. Nach einem Dortmunder und Halberstädter Statut von 1348 soll es einen Centner betragen, und so hoch hat auch Jugler das Gewicht der in Lüneburg am Orte des Halsgerichts aufgehängten Schandsteine geschätzt. — Die in Budissin an der Ecke des Gewandhauses über dem Pranger aufgehägte Flasche (denn es ist nur noch eine vorhanden), wiegt überhaupt 33 Pfund Leipziger Gewicht, und ist aus gewöhnlichem Sandstein gearbeitet. Die Figuren sind darauf gemalt. Nach den in den budissinischen Jahrbüchern befindlichen Nachrichten wurden sie im Jahre 1672 renovirt, und am 2. September c. a. mußte eine wendische Frau, weil sie eine andere mit dem Rockenstecken geschlagen hatte, die eine dieser Flaschen drei Mal ums Rathhaus herumtragen, und nachher an der Wage eine Weile stehen. Der Rockenstecker wurde ihr vom Gerichtsdiener vorgetragen. — Im Jahre 1678 den 13. Oktober schlugen sich zwei Bettelweiber, und Tags darauf mußte die, welche ausgeschlagen hatte, die eine Flasche von Stein, so an der Waage hing, am Halse hangend, tragen, und drei Mal mit dem Gerichtsdiener ums Rathhaus gehen, bis an den ersten Ort. Seit dieser Zeit findet sich von Anwendung dieser Strafe keine Spur. — Wer übrigens mehr von dieser und andern ähnlichen Strafen beisammen finden will, den verweisen wir auf Dreyeri Comm. de Litophoria, s. lapidum gestatione ignominiosa. Kilon. 1752. recus. cura Jugleri Lips. 1775. 8. und dessen Anmerkungen.

Bona, eine Veltelinerin;
eine Heldin des dreizehnten Jahrhunderts.

Bona hütete auf dem Felde ihre Schaafe, als Pietro Brunoro, ein parmesanischer Offizier, der mit Ruhm in den damaligen Fehden der italienischen Fürsten, bald für diesen, bald für jenen focht, sie kennen lernte. Sie gefiel ihm, er ihr, und er nahm sie mit sich. Als Page gekleidet, folgte sie ihm, lernte Rosse regieren und Waffen führen. Ueberall war sie bei ihm und ging nicht von seiner Seite.

Noch vor hundert Jahren sangen die Velteliner von ihr:

Hinter ihrer Heerde lehnte
Bona sich auf ihren Stab,
Sah die Schaafe weidend wandern
An den Bergen auf und ab.

„Wandert, meine Schäflein, heiter
Durch den bunten Blumenklee,
Springet lustig in den Thälern,
Spielt auf der begrünten Höh!

Fröhlich schau ich eurem Spiele,
Herzgeliebte Schäflein, zu,
Wiege mich in sanften Träumen
Hier mit süßer Seelenruh!"

Aber drüben von dem Berge
Trabt ein Ritter schön und frei
Zu dem Thale, zu der Heerde;
Und die Hirtin tritt herbei.

„Grüß dich Gott, du schöne Hirtin!"
„„Grüß euch Gott, Herr Rittersmann!""
„Laß doch, schöne Hirtin, hören,
Ob man dich gewinnen kann?"

„„Liebe könnte mich gewinnen,""
„Liebe, die versprech' ich dir,
Ziehe mit mir nur von hinnen,
Liebe mich und folge mir!" —

Sie bedachte sich nicht lange,
Warf von sich den Hirtenstab,
Nahm ein Bubenwams und Waffen,
Und was ihr der Ritter gab.

„Knappe! Knappe! auf zu Rosse!"
Bona nahm den kurzen Speer,
Schwang zu Rosse sich und trabte
Hinter ihrem Ritter her.

Brunoro trat damals eben in die Dienste des Herzogs Francesco Sforza, gegen König Alfons von Neapel, der sonst sein Herr war, ins Feld zu ziehen. So hieß es in dem Veltliner Liede:

O Brunoro! o Brunoro!
Dienst du gegen deinen Herrn?
Ha! der list'ge Franz von Sforze
Hat die tapfern Kämpfer gern.

Brunoro konnte mit Sforza nicht recht einig werden, verließ sein Heer und ging zum Heer des Königs Alfons. Bona folgte ihm. — Aber der Ritter fand nicht seine Rechnung bei diesem Dienste und wollte ihn wieder verlassen. Sein Vorhaben wurde entdeckt, er wurde festgehalten und ins Gefängniß geworfen. So sagt das Lied:

„Ungetreuer!" rief der König,
Grimmig hoch in seinem Zorn;
„Heißt das wie ein Ritter handeln?
Nehmt ihm ab die güldnen Sporn!" *)

„Werft ihn in den finstern Kerker,
Schließt ihn zwischen Wände ein,
Fliehen will der Ungetreue,
Und er soll gebunden seyn!"

„Einmal hab' ich ihm vergeben,
Zweimal aber thu' ichs nicht.
Er vergaß, was er mir schuldig
War, und seine Ritterpflicht."

Als Bona ihren Geliebten eingekerkert sah, eilte sie zu allen Fürsten Italiens, zum Könige von Frankreich, zum Herzog von Burgund, nach Venedig, und bat um Verwendung für Brunoro's Befreiung. Weinend schlug dem schönen Liebchen keiner der Fürsten etwas ab.

Glänzten in den braunen Augen
Ihre Thränen, Sternen gleich,

*) Das Zeichen der Ritterwürde.

Wurden alle Männer freündlich,
Alle Herzen wurden weich.

Sie erhielt Empfehlungsbriefe von Allen, eilte mit denselben nach Neapel, warf sich vor dem Könige nieder, überreichte ihm weinend die Briefe, und schluchzte:

„Ach Gnade, edler König! für Brunoro.“

Der König hieß sie aufstehen; sie aber fuhr fort:

„Ich bitte um Gnade! und werde mein Angesicht nicht aufheben von der Erde, bis mir der edle König sein Wort gegeben hat, Brunoro frei zu geben.“

Der König sah sie fragend an:

„„Du liebst ihn, diesen Brunoro?““

„Ja! ich liebe ihn.“

„„Du liebst einen Ungetreuen. Wer seinen Herrn verrathen kann, dem wird es gewiß weit leichter, sein Mädchen zu verlassen.““

„Ach, nein! ach, nein!“

„„Du willst es also mit ihm wagen?““

„Ich wage es.“

„„Nun gut! — Brunoro ist frei.““

„Ach, edler König! — Mein Dank." —

„„Keinen Dank, armes Mädchen! Ich denke, ich werde dir nicht viel Gutes gegeben haben; aber es ist dein Wunsch, dein eigener Wille. — Siehe zu, was du davon haben wirst.""

Bona eilte in das Gefängniß, schlug ihre Arme um den Geliebten, rief: „Du bist frei!" und legte ihr weinendes Gesicht an seinen hochaufklopfenden Busen.

„Bona! deiner Liebe Thränen
Fallen heiß und fallen schwer
Auf den Busen, der sich wogend
Hebt, wie das empörte Meer."

„Aber diese Thränen alle
Windet Liebe dir zum Kranz,
Macht zum Himmel deine Augen
In den Thränen-Sternenglanz."

„Morgen wirst du meine Gattin,
Mit dir leb' und sterb' ich dann.
Nimm den Ring von dem Geliebten,
Morgen nennt er sich dein Mann."

Dieß geschah. — Dankend suchten die Vermählten den König zu sprechen, der sie aber nicht sprach und ihnen glückliche Reise wünschen ließ. Sie gingen nach Venedig,

Es ist unbekannt, wie und auf welche Art es der schönen Bona gelang — doch was könnte einem

schönen, entschlossenen Weibe mißlingen? — ihrem Gemahl beim Senat ein Truppenkommando, nebst einem Gehalt von 20,000 Dukaten auszuwirken. Genug, er erhielt beides, und die Senatoren bewiesen, daß sie klug und verständig waren, und etwas Schönes gern sahen, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller *), der kein Senator war.

„Die Venetianer — sagt er — sind sonst eben nicht im Rufe, in Staats- und Dienstangelegenheiten galant gegen die Damen zu seyn, sondern es ist sogar das Gegentheil davon bekannt, es muß also die Veltelinerin entweder mit einem ganz besondern Glücksstern geboren seyn, oder die Geschichte hat ihren Grund irgendwo, den wir nicht kennen. — Pietro Brunoro war ein tapferer Offizier, Bona eine kluge, belehrte Frau, und die Republik gewann viel durch beide, wie wir hören werden."

Brunoro zog ins Feld; Bona wich nicht von seiner Seite. Wo er focht, focht auch sie, und mit einer Tapferkeit, welche allgemeine Bewunderung verdiente.

Um die runde Brust gebogen
Ihren Harnisch, auf dem Haupt
Einen Helm, das Schwert gezogen,
Hatte nie der Feind geglaubt,

Daß ein Weib so tapfer stritte
In der heißen Männerschlacht,
Daß von ihrem Schwert getroffen
Mancher sank in Todesnacht.

*) Lianuro Disc. 27.

Bona, auf dem Schellenrosse *),
Bricht mit dem gezückten Stahl
In der Knechte feste Reihen,
Treffend, wie ein Wetterstrahl.

Streckt die Kämpfenden zu Boden,
Bricht die Reihen muthig durch,
Jagt die Lanzenknechte fliehend
Nach der wohl verwahrten Burg.

Diese Burg war das Schloß Pavono bei Brescia, wohin geschlagen der Feind floh. Die Venetianer berennten das Schloß, aber die Belagerten wehrten sich tapfer, und Francesco Sforza rückte heran, dasselbe zu entsetzen. Brunoro ging ihm entgegen. Ein Treffen war unvermeidlich.

„Um diese Zeit — sagt der genannte alte Chronist — hatte Bona im Kriegsheere schon großen Ruf erlangt. Man kannte ihre Tapferkeit und schätzte ihren Rath. Sie war Brunoro's und des Heeres zweite Seele, ihre einzige Schönheit und ihr dreifaches Herz. Damals fing man an von ihr zu erzählen, sie sey als ein Kind im Kriege, im Velteliner Land verloren gegangen, und von einer Wölfin sechs Monden lang gesäugt worden, bis man sie wieder gefunden und unter Menschen gebracht habe. Ihre Aeltern aber habe man nie ausfindig machen können. Aus eigener Wahl habe sie, als sie erwachsen sey, die Schaafe gehütet, und kein Wolf habe

*) Mit Schellen waren damals die Schlachtrosse behangen, so wie die Wehrgehänge der Ritter und ihre Kleider damit geschmückt und besetzt. Schellentracht war die Tracht der Hohen.

sich ihrer Heerde genaht. — Vermuthlich der Verwandtschaft wegen."

Man sieht, der Alte kann das Spotten nicht lassen! „Aber — fährt er fort — da kam ein Kriegsmann und raubte sie selbst. Sie sagte zu ihrem Erzieher: Adio! und ritt mit dem gestiefelten Freunde gestiefelt davon. Nun trug sie Panzer und Schild, Schwert und Lanze, und focht mit einer Gewandheit und Unerschrockenheit, daß Jeder darüber erstaunte."

Indeß ihr Gemahl dem Feinde entgegen zog, blieb sie vor dem Schlosse Pavono liegen, und da ihr die Zeit lang wurde, ehe sie Nachricht von einem Siege vernahm, munterte sie ihr Corps auf, die Burg zu erstürmen. Sie fand ihre Knechte bereitwillig und stellte sich an die Spitze derselben. Zweimal wurde der Sturm abgeschlagen, zum dritten Mal stand Bona mit dem Fähnlein auf der Mauer, und das Schloß war erstürmt.

Hoch des Sieges Panner schwenkend,
Stand im Waffen-Strahlenglanz
Bona auf der hohen Mauer
Und es krönt des Sturmes Kranz

Ihre wallend braunen Locken,
Und sie ruft: Victoria!
In dem Heere, mit Frohlocken
Tönt es laut: Victoria!

Die Besatzung streckte die Waffen, und die Nachricht kam: Brunoro hat die Mailänder geschlagen.

„Da gab es Freude und Jubel — sagt der Chronist — allenthalben im Heere, und in der Stadt Venedig. Triumphirend kam Brunoro und Bona mit den eroberten Fahnen daselbst an und wurden mit Frohlocken empfangen. Alt und jung strömte den Siegern entgegen; die Weiber priesen den Helden Brunoro, die Männer die Heldin Bona. Lange Zeit wurde in Venedig kein Mädchen getauft, das nicht den Namen Bona erhielt, und alle Väter glaubten der Republik Heldinnen geschenkt zu haben. Wir haben aber von keiner gehört, daß sie eine Mauer erstiegen hätte, es hätte denn seyn müssen, über dieselbe etwa zu einem Liebhaber hinabzuspringen, wenn dieser nicht selbst hinübersprang."

Negroponte wurde damals von den Türken hart bedrängt, und der Senat sendete, dieses Kleinod der Republik zu erhalten, Brunoro und seine Gattin dahin ab. Ihre Tapferkeit rechtfertigte die Wahl der Vertheidiger. Die Türken wurden geschlagen, und die Stadt Negroponte von einer Belagerung befreit. Bona that Wunder der Tapferkeit.

Unter Mahons bleiche Haufen
Schmetterte des Blitzes Strahl,
Ueber Leichen bahnt sich Wege
Bona mit dem blanken Stahl.

Hoch schwang sie des Sieges Lanze;
Es erbleicht der falbe Mond,
Wo die Heldin, wie ein Engel,
Auf dem hohen Rosse thront.

Voll Bestürzung fliehn die Türken:
„Allah! Allah! steh uns bei!“
„Ha! entsetzt ist Negroponte.“
Tönt der Christen Siegsgeschrei.

Aus der Stadt zog man den Siegern frohlockend entgegen, und ihr Einzug war ein Triumphfest; der Chronist sagt:

„Viele wollten damals behaupten, der Erzengel Michael selbst habe die Christen zum Kampfe geführt. Andere aber meinen, dieser Engel möge wohl Bona gewesen seyn; denn sie habe übermenschlich gestritten. Dem sey nun, wie ihm wolle; der Republik Venedig war ein schönes Kleinod erhalten worden, durch die Tapferkeit eines außerordentlichen Ehepaars.“

In der Stadt selbst aber erkrankte Brunoro plötzlich, und gab, nach einer kurzen Krankheit seinen Geist in den Armen seines geliebten Weibes auf.

Nun hatten die Waffen für Bona keinen Reiz mehr.

In dem Tempel, am Altare,
Hängte ihrer Waffen Zier
Bona auf, und sprach: „Nun rostet,
Ihr geliebten Waffen, hier!

Nie führ' ich die Lanze wieder,
Nie führ' ich das blanke Schwert,
Steige zu der Schlacht gerüstet,
Nimmer wieder auf ein Pferd.

Denn geschieden ist der Vater,
Und ich will jetzt Mutter seyn
Meiner lieben Herzenskleinen,
Meiner zarten Kinderlein.

Kommt, ihr Kinder, zu dem Grabe,
Betet für das Seelenheil
Eures guten, lieben Vaters,
Denn ihn traf des Todes Pfeil.

Meine Pflicht will ich erfüllen,
Kommt mit mir, wir reisen fort!
Und es folgten Wunsch und Thränen
Ihr bis an des Schiffes Bord.

Bona wollte mit ihren beiden Kindern nach Venedig, aber sie kam nicht dahin, und starb (1466) in einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Morea. Der Chronist schließt:

„Den Namen dieser Stadt habe ich nicht erfahren können, weiß auch nicht zu sagen, wo der Heldin Grab ist. So ist es gar oft in der Welt. Wo der Mensch gestanden hat, der durch ausgezeichnete Verdienste glänzte, weiß man immer, wo er aber liegt, das erfährt man bei vielen nicht. Es scheint der Heldin Bona kein Grabmal errichtet worden zu seyn, wenigstens habe ich nichts davon erfahren können. — Ihre Kinder hat der Senat zu Venedig erziehen lassen. — Friede sey mit der großen Seele der schönen Bona! und Friede ruhe einst auf unsern Gebeinen, und begleite, wenn wir scheiden, unsere Seelen in das erwünschte Land der Ruhe, wo des irdischen Streitens nicht gedacht, und keine

Veste erstürmt wird, wo wir vielmehr einziehen mit Palmen in das himmliche, friedliche Jerusalem! — Laß es, o Herr! bald uns so wohl werden!"

Probe von einer Art Schauspiele und Anschlagzettel, wie sie ein Jahrhundert früher Mode gewesen.

Aus dem Original gezogen.

Heute werden wir wiederumb denen Edeln Spectatoribus aufwarten, mit einer herrlichen, wohlansehenswürdigen Poetischen Historia; genohmen aus Ovidio, und ist

Von Jason und Medea.

Kurzer Inhalt:

Jason, ein Ritter aus Griechenland, nimbt Abschied von seiner Braut Creusa, umb zu fahren nach das Königreich Colches, bei dem König Aentes um allda das guldene Vellus zu erobern, und fähret mit seinem Schiff Argo dahin. Jason bittet den König, daß er streiten möchte gegen denen wilden Thieren und Drachen, um das guldene Vellus zu bekommen. Der König widerrathet es, doch gibt ers frey. Die Prinzessin Medea, so bald sie Jason ansichtig, ist in Liebe gegen Ihn entzündet, bittet Jason nicht zu streiten, nach dem viel

Ritter ihr Leben dafür gelassen, und verspricht Jason, das guldene Vellus zu bekommen, ohn ein einzige Gefahr seines Lebens, aber mit dem Bedinge, daß Jason Sie lieben sol und niemahle verlassen. Jason verspricht alles. Medea fähret mit ihrer Zauberey durch ihren Geist auff ihrem Drachen-Wagen nach die Eliseische Felder, und holet Kräuter, wodurch sie dem Drachen einen Schlaff kann machen. Und unser lustiger Chambre treibet viele Possen mit Medea und ihren Geist. So bald Jason das guldene Vellus erobert, fähret Er mit seinem Schiff davon, und verläßt Medea, da wird das Meer präsentiret, wie Jason mit seinem Schiff davon fährt, und Medea im Zorn macht Sturm und Ungewitter. Medea fähret mit ihrem Drachen-Wagen nach Jasons Schloß, und verehret die Braut Creusa mit einer zwar schönen doch bezauberten Krone, so bald sie die auff ihr Haupt setzet, brennet die Krone daß die Braut stirbet. Medea holet Jasons Sohn, den sie von Jason hat, und reisset das Kind in zwei Theile von einander zur Rache, und wirft es für Jasons Füsse, da sie auff ihren Drachen-Wagen sitzet, und fähret davon. Dieses alles agiret wie hier zu lesen ist. Tänze, Maschinen, werden auch präsentiret, und ein lustiges Nachspiel soll schließen, von dem hochmüthigen betrogenen Bauer. Versichern daß die Hoch-Edle Spectatoribus wohl vergnügt werden nach Hauß gehen.

Praecise umb 3 Uhr soll angefangen werden. In der Nadler-Gassen.

Die Seelen-Wanderung.

Laut Talmud.

Wenn gleich nach dem allgemeinen Glauben der ältern Juden die Seelen der Menschen unmittelbar nach dem Tode in das Paradies oder die Hölle eingehen; so findet sich doch auch bei mehreren Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung, die dann auf ihre Weise aus Sprüchen der Bibel beweisen, und zur Erklärung biblischer Stellen wieder angewandt wird. Diese Seelenwanderung ist indeß bei ihnen nur ein Zustand der Reinigung und der härteren Bestrafung, ein jüdisches Fegfeuer, das zum Paradiese läutert, doch aber von den Strafen der Hölle nicht befreiet.

Manche Seelen fahren wieder in Menschen: die Seele einer Frau, wenn sie fromm gewesen ist, fährt in einen Mann; ist sie aber böse gewesen, so wird sie um ihrer eignen Sünden willen nur in der Hölle gestraft. Trifft es sich aber, daß sie entweder in eine andere Frau, oder in ein Thier, oder Gewächs übergeht; so geschiehet dies nicht ihretwegen, sondern weil ihr Mann gesündiget hat. Denn es heißt 2. Mos. 21, V. 3.: **Und soll sein Weib mit ihm ausgehen.** — Daß aber die Seelen auch in die Thiere, das Gewürme und die Vögel fahren, beweist sich aus 4. Mos. 10, V. 22.: **Herr, du bist ein Gott der Geister alles**

Fleisches, was deutlich heißt „der Geister, die aus dem Menschen in alles Fleisch fahren." So heißt es denn auch von einem Stolzen bei Hiob 11, V. 12.: Und siehe der Mensch wird wie ein junger Waldesel geboren, was da bedeutet, die Seele des Stolzen fährt nach seinem Tode in einen Waldesel. — Die Seelen der Gerechten aber, welche mit dem Gesetze umgehen, doch einer Reinigung noch bedürfen, gehen in die Fische des Meeres. Denn so stehet geschrieben von Jakob dem Gerechten. 1. Mos. 49, V. 33: Und er verschied und ward versammelt zu seinem Volke. Von den Fischen aber stehet geschrieben 4. Mos. 11, V. 22.: Sollten alle Fische des Meeres zu ihnen versammelt werden? Woraus man siehet, daß die Gerechten und die Fische an einen Ort versammelt werden. — Deßwegen ist es geboten, auf den Sabbath, besonders in der dritten Mahlzeit von den Fischen zu essen, und kein Fleisch von Thieren; da in diese auch böse Geister könnten gefahren seyn.

Hieraus erklärt es sich auch, woher die Kinder Israels in Aegypten so fruchtbar gewesen sind. In die Schaafe des Labans nämlich waren 974 Seelen von Menschen zu ihrer Reinigung gefahren: diese führte Jakob mit nach Aegypten, und dort wurden sie gewürdiget, wieder in das menschliche Geschlecht versetzt zu werden.

Wenn aber ein Verführer zum Bösen und zur Abgötterei stirbt, dessen Seele fährt in das Blatt eines Baums: darnach kommt der Wind, und wehet es hin und her; und wir hören, wie es dann

vor großen Schmerzen seufzt. Diese Strafe aber nimmt ein Ende, wenn das Blatt auf die Erde fällt: denn dieses wird dann gänzlich von der Erde vertilgt und ausgerottet. Und dieß bedeuten die Worte Jes. 1, V. 30: Ihr werdet seyn wie ein Eichbaum, dessen Blätter abfallen.

Wer Uebels redet und seinen Nächsten verläumdet, dessen Seele fähret in einen stummen Stein; so wie vom Nabal gesagt wird, 1. Sam. 25, V. 37: Und er wurde zu einem Stein. Doch wird die Seele dann nicht unempfindlich; sondern sie wird dadurch geplagt, daß sie mit Dingen verbunden ist, die nicht ihrer Natur sind. Daher heißt es Habakuk 2, V. 11: Denn auch der Stein in der Mauer wird schreien.

Wer Blut vergießt, dessen Seele fährt in das Wasser: du sollt es auf die Erde gießen, wie Wasser (5. Mos. 12, V. 16.); und wird stets in dem Wasser gewälzet und hat keine Ruhe. Deßwegen soll der Mensch seinen Mund nicht an die Brunnenröhren halten und trinken, sondern er soll das Wasser mit seiner Hand schöpfen und trinken: denn es könnte sonst eine Seele in ihn kommen, und mögte eines Gottlosen Seele seyn.

Wer aber Ehebruch getrieben, dessen Seele fährt, nachdem er die Qual des Unstät- und Flüchtigseyn ausgestanden hat, in einen Mühlenstein, und dort werden sie beide, der Ehebrecher und die Frau, geplaget, nach dem Geheimniß der Worte Hiob 31, V. 10: So müsse meine Frau einen andern malen.

Es war in Jerusalem eine Wittwe, in welche ein böser Geist gefahren war, daß sie von demselben über die Maßen geplaget ward. Als nun die Anverwandten den überaus großen Jammer der Frau sehen, gingen sie zu dem weisen Rabbi Isaac Luria, dessen Ruhe im Paradiese sey! und baten ihn, daß er den Geist aus der Frau austreiben mögte. Weil er aber damals nicht Zeit hatte, schickte er seinen Lehrjünger, den Rabbi Chajim, und lehrete ihn, die heiligen Namen zu gebrauchen, daß er den Geist austreibe. Wie der Rabbi in das Haus der Frau trat, wandte sie ihr Gesicht gegen die Mauer. Da sprach der Rabbi zu dem Geiste: Du Gottloser! warum wendest du dein Gesicht ab?

Und der Geist antwortete: Ich kann dein Angesicht nicht sehen; denn die Gottlosen können das Antlitz Gottes nicht schauen.

Der Rabbi aber befahl ihm, daß er das Angesicht herumwenden sollte; und er that es. — Darauf fragte ihn der Rabbi: Was hast du gesündiget, daß man über dich eine so große und schwere Strafe ergehen lässet?

— Ich habe mich an meiner Ehefrau versündigt und Bastarde erzeugt; und sind es nun 25 Jahre, daß ich unstätt und flüchtig auf Erden herumgehe, und habe keine Ruhe. Ja der Gottlose sitzt über mir, und der Satan stehet zu meiner Rechten (Ps. 109, V. 6).

Siehest du sie nicht, mein Herr, die Engel des Verderbens, wie einer an meiner Rechten, wie einer

an meiner Linken stehet, und wie sie ausrufen: Also muß es dem Manne ergehen, welcher in Israel die Bastarde vermehret hat! und wie der dritte steht, und gibt mir tödtliche Schläge?

Aber, fragte der Rabbi weiter: Unsere Rabbinen, heilig sey ihr Gedächtniß! haben gelehrt, daß die Seelen der Gottlosen, zwölf Monate in der Hölle gerichtet werden?

Ach! seufzte der Geist: die Pein der Hölle ist nicht der sechszigste Theil desjenigen, so die Seele aussteh̲et, ehe sie in die Hölle kömmt. Es hat die Beschaffenheit, wie mit einem erfahrnen Arzt, welcher anfänglich starke und scharfe Arzneien auf eine Wunde legt, die das faule Fleisch wegätzen; darnach aber, wenn das faule Fleisch weggeätzet ist, gute Salben und Pflaster darauf leget, welche kühlen und das Fleisch wachsen machen, wie es zuvor war.

Wie bist du aber gestorben? fragte der Rabbi darauf.

Als ich aus Alexandria, einer Stadt in Aegypten, in einem Schiffe fuhr, und mich nach Raschid begeben wollte; ward mein Schiff gegen eine Klippe getrieben, da, wo der Nil in das Meer fließt; das Schiff ging zu Grunde und ich ertrank darin.

Da sagte der Rabbi: Warum hast du nicht deine Sünden gebeichtet, als dir die Seele aus deinem Leibe fuhr? vielleicht hätte es dir genützt.

Der Geist aber antwortete ihm: Wehe mir!

ich hatte keine Zeit, meine Sünden zu bekennen: denn das Wasser erstickte mich stracks; auch war ich von Verstand gekommen, sobald ich ins Meer hinunter sank.

Was trug sich dann weiter mit dir zu, nachdem die Seele dir aus dem Leibe gefahren war?

Sobald die Sache im Raschid kund geworden, daß das Schiff versunken war, gingen die Juden an das Ufer des Meeres und zogen alle Juden heraus, die in meinem Schiff ertrunken waren, und begruben uns zur Stunde. Sobald aber die Juden von dem Orte des Begräbnisses weggegangen waren, kam ein grausamer Engel, mit einem feurigen Stabe in seiner Hand, und schlug mit dem Stabe auf mein Grab, daß von dem überaus großen und mächtigen Schlage das Grab sich spaltete. Und der Engel sagte zu mir: du Gottloser, stehe auf! damit du gerichtet werdest! Und er nahm mich, und legte mich in die Höhlung einer Schleuder und schleuderte mich von der Stadt Raschid bis an die Pforte der Hölle, die in der Wüste ist. Als ich dort vor die Pforte der Hölle fiel, kamen tausendmal tausend Seelen der Gottlosen, und schrien alle mit Flüchen gegen mich und sprachen: Gehe hinaus, du Gottloser! weiche von hinnen, du Ehebrecher! du Verwirrer Israels! du bist noch nicht tüchtig hier einzugehen, und hast noch nicht Erlaubniß in die Hölle zu kommen. — Da flüchtete ich von einem Berge zum andern, von einem Hügel zum andern; und diese drei Engel des Verderbens gingen stets mit mir, und riefen vor mir, und schlugen mich ohne Aufhören. Auch begegneten uns andere böse Geister, die noch heftiger auf mich

schlugen und mich nach dieser Seite bald, bald nach jener zogen, bis daß alle Gelenke meiner Seele gelähmt waren. So irrte ich geplagt und unstätt und flüchtig umher, bis ich nach Hormis kam, einer großen Stadt, jenseits Babel gegen Indien zu. Hier gedachte ich in den Leib eines Juden zu gehen, damit ich von solchen Schlägen und Plagen befreit würde. Aber die Juden daselbst waren gottlose, böse Leute, die sich sehr an Gott versündigten, bei den Heidinnen schliefen und andere Sünden begingen.

So konnte ich in keinen solchen kommen, wegen der Menge der unreinen Geister, die in ihnen wohnen, und um sie waren, und wenn ich auch in einen gefahren wäre, so hätte ich meinen Schaden vermehrt. Darum fuhr ich, um meiner Pein entledigt zu seyn, in einen Apfel, der meine Last nicht tragen konnte und abfiel, und den Schweinen zu fressen gegeben wurde. So kam ich in den Leib eines Schweines, und hatte aufs neue große Qualen; denn die Seele eines Menschen und eines Thieres sind gar verschieden: jene strebt auf-, diese niederwärts; die Seele des Thieres begehrt selbst Unrath und Koth zur Speise, wofür der Seele des Menschen ekelt. Endlich war die Sau trächtig, und empfand eine überaus große Pein, die weil sie nicht drei Seelen in ihrem Leibe zu ertragen vermochte, und wegen meiner Seele der Bauch ihr über die Maßen schwoll. Mit Grunzen und Heulen lief sie also umher, bis endlich ihr Bauch zerplatzte und sie starb. — Da ward ich wieder frei und kam in die Stadt Sichem, welche in dem Lande Israel liegt, und fuhr in den Leib eines jüdischen Priesters. Hier litt ich neue Qual; denn ich fand so viel unreine

Geister in diesem Priester, die sich alle an mich hängen und tödten wollten daß ich entfloh. Darauf irrte ich wieder auf Bergen und Hügeln umher, bis ich hieher nach Jerusalem kam. Da sah ich diese Frau, deren Herz mit ihrem äußerlichen Wesen nicht übereinstimmt; denn sie glaubet nicht an den Ausgang aus Aegypten, an den Durchgang durchs rothe Meer, und feiert nicht das Hallel, wo alle sich freuen: dieses alles ist in ihren Augen Spott und Gelächter. Darum blieb ich einmal über Nacht in ihrem Hause; und in der Morgenwache stand die Frau auf aus dem Bette und wollte Feuer schlagen. Die gebrannten Lumpen aber wollten die Funken nicht fangen. Als sie nun allen Fleiß daran gewendet hatte und es nicht gehen wollte, ward sie zornig und warf den Stein und den Stahl im Zorn auf die Erde und sprach: Sey des Satans! da bekam ich Gewalt über sie; ich ging in sie ein, und wohnte in ihr und bitte dich, daß du mich in ihr lassest. Denn unstät und flüchtig muß ich noch seyn, so lange meine Kinder am Leben sind.

Da weinete das ganze Volk, welches in großer Menge da war, gar sehr, denn Furcht und Schrecken überfiel sie vor dem Gericht, das über den Gottlosen ergehet.

Darauf fragte der Rabbi die Frau: du Tochter Israel! glaubst du mit vollkommenem Glauben, daß der heilige gebenedeite Gott Himmel und Erde erschaffen habe? daß es in seiner Macht stehe, zu thun Alles, was er will? und daß Niemand sey, der ihn fragen könne: warum thust du das?

Und sie antwortete: Ich glaube dies Alles mit vollkommenem Glauben.

Und es fragte der Rabbi sie weiter: Glaubst du mit vollkommenem Glauben, daß der heilige gebenedeite Gott uns aus Aegypten geführt und das Meer gespalten hat?

Und sie antwortete: Ja, ich glaube es.

Da sprach der Rabbi ferner: Glaubest du dies Alles mit vollkommenem Glauben, und bekehrest du dich und trägst du Reue, Buße wegen deiner vorigen Sünden?

Und die Frau fing an zu weinen, und sprach: O Herr! ich bereue meinen Unglauben, rette mich vor der Strafe meiner Sünden.

Da verlor der Geist seine Kraft an seiner Frau, und befahl ihm der Rabbi Chajim, daß er ausfahren solle durch den kleinen Zehen des linken Fußes. Denn durch welches Glied er ausgeht, das wird verdorben und gänzlich untüchtig gemacht. — Alsobald schwoll der kleine Zehen, und ward wie eine Rübe; und der Geist fuhr durch denselben aus und flog hinweg.

Sonderbare Todesarten.

Ungewiß ist die Art des Ausganges aus diesem

Leben. Keine menschliche Klugheit kann dagegen schützen. Die größte Geringfügigkeit, das kleinste Würmchen kann uns das Leben rauben. Wir sind in der Gewalt und in der Macht aller Elemente und jeder Kreatur, die mit uns und um uns lebt. So war es bestimmt. — Ja, wie Viele hat sogar die bloße Todesfurcht wirklich getödtet. Und was haben Schrecken, Gram, Kummer, Elend und unverdientes Unglück gethan, was Unverstand bewirkt hat, ist nicht zu erzählen. Hier nur einige Beispiele sonderbarer Todesarten:

Zu Bologna befindet sich das Grabmahl des im dreizehnten Jahrhundert berühmt gewesenen Juristen Azo. Dieser gerieth einst mit einem seiner Collegen in einen Wortwechsel; der so auffallend lebhaft wurde, daß man nach Dolchen griff. Azo verwundete seinen Gegner schwer und wurde sogleich gefänglich eingezogen. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen. Ganz außer sich und hoch erschrocken, rief der alte Jurist aus: Ad bestias: ad bestias! Die Anfangsgründe eines Gesetzes ff. L. 31. de Poenis, nach welchem verdienten und gelehrten Leuten ihrer Geschicklichkeit wegen die Todesstrafe erlassen ward. Die Richter aber, welche nicht so belesen waren, als Azo, glaubten sich beschimpft, Bestien genannt, und gaben nicht nach. Das Todesurtheil wurde vollzogen.

Ein Fürst hatte sein Vergnügen an einer wunderschönen Perle, von ziemlicher Größe, mit welcher er oft zu spielen pflegte, dieselbe aufwarf und mit dem Ohre auffing. Einst aber fiel ihm die Perle

zu tief ins Ohr, und konnte nicht wieder herausgezogen werden. Dieß verursachte ein Geschwür im Haupte, an welchem der Fürst sterben mußte.

So spielte Drusus Pompejus, Sohn des Kaisers Claudian, mit einer Birn, warf sie in die Höhe, fing sie mit dem Munde auf, und erstickte daran.

An einer verschluckten Fischgräte starb Tarquinius Priscus; der Gothen König Theoderich, über das Anschauen eines Fischkopfs; und der Consul Fabius an einem Haar in der Milch, die er aß. Die Päpste Anastasius II. und Adrian IV. erstickten an Mücken und Fliegen, die ihnen in den Hals gekommen waren. Eben dadurch fanden auch ihren Tod, ein Ritter, eine Nonne und Wladislaus, der Sohn König Wenzels in Böhmen. Der berühmte Arzt Adrian Spiegel, ritzte sich am Hochzeitstage seiner Tochter in etlichen Glasscherben, welche eine Entzündung veranlaßten, die ihm den Tod brachten. Der angenehme Dichter Viktorin Strigelius, der sich oft einen schnellen Tod wünschte, starb nach seinem Wunsche unvermuthet, als er sich eben die Hände wusch.

Facius Cardanus wünschte sich den Tod, weil er in der Welt nichts Süßeres und Angenehmeres kannte, als den Schlaf.

Vom Tode nur zu sprechen, hielten die Albaner, und mit ihnen der König Xerxes, für eine Narrheit.

Ein gewisser Arthemann Periphoretus ließ sich, wenn er seine Wohnung verlassen mußte, in einer Sänfte tragen, welche zwei Knechte mit Schilden bedecken mußten. So sehr fürchtete er den Tod, den er dadurch von sich abhalten wollte. Was aber konnte das helfen?

Einer starb vor Schrecken über den Anblick eines alten Weibes. Ueber der Erklärung des Psalms starb der heil. Ambrosius, und über die Erklärung des 23sten Valentin Trotzendorf. Kaiser Tiberius starb über Dissimuliren, und Plato, indem er schrieb. Thales starb vor Durst im Theater; Philippides vor Freude über einen Kampfspiel-Sieg; der Philosoph Palämon, als er seinen Esel Feigen fressen sah; Zeuxes, beim Anblick eines schlechten Gemäldes, und Verrius, als er eben ein altes häßliches Weib malte.

Ganz unerwartet im Brautbette starben, Beatrix, die Gemahlin des Landgrafen Herrmann in Hessen; der Markgraf Philipp von Baden; die Braut eines berühmten Bongars; ein gewisser Giacheto Saluciano und Pharmesius. Die Nacht des Todes war die Brautnacht gleichfalls für den wackern Arzt Manardo von Ferrara; für Ludwig Gonzaga; und für die Römer Tigellius, Haterius und Cornelius Gallus. Auch das Entzücken tödtet.

Lachend wurden Polikrato aus Naxos, Diagoras Rhodius, der Syrakusaner Phile-

mon und Philistius, aus Nicäa, vom Tode überrascht.

Als Kaiser Augustus sterben wollte, fragte er die Umstehenden: „Ob er auf der Lebensschaubühne seine Lebensrolle gut gespielt habe?" und setzte hinzu: „Wenn ihr damit zufrieden seyd, so bezeugt euern Beifall und klatscht in die Hände."

Lafort, der bekannte Liebling des Czar Peter I. ließ, als er sterben wollte, Musikanten kommen, und entschlief mitten in einer Symphonie von Trompeten und Pauken.

König Eduard IV. glaubte seinen Bruder den Herzog von Clarenton hinrichten lassen zu müssen, stellte ihm aber frei, die Todesart sich selbst zu wählen. Dieser wählte in einem Fasse Malvasier ertränkt zu werden, was auch geschah.

Da es, wie Seneca sagt: ungewiß ist, an welchem Orte der Tod unser wartet, so müssen wir ihn allenthalben erwarten. „Denn, sagt Salomo: der Mensch weiß seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden, mit trüglichen Hamen und die Vögel mit Schlingen, so auch werden die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt."

Jakob Meyer, Professor und Pastor zu Basel, hielt eine Leichenpredigt, und wie er den Spruch ablas: „Wie der Baum fällt, so liegt er" rührte ihn der Schlag vor der ganzen Versammlung und er entschied. Eben so plötzlich und vom Schlage

gerührt, starb Johann Kuhlin, als er eben öffentlich de obedientia divina disputirte. Eben so starb Siegfried Saco, als er eine öffentliche Rede hielt; Nikolaus Haußmann, berufener Superintendent zu Freiburg, mitten unter seiner Anzugspredigt; Johann Meyer, zu Flensburg, unter dem Vaterunserbeten auf der Kanzel; wie auch der Theolog Essig, und M. Friedrich Roth, beim Segensprechen.

Als Foido Ralda, ein Rathsherr Frieslands, den neuen Unions-Eid der Holländer las, welchen er, wie Andere, (1579) ablegen sollte, erschrak er so sehr, daß er vom Schlage gerührt, auf der Stelle starb.

So unvermuthet, sonderbar weiß der Tod die Sterblichen zu überraschen. „Der Weise lebt — sagt Seneca, so lange als er soll, und nicht so lange, als er kann. Er ist ein Hafen, der nie zu fürchten, wohl aber zu hoffen ist."

Gehorsam seinen Oberen bis in den Tod, erbat der todtkranke Jesuit, Johann Wallis, sich von seinem Rector die Erlaubniß — zu sterben. Nach erhaltener Erlaubniß kam das Stündlein bald, und der Gehorsame verschied.

„Der Mensch hat seine bestimmte Zeit, die Zahl seiner Monden steht bei dir, o Herr! du hast ihm ein Ziel gesetzt, das wird er nicht überschreiten."

Nicht so gelassen, wie andere Philosophen, dachte Aristoteles vom Tode: „Er ist — sagt

er — unter allen menschlichen Dingen, das allererschrecklichste und deßhalb auch das größte Uebel."

Die meisten Menschen denken eben so, und behalten das Leben, auch im größten Elende, noch lieb. Warum sollte das nicht der Wohllebende thun?

Als der Kaiser Titus die Annäherung des Todes verspürte, that er sehr kläglich und klagte, daß der Himmel ihm sobald das Leben rauben wolle. Ein Kommandant, dem der Tod gedroht wurde, schwitzte blutigen Schweiß vor Erschrecken.

König Ludwig XI. von Frankreich fürchtete den Tod so sehr, daß er nicht einmal davon konnte sprechen hören. Alle seine Diener hatten den strengsten Befehl, diesen Namen nicht zu nennen, und würden sie einst sehen, daß sein Tod sich nahe, so sollten sie mit ihm nur von Buße, und nicht vom Sterben sprechen. Kurz, die Furcht vor dem Tode, brachte ihn ganz außer sich, so daß er bei der geringsten Unpäßlichkeit Fenster und Thüren seiner Zimmer verschließen, und dieselben stark bewachen ließ. In dieser Angst nahm er auch den erfahrnen Jacques Cocter zum Leibarzte an, und gab ihm monatlich 10,000 Gulden Besoldung. Dessen Neffen gab er das Bisthum Amiens, und beförderte alle seine Freunde zu wichtigen Aemtern. Als der König endlich sehr krank wurde, ließ er einen Einsiedler, Br Robert genannt, kommen, der durch sein Vorbitten bei Gott ihm das Leben erhalten sollte. Die Kloster-Jungfrauen, die im Rufe hoher Gottesfurcht standen, mußten gleichfalls für ihn

bitten. Zuletzt ließ er sich die Ampel von Rheims holen, aber seine Stunde war da, er mußte sterben.

Die vermeinte Anna von Cleve, Königin von England, in Deutschland.

(Nach Aktenstücken und handschriftlichen Nachrichten).

Eine der auffallendsten Episoden in der Geschichte Herzogs Johann Friedrich des Mittleren, des ältesten Sohnes des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, der bei Mühlberg des Glückes Wankelmuthe und der Verrätherei unterlag, war, nebst jener, in welcher Grumbach auf eigene, und des Herzogs Unkosten, seine Rolle spielte, und die leider! zur Katastrophe der Freiheit und des Lebens dieser unglücklichen Fürsten wurde, auch jene, in welcher die sogenannte Dame aus England auftrat. So sehr dieser Auftritt Aufsehen und Aufmerksamkeit erregte, so verschlang doch des Herzogs unglückliches, nachheriges Schicksal und Ende diese Nebenbegebenheit seines Lebens ganz, und es wurde von derselben nur gelegentlich, obenhin und nach Traditionen gesprochen. Doch entstanden die seltsamsten Erzählungen, welche die Begebenheit beinahe zum Märchen machten. Endlich nach anderthalb hundert Jahren trat der fleißige Geschichtschreiber J. W. Tenzel auf, und theilte Nachrichten von dieser Begebenheit mit. Er

hätte eben die Akten die jetzt vor mir liegen, gelesen, aber, wie es scheint, nur flüchtig, und seine Erzählung trägt zwar ganz den Stempel der Wahrheit, jedoch aber auch alle Kennzeichen übereilter Kürze.

Gleichwohl ist dieses Abentheuer, welches vielleicht noch ernsthafter für den Herzog hätte werden können als es wurde, eben so merkwürdig, als unterhaltend, und wird gewiß nicht ohne Theilnahme gelesen werden. Die Nachrichten sind aus Akten, Briefen und andern gleichzeitigen Handschriften gezogen, und ohne der Vollständigkeit derselben zu schaden, ist doch jede zwecklose Weitläufigkeit vermieden worden. So wird, hoffe ich, der Geschichtschreiber und der Leser sich befriedigt finden.

König Heinrich VIII. von England, beliebten Andenkens, wählte, als er zum viertenmale sich vermählen wollte, lange unter den ihm vorgeschlagenen Prinzessinnen, und verfiel endlich darauf, einer Deutschen seine Hand zu schenken, um wo möglich, dadurch in eine politische Verbindung mit den protestantischen Fürsten zu kommen, die Entschlossenheit genug zeigten, dem Kaiser die Spitze zu biethen. In diesem Vorhaben unterstützte ihn Thomas Cromwell und schlug ihm die Prinzessinn Anna von Cleve vor, deren Schwester Sybilla an das Haupt des schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, vermählt war. Ihr Bildniß von dem berühmten Hans Hollbein, für sie sehr schmeichelhaft gemacht, bestimmte den König, um sie anwerben zu lassen. Ungeachtet des Widerspruchs der Kurfürsten von Sachsen, gab der Herzog von Cleve das Jawort, die Heirath

wurde geschlossen, und die Prinzessin nach England gesendet.

Der König konnte es kaum erwarten, seine Braut zu sehen, und begab sich insgeheim nach Rochester. Dort sah er sie, fand sie nach seinem Wunsche, zwar rund und stark genug (was er an Damen liebte), aber so sehr ohne Reize und Schönheit, daß er schwur, man habe ihm eine flanderische Stute zugeführt, und sogleich erklärte er auch, er könne sie nicht lieben! Noch schlimmer wurde es, als er hörte, sie habe weder Wissenschaften noch Musikkenntniß, und verstehe keine andere als die holländische Sprache, welcher der König gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Sehr übel gelaunt, begab er sich nach Greenwich, und machte seinen Günstlingen über diesen Mißgriff heftige Vorwürfe; ja, er würde die Prinzessin sogleich wieder zurückgeschickt haben, hätte er das bei seiner damaligen Lage, ohne die protestantischen Fürsten zu erzürnen, wagen dürfen. So aber sagte er: „Die Sache ist zu weit gekommen. Ich muß nun meinen Hals unters Joch beugen.“ Und so wurde ihm den 6. Jan. 1540 die Prinzessin angetraut.

Den Morgen nach der Vermählung, erkundigte sich Cromwell sehr bekümmert, nach des Königs jetzigen Gesinnungen, und erfuhr, er hasse seine Gemahlin jetzt noch mehr als vorher. Je näher er ihr komme, je unausstehlicher werde sie ihm. Er sey entschlossen, nie bei ihr eine Nacht zuzubringen, und argwöhnte noch etwas, worüber er sehr delikat dachte. Aber er begegnete ihr höflich, und suchte sein Mißvergnügen zu verbergen.

Indessen begegneten dem nur allzuempfänglichen Könige die schönen Augen der Catharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk, und setzten sein so leicht entzündbares Herz in solche Flammen, daß er, seine Leidenschaft zu befriedigen, sich sogleich entschloß, die ihm so unleidliche Gemahlin zu verstoßen. Dazu both der Herzog von Norfolk, das Haupt der katholischen Parthei, sogleich seine Hand, und der König durfte auf Erhörung seiner Wünsche rechnen. Cromwell wurde der Ketzerey und Verrätherey beschuldigt, zum Tode verurtheilt, und den 28. Juli hingerichtet. Zu gleicher Zeit wurde die Scheidung des Königs von seiner Gemahlin betrieben.

Der König, der doch einige Gründe vorbringen wollte, sagte, er habe nicht gewußt, daß seine Gemahlin schon einmal versprochen gewesen sey. Als er sie geheyrathet habe, sey es ohne seinen innerlichen Willen geschehen, der dabei ganz gefehlt habe, deßwegen habe er auch die Ehe nicht vollzogen. Diese Gründe galten bei den Bischöfen. Das Parlament bestätigte die Entscheidung, und der Ehescheidungsausspruch wurde der Prinzessin bekannt gemacht.

Diese, die eine für sich sehr glückliche Unempfindlichkeit besaß, und von so etwas gar nicht aus der Fassung gebracht werden konnte, gab sogleich den Vergleichsbedingungen Gehör, nach welchen der König sich erbot, sie für seine Wahl-Schwester anzunehmen, ihr den Rang nächst der Königin und seiner Tochter einzuräumen und ihr einen Jahrgehalt von 3000 Pfund zu geben, und willigte in die Ehescheidung. Jedoch blieb sie in England. Dort wollte

sie lieber als eine Fremde leben, als zurückgehen als eine Geschiedene, an ihres Bruders Hof; denn ihr Vater war indessen gestorben. Auch wohl, weil sie fürchtete, wenn sie nach Deutschland ginge, werde man in England nicht viel an sie denken, und ihr wohl gar das ausgesetzte Geld nicht schicken; was auch leicht möglich gewesen wäre. Still und eingezogen, und ihr Schicksal beklagend in stiller Trauer, wie ihr gewöhnliches Symbolum bezeugte, lebte sie auf ihrem Landhause zu Chelsea, und starb dort den 16. Juli 1557.

Der Hof zu Cleve erhielt die Nachricht von ihrem Tode, notificirte das Ableben der Königin Anna andern befreundeten Höfen, und legte Trauer an. — Es trat aber bald darauf ein Frauenzimmer auf, welches die Nachricht von dem Tode dieser Königin für falsch erklärte, und sich lebend als die fortgelebte Anna öffentlich zeigte. Mit dieser Begebenheit wünschen wir die Leser zu unterhalten.

Zuerst brachte den Bericht von diesem Ereignisse Tenzel in die Welt. Er hatte, wie seine Relation beweist, nicht allein (wie schon gesagt) die über diese Begebenheit geführten Original-Akten gelesen, sondern auch eine Sammlung dazu gehöriger Briefe durchgesehen. Aber seine Erzählung ist zu unbefriedigend kurz, und Andere, welche ihm dieselbe nacherzählen, konnten, wegen Mangel der Originalschriften, nicht viel mehr davon sagen, als was er gesagt hatte. Im Publikum waren schon vorher sonderbare Gerüchte von der Sache umher gelaufen, und Thuanus erzählte sogar, es sey eine Curtisane aus England nach Erfurt gekommen, und habe unter dem Namen

der Königin Elisabeth von England, Bekanntschaft mit dem Herzoge Johann Friedrich gemacht, der sich durch Grumbachs Anhang habe verleiten lassen, sie zu heurathen, seine Gemahlin verstoßen zu wollen. Es ist in dieser Relation, die Zeit nicht achtend, so wenig, als die Wahrheit, Alles durcheinander geworfen worden, worüber sich schon Ziegler erklärt hat, indem er diesen Bericht widerlegt. Seine Notizen mag er von Tenzeln haben, der auch jenes historische Falsum gerügt hat.

Hier sind die Fakta, wie sie in gerichtlichen und gleichzeitigen Handschriften, Akten und Urkunden gefunden worden sind.

Herzog Johann Friedrich II. oder Mittlere, (wie er sich selbst schrieb), hatte eben von Weimar aus, eine kleine Reise gemacht, da sein Bruder Herzog Johann Wilhelm sich in Frankreich befand, aber bei seiner Zurückkunft, ganz unvermuthet, von Ekartsberg aus datirt, zwei Briefe sehr unleserlich geschrieben von einer Dame fand, die ihn ersuchte, einen Vertrauten an sie abzusenden, dem sie gewisse Dinge, die Königin Anna von England betreffend, eröffnen könne, die höchst wichtig und der Feder nicht wohl anzuvertrauen wären.

Darauf antwortet ihr der Herzog, Sonnabend nach Luciä 1558 aus Weimar: „Er sey erst gestern Abend ganz spät von seiner Reise zurückgekommen, und habe da ihren ersten, früh dieses Tages aber, ihren zweiten Brief erhalten." Er selbst habe Abhaltungen, zu ihr nach Ekartsberg zu kommen, wolle aber jemanden senden, dem sie sich und ihr Geheimniß anvertrauen könne.

Dieser Brief war abgeschickt, als der Herzog der unbekannten Correspondentin Tags darauf gleich wieder schriebe: Er habe zwar Jemanden an sie schicken wollen, doch habe er nachher bedacht, es sey besser, sie begebe sich in sein Land. Dazu schlage er ihr Buttstädt, um sie selbst zu sprechen und wo sie ihm sagen könne, was sie von seiner Muhme, der Königin von England, löblichen Gedächtniß zu sagen habe. — Dennoch aber mußte er sich wieder anders bedacht haben, und sendete den 20. December seinen Stallmeister Kaspar von Posek; dem sie sich anvertrauen könne, mit einem Credenz-Briefe an sie ab.

Die Aufschriften der Briefe an die Unbekannte sind:

„Der hochgebornen Fürstin, unsrer freundlichen lieben muhmen, Annen, Herzogin zu Asibelen, (auch Aybelen) weilandt Herzog Heinrichs zu Scypern (auch Zipern) in Irlandt, wittwen.

Sie eröffnete dem ihr zugesendeten Stallmeister, daß sie wünsche, den Herzog selbst zu sprechen, und gab ihm einen Brief an denselben mit, auf welchem sie von ihm die Antwort erhielt: „Sie sollte nach Roßla gehen, wo sie auf seine Unkosten leben könnte, wozu er die nöthigen Befehle ertheilen und Anstalten sie zu verpflegen treffen werde. Dort wolle er sie besuchen.“ Sie geht aber, man erfährt nicht, warum, nach Trebra und dorthin schickte der Herzog seinen Sekretär Hans Rudolf, mit einem Credenz-Brief an sie, und schreibt ihr: „Diesem Manne könne sie ihr Zutrauen schenken. Er habe den Be-

fehl, ihre Aussagen zu Papier zu bringen" dieß geschieht, und der in den Akten befindliche Bericht sagt:

„Sie die Herzogin von Scypern, sey aus einem Gefängnisse zu London entkommen, habe an einem Seile sich herabgelassen, sey zu Schiffe gebracht worden, und auf demselben nach Danzig geflohen. Eben dahin sey auch, gleichfalls dem Kerker entronnen, die Königin Anna von England gekommen. Vierzehn Tage vor Fastnacht-Abend künftig werde es ein Jahr. Sie habe einen Geburtsbrief von dem König von Pohlen erhalten; sey dennoch aber zwischen Warschau und Krakau in einem offenen Flecken, genannt das Neustädtlein, als der junge Tofz'ky und Georg von Lessynsky in der Nacht in demselben einen Einfall gethan, um all ihr bei sich habendes Gut gekommen. Diesen Verlust schätzte sie auf acht Tonnen Goldes. Sie habe im Hemde zum Fenster hinausspringen müssen, und nichts davon gebracht als eine goldne Kette, und ihren Wetzschker. Ihre Kammerfrau, Catharina von der Recke, Schwester des Hofmeisters des Herzogs von Jülich, habe geschrieben und Lärm gemacht, darüber hätten sie die Räuber die Treppe hinabgeworfen, daß sie todt geblieben seyen. Auch sey an diesem Orte ihr Kavalier, Johann von Hettersheim, von den Räubern todt geschlagen worden, und einem Englischen von Adel, Wilhelm von Zieritz, sey die Hand abgehauen worden. Ihren Hofmeister aber, und fünf ihrer Kammerfrauen habe man gefänglich nach einem Orte geführt, genannt Kußmarkt bei Posen, wo sie bei einer gewissen Catharina Preuerin wären versteckt worden. Diese sollten noch Juwelen bei sich haben, dieselben aber nicht wegbringen können."

Sie sagte ferner: „Von England aus werde ihr sehr nachgestellt, und es wären dem fünf Tonnen Goldes versprochen worden, der sie dahin liefern könne. Nach diesem Unfalle sey sie, die Herzogin von Scypern, nach Liegnitz gekommen, des Ihrigen beraubt, ganz schwach und krank. Dort habe der Herzog Friedrich sie aufgenommen, und sie 12 Wochen bei sich behalten. Was ihr geschehen sey, habe sie den Woywoden von Krakau gemeldet, der habe aber seinem Verwandten Lessynsky nichts thun wollen."

„Auf ihrer Reise zum Herzog, sey sie in Geldeverlegenheiten gerathen, und habe Schmuck und Kleider zu Wittenberg versetzen müssen, daher sie eben nicht standesmäßig gekleidet, und erscheinen könne."

„Um aber zu entdecken, warum sie den Herzog zu sprechen verlange, so sey es, ihm zu sagen, daß die Königin Anna von England nicht, wie man sage und wie ihr Bruder, der Herzog von Jülich glaube, todt sey, sondern daß sie noch lebe. Sie sey aus einem Kloster in England, in welches sie gesperrt gewesen, entkommen. Ein Kaufmann, dem sie einst das Leben gerettet, habe von ihr ihre Schätze erhalten, dieselben nach Augsburg zu einem gewissen Kaufmann: Jobst Reffhausen, der für die Fugger viel nach England handle, zu bringen. Bei diesen Schätzen wären der löblichen Krone Englands Zepter, Kronapfel, die englischen Privilegien, und ein Halsband von Edelsteinen, mit einem Karfunkel."

Darüber ließ die Herzogin dem Sekretär Rudolph zwei Bekenntnißscheine sehen. Im ersten war jenes, im zweiten dieses angegeben.

„Ferner wären, — sagte sie weiter aus; — bei genanntem Kaufmanne, der Königin gehörig: fünf und zwanzig Tonnen Goldes in Kronen, sieben Perlen, und drei goldene Röcke, 14 goldene Ketten, welche 6000 Kronen wiegen; 24 Armbänder, wiegen 2000 Kronen; 14 Gürtel und Leibketten, wiegen 7000 Kronen; 12 Perlenhauben, 14 Barette, und ein Halsband, werth 3000 Kronen, deponirt."

„Dieses Alles wolle sie mit Wilhelm von Zieritz dort abholen. Der Herzog sollte ihr nur einen Vertrauten mitgeben, und es sollten ihm und seinen Brüdern die 26 Tonnen Goldes geschenkt seyn. Das Septer, der Kronapfel und die Privilegien aber möchten zu weiterer Disposition aufgehoben werden."

„Sie müsse Zieritzen's Ankunft erwarten, und wünsche indessen, die persönliche Bekanntschaft des Herzogs zu machen."

„Die Königin werde dem Könige von Frankreich schreiben, seine Tochter dem Herzoge Johann Wilhelm zur Gemahlin zu geben, dem sie dann die englischen Kronenschätze und Privilegien ausliefern werde."

„Die Königin sey deßhalb nicht selbst gekommen, weil sie sehr vorsichtig handeln müsse. Es werde aber geschehen, wenn alles nach ihrem Wunsche gehe. Indessen solle man ihr, der Herzogin von Seyppern, in Wahrheit glauben, daß die Königin nicht gestorben, sondern nur verstoßen, und aus England entflohen sey."

Darauf zeigte sie dem Sekretär ihr Handsiegel, bemerkend, es sey dasselbe ganz von Golde, und bat ferner: „Die Reise nach Augsburg zu betreiben, ehe der Reichstag eröffnet werde, damit die Neugier dem Herzog nichts entzöge.“

Hierauf hat sie sich nach Roßla begeben, und bittet: um einen Trunk Rheinwein und um Wildpret.“

Auf dieses erließ der Herzog von Weimar (den Dienstag nach dem Christtage 1559) ein Schreiben an sie nach Roßla, in welchem er, ihr für die gethanen Zusagen dankte, und ihr meldete, er habe Befehl ertheilt, sie mit wilden Schweinen und anderem Wildpret, mit Hasen und Weine zu versehen; auch solle schwarzer Karteck gekauft und ihr geschickt werden, wie auch schwarzer Sammet zu einem Unterrocke. Deßgleichen habe er durch seinen Rath und Kanzler, Dr. Christian Bruck, nach Wittenberg schreiben lassen, um ihren dort versetzten Schmuck und ihre Kleider wieder zu bekommen. Unter dem Schreiben meldet er ihr eigenhändig: „Der Kaiser werde Dienstag nach dem neuen Jahre zum Reichstage nach Augsburg kommen. Sollte ihr Diener Zieritz sie zu suchen sich sehen lassen, werde er ihn zu ihr schicken.“

Nun aber muß der Herzog bei ihr in Roßla gewesen seyn, und da hat die sogenannte Herzogin von Scypern sich ihm als die todt geglaubte Königin Anna selbst zu erkennen gegeben. Darauf schreibt er an seinen Bruder Johann Wilhelm, der sich damals in Paris befand, und meldet ihm, was sich begeben habe. In diesem Briefe sagt er von der vermeinten Königin:

„Ihr Liebden sind auf den jetztkommenden 22. Februari ein Jahr lang, wunderbarlicherweise, vermittelst frommer Leute Hülfe aus einer Behausung in England von einem hohen Gemach an einem Seil in die See herunter in ein Schiff gelassen, und davon gebracht worden. Und ob uns solches wohl selbst nach Gelegenheit entstandenen Gerüchts, beneben des Herzogs zu Jülich schriftlicher Anzeige, etwas fremd und unglaublich zu hören gewesen, so hat es sich doch zugetragen, daß wir an diesen Tagen mit Ihr Lieb an einem unvermerkten Orte persönlich zusammenkommen, und vernommen, daß es J. L. die Herzogin zu Jülich, und Königin in England sey. Daß wir auch nach Gelegenheit alle fürgebrachten Urkunden und Scheine, auch daß J. L. dem Contrafracktur, so Ew. L. einsmals geschenket und ganz klein, auch Fräulein Amalia dabei gemeldet, ganz gleichförmig, unzweifenlich dafür achten, erkennen und halten ꝛc. So haben wir auch das Zeichen der Aschel (?) an der Stirn gesehen, die unsere liebe Frau Mutter Ihrer Lieb mit einer Schneider-Scheere geworfen, deren E. L. von unser Frau Mutter seliger Gedächtniß oft werden gehört haben u. s. w."

Er meldet ihm ferner Alles, was die Königin ihm zugedacht und ihm entdeckt habe, bittet aber vor der Hand, keinem Menschen etwas davon zu sagen und den Brief zu verbrennen.

Donnerstag nach dem neuen Jahre (1559) schreibt ein Fritz Dietrich Küchenschreiber aus Leipzig an den Herzog: „Er höre, es sey eine gewisse Person zu Roßla, mit dieser solle der Herzog sich vorsehen, denn es habe dieselbe in Meklenburg, bei

dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Liegnitz schlimme Streiche gemacht, sey auch in Halle und Leipzig gewesen, und habe allerlei Schwindelei ausgehen lassen.

Darauf scheint der Herzog nicht geachtet zu haben, und schickt (den 15. Jan. 1559) der vermeinten Frau Muhme einen Ring mit der Bitte, denselben seinetwegen zu tragen, und seine Gemahlin schreibt ihr von Weimar aus die freundlichsten Briefe auf den Grimmenstein nach Gotha, wohin sie indessen ihrer Sicherheit wegen (nachher, zu ihrem Unglück), mit den Ihrigen gebracht, und der Aufsicht des dortigen Kommandanten Bernhard, von Milo, übergeben wurde, den sie vermuthlich durch glänzende Versprechungen, ganz für sich zu gewinnen, und ihm sogar eine Summe Geld abzuborgen wußte. Sie selbst wurde standesmäßig unterhalten.

Hierauf wurden zwey Schenkungsbriefe aufgesetzt von welchen der letztere auf Grimmenstein, Donnerstag nach Estomihi 1569 datirt von beiden eigenhändig unterschrieben und untersiegelt worden ist. In demselben verspricht die vermeinte Anna dem Herzoge und seinem Bruder Johann Wilhelm, alle ihre Schätze und Kleinodien, dem jüngsten Bruder: „Wegen seiner Lebensgebrechlichkeit und seinem Zustande, 500,000 Kronen. Ihre liebe Schwester Amalia zu Jülich will sie zu sich nehmen, und für sie sorgen; auch soll sie nach ihrem Tode zwei Tonnen Goldes haben. Will sie aber nicht kommen, so soll die Donation nichtig seyn, und das Geld dem Herzoge und seinem Bruder zufallen. Gesiegelt hat die Schenkerin mit dem Jülich-Clevischen Wappen.

Bald darauf schrieb sie an den Herzog Adolf in Holstein und ersuchte ihn, ihr ihre bei sich habende Schätze zu senden, oder wenigstens dieselben bis Magdeburg und Braunschweig zu schicken.

Der Herzog Johann Friedrich schreibt ihr, er gehe von Weimar aus über Koburg nach der Pfalz zu seinem Schwiegervater, und schickt ihr eine neue Haube. Sie bedankt sich und wünscht ihm glückliche Reise.

Indessen ist ein gewisser Hans Jäger nach Nürnberg gesendet worden, eine vorgeblich dort liegende Tonne Goldes abzuholen: Dieser berichtet; „Die jungen Rathsherrn wüßten nichts davon, und die ältern wären auf dem Reichstage zu Augsburg. Und den 22. May erhält der Herzog von seinem Agenten in Nürnberg die Nachricht, der Rath wisse kein Wort von der Tonne Goldes. — Da schreibt der Herzog aus Amberg, an seinen Commandanten Milo: „Er solle die Königin nicht allein aus dem Schlosse lassen, sondern auf die Auszahlung der benannten Summe dringen, dadurch den ihm zugefügten Schimpf zu entnehmen." — An sie selbst aber schrieb er noch immer sehr freundlich und vertröstete dieselbe auf seine Rückkehr.

So erhielt den 15. Juli ein gewisser Johann Fohmann, sonst genannt Nürnberger, Bürger zu Erfurt, eine Vollmacht für sie, 15,000 fl. zu heben, die der Magistrat in Danzig ihr schuldig sey.

Auf seinen Brief erhielt nun der Herzog eine Antwort vom 30. Juni aus Paris von seinem Bru-

der; der ihn warnt, der vorgeblichen Anna nicht zu trauen, von der verlautet: daß sie bei unsrer gnädigen, lieben Frau Mutter Schwester vor ein Jüngstes ein Frauenzimmer gewest seyn solle. — Sie aber schreibt den 20. Juli an den König Heinrich in Frankreich einen sehr verbindlichen Brief, in welchem sie ihn ersucht, seine Tochter an den Herzog Johann Wilhelm zu vermählen, dem sie des englischen Reichs Krone, Kleinodien und Urkunden überliefern wolle. — Eben dieses schreibt sie dem Herzoge auch selbst.

Beide Briefe aber hat der Herzog Johann Friedrich doch nicht abgesendet. Der Seltenheit wegen theilten wir in der Beilage A. den Lesern das Schreiben an den König in Frankreich, getreu kopirt, mit.

Die vermeinte Königin stellt am Johannistage dem Magistrate der Stadt Breßlau ein Zeugniß aus, daß er nichts von ihr in Verwahrung habe, und bittet den Herzog, ihre versetzten Kleinodien einzulösen. Sie extradirt ihre Dokumente zugleich, unter denen sich die Beilage des Kaufmanns zu Antorff, wegen der 25 Tonnen Goldes, und andere falsche Originale befinden.

Jetzt aber kömmt ein Abgeordneter des Herzogs von Jülich an, mit einem Credenzbriefe und verlangt die Verhaftung der vorgeblichen Anna. Dieß geschah am Donnerstage nach Jakobi, und sie wurde zum Verhöre gebracht, in welchem der herzogliche Rath, Dr. Stephan Clodius, Johann Luther und der Schösser der Stadt Gotha saßen.

In diesem Verhöre blieb sie bei dem, was sie gesagt hatte. Der Herzog aber gab dem Abgeordneten die Versicherung. Er wolle in dieser Sache so verfahren, daß ihn kein Vorwurf treffen könne.

Sie wurde darauf den 2. August in ein zweites Verhör gebracht, und bestand auf ihrer vorigen Aussage. — Nun wurde sie von Grimmenstein fort und aufs Schloß Tenneberg geführt.

Hier kam sie zum dritten Verhöre, in welchem ihr der R. Clodius scharf zuredete, ihr sagte, der Herzog sey von allen ihren Praktiken unterrichtet, und sie ermahnte, die Wahrheit zu sagen. Da fiel sie auf die Knie, und bath wehmüthig und um Gotteswillen den Herzog um Gnade, indem sie sagte: Sie sey eine geborne Gräfin von Ostfriesland, mit einem Grafen von Manderscheid zu Antorff getraut; nachdem sie von ihm Mutter geworden sey. Dieser habe sie, als eine Freundin an den englischen Hof gebracht, er selbst aber seye auf einer Reise erschlagen worden. — Bei dieser Aussage verharrete sie auch im folgenden Verhöre und setzte hinzu: Die Königin Anna habe vor ihrem Tode viel Gut fortgeschafft, und dasselbe ihren Neffen, den Herzogen von Sachsen, zugedacht. Diese zu überbringen sey sie erkohren worden, und deßhalb sey sie nach Antorff gegangen. Hier sey sie von Wilhelm von Zieritz, einem irrländischen Edelmanne, beredet worden, sich für die Königin Anna auszugeben. Mit ihm und zwei Jungfrauen seye sie, größtentheils in männlicher Kleidung durch Ostfriesland gegangen, gewöhnlich zu Pferde. Da sey sie eines Tages von ihrem

Bruder erkannt worden. Dieser habe sie gefangen auf ein Schloß setzen lassen, aus welchem sie aber mit Hilfe ihrer Freunde entsprungen sey.

Mit ihrem Gefolge sey sie schnell auf Bremen zugegangen, wie man ihr nachgesetzt habe. Da habe ihr Verwandter der Graf von Oldenburg ihr begegnet, und seine Büchse auf sie angelegt. Sie aber stets wohl bewaffnet auf der Reise mit fünf Büchsen, habe auch auf ihn gehalten. Er habe endlich (da sein Gewehr nicht geladen gewesen sey), sich von ihr überreden lassen, daß sie in Bremen seiner harren wolle, und sie habe ihm ihre Herberge genannt; sich aber schnell davon gemacht, und sey auf Verden zugeeilet. Von da sey sie nach Danzig gekommen und ihr Gut habe nachkommen sollen. Hierauf wiederholte sie, was sie gleich anfangs, noch als vorgebliche Herzogin von Seypern dem Sekretär Rudolf und dem Herzoge erzählt hatte, und was die Leser schon wissen.

Es wird mit dem Herzoge von Jülich in den Zwischenräumen communicirt, der die Aussage der angeblichen Gräfin von Ostfriesland für Lügen erklärt und zur Bekräftigung seiner Angaben, Familien-Atteste mitsendet. Sie aber bleibt bei ihren Aussagen, und sagt: „Wilhelm Zieritz sey noch am Leben und er habe das Gut; das wisse Gott im Himmel. Daß es nicht anders sey, darauf wolle sie leben und sterben; aber sie wisse nicht, wo Zieritz sich aufhalte. — Sie will nicht gestehen, daß sie die Dokumente habe fabriciren lassen, sondern sagt, sie habe dieselben von Zieritz und halte sie für ächt. Zugleich bittet sie: Man möge sie aus dem Verhafte

entlassen" indem ja doch dem Herzoge mit ihrem Blute nichts gedient seyn könne.

Da ihr die Unwahrheit ihrer ostfriesländischen Geschichte vorgehalten wird, gesteht sie im sechsten Verhör dieselbe ein, und sagt: „Ihre Mutter sey eine Gräfin von Friesland, und ihr Vater Graf Johann von Rietberg gewesen. Sie habe mit einem von Reuning Kinder gezeugt, und wisse nicht, ob der Sohn noch lebe, die Tochter aber sey gestorben. Von diesem Reuning sey sie nach England gebracht worden. Die Königin Anna sey ihr sehr gnädig gewesen, und mit Zieritz sey es, wie sie schon gesagt habe.

Da die Jülichischen Briefe auch die Unwahrheit dieses Vorgebens bewiesen, sagte sie im siebenten Verhör aus: Ihre Mutter habe Margaretha von Schenk geheissen, sey Nonne im Stifte Essen, und die Geliebte des Herzogs Johann von Cleve gewesen, dessen Tochter sie sey. Im Kloster sey sie erzogen worden, und ein Onkel, Heinrich von Schenk, habe sie nach England zur Königen Anna gebracht. — Zieritz habe sie in Pohlen verlassen, sich an eine andere gehängt und von ihrem Gelde nichts herausgegeben.

Sie selbst war nun entweder verrückt, oder stellte sich so, und der Amtmann mußte (den 23. August) berichten, daß sich der Böse ins Spiel mische, und der Gefangenen erscheine, ihr Geld biethe, und sie zwicke und kneipe, wenn sie nichts annehmen wolle. Er habe sie diesen Morgen angepackt und gedroht, ihr den Hals zu brechen, wenn sie nicht die Wahrheit sage,

Das wolle sie thun; man solle sie wieder verhören. Auch sagte sie: Wenn man nicht Wächter bei ihr lasse, und ihr des Nachts kein Licht gebe, so wolle sie sich ermorden.

Dieß macht die Sache noch ernsthafter. Der Scharfrichter von Jena wird beordert nach Tenneberg zu gehen. In dessen Gegenwart kömmt die Gefangene zum achten Verhör, und wird „mit Ernste befragt, mit der Verwarnung, der Scharfrichter solle sie persönlich angreifen, wenn sie nicht die Wahrheit sage."

Sie sagt: Sie sey eine Unehlichgeborne; ihr Vater sey der Herzog von Cleve, ihre Mutter, eine Gräfin von Defurte, Elisabeth genannt, gewesen. Erst sey sie in einem clevischen Kloster, dann im Stifte Essen erzogen worden. Darauf habe ihr Vater sie zu einer Frau von Sielbach, geborne von Schmellingen, gebracht, von der sie erzogen worden sey. Der Herzog sey oft zu Klarenberg gewesen und habe zu ihr gesagt, er habe sie so lieb, als seine ehelichen Kinder. Als ihre Erzieherin gestorben, sey sie ins Kloster Aspek, im Münsterischen gethan worden, zu einer Jungfrau Ida von Depenbruck und als auch diese gestorben, sey sie ins Kloster Langenhorst gekommen. In ihrem 21sten Jahre habe man sie zu einer Gräfin Brerode gethan, durch welche sie an einen Herrn von Rackhausen vermählt worden sey. Der Herzog habe ihr zur Aussteuer 16,000 Gulden gegeben. Mit diesem Gemahle habe sie 15 Jahre in der Ehe gelebt und mit ihm zwei Kinder gezeugt. Als er gestorben, sey sie nach Lüttich gezogen, wo sie ihr

Leibgedinge gehabt habe. Da habe sie Zieritzen kennen lernen, Diener des dortigen Domherrn, Grafen von Beichlingen. Dieser habe sie beredt, etliche Güter, ihren Kindern gehörig, zu verkaufen, und mit ihm nach England zu gehen. Das habe sie auch gethan, und selbst größtentheils zu London anderthalb Jahre gelebt. Da habe ihre Hauswirthin, Frau Marning, Mitleid mit ihr und ihrer Lage gehabt, und sie einst zu der Königin Anna geführt. Dieser habe sie ihre Noth geklagt und ihre Geburt entdeckt. Die Königin habe sich ihrer auch erinnert, und große Geschlechts- und Gesichtsähnlichkeit an ihr gefunden. Diese Geschlechtszeichen habe sie ihr gezeigt: An beiden Füssen wären die großen Zehen fast lahm, und lägen fast unter den andern Zehen. Eben dieses körperliche Geschlechtszeichen habe ihr Vater gehabt. die Königin und Churfürstin von Sachsen, des Herzogs Mutter. Da habe die Königin sie recht wohl beschenkt. — „Auf solchem Bekenntniß wolle sie verharren, und wisse weiter nichts zu sagen. Mit einem Eide wolle sie es bekräftigen, und sich darauf in Stücken reissen lassen. Es möge ihr den Kopf immerhin kosten. Daß sie das zuvor nicht gesagt habe, sey, daß sie es zu sagen habe verschwören müssen, und wo sie es nicht thäte, soll ihr der Teufel den Hals brechen. Deßhalb habe sie große Anfechtung vom Teufel. Da man ihr aber so hart zusetze, müsse sie es wohl sagen. Aber ergeben habe sie sich dem Teufel nicht, habe auch (worauf sie gefragt wurde) mit demselben keine verliebte Gemeinschaft gehabt. Er sey nur gekommen, wenn sie alles habe entdecken wollen und habe ihr ihren Eid vorgehalten. Vor Kurzem sey er erschienen, und habe gesagt: Nimm hin diesen Geldsack und lege

ihn an deinen Platz: ich will dich führen, wohin es Zeit ist zu kommen; denn du wirst verhört und gemartert werden. Sie habe sich gekreuziget, und er habe sie aus dem Bette geworfen, so, daß die Wächter sie hätten wieder hineinheben müssen.

Auf die Frage: Wohin sie aber eigentlich mit allem hinausgewollt habe, antwortete sie: „Wenn nur Zieritz gekommen wäre, hätte sie dem Herzoge Alles entdecken, und um Gnade bitten wollen."

Sie wurde abermals ermahnet die Wahrheit zu sagen und schwur bei Gott und Seligkeit, sie habe dieselbe gesagt. Nun wurde dem Meister Scharfrichter befohlen, sie auf die Leiter zu bringen. Da wurde sie gestreckt, blieb bei ihrer Aussage, und geduldig. Da die Richter sahen, „daß ihre Arme vom Teufel sehr mit Flecken zugerichtet waren, und sie denn doch eine, wenn auch Uneheliche, von Cleve sey, und der Scharfrichter sagte: Sie sey ganz von Gliedern, und könne ohne Gefahr nicht angegriffen werden, so wurde sie wieder von der Leiter gelassen. Da wiederholte sie: „Sie sey eine uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve; das werde man nicht anders finden können, und dieser Behandlung habe sie sich versehen." Mit weinenden Augen und gefalteten Händen bat sie um Gotteswillen, „der Herzog wolle ihr vergeben und ihr ein Stück Brod reichen lassen, bis man erfahren habe, wohin Zieritz gekommen sey". Auch bat sie um einen Priester, der ihr Trost zuspreche in ihrer Noth, um Salben und einen Barbier, der sie verbinde, und daß man ihr die Wache lasse."

Der Herzog Johann Friedrich schickt (den 22. Sept.) dem Herzoge von Jülich die letzte Aussage und fragt ihn: „Was er meine, daß nun zu thun sey?"

Dieser sendet abermals Aussagen und Atteste mit und antwortet (den 20. Oct.): Sein Herr Vater habe nur zwei natürliche Töchter gehabt, deren eine gestorben sey, die andere aber noch im Kloster lebe. Es wisse keiner seiner Räthe und Diener etwas von der angeblichen Geschichte, und von dem Brautschatze von 16,000 Gulden, stehe nichts in irgend einer Rechnung. Seine Schwester Amalia wisse auch von nichts. Er setzte hinzu: "Alles ist ein erdichtetes, unverschämtes Vorgeben, und da die Person scharf gefragt werden solle, sollte der wahre Grund zuletzt ganz anders an den Tag kommen, und alle weitläufige Erkundigungen vergebens seyn, und E. L. also wissen, sich gegen ein so unverschämtes Weib zu benehmen."

Darauf wurde zu Tenneberg, nachdem man der Eingekerkerten bis Estomihi 1560 Ruhe gelassen hatte, das neunte Verhör angestellt, welchem des Herzogs Kanzler, Dr. Bruck, selbst beiwohnte, in welchem die Gefragte dabei blieb, sie sey eine unächte Tochter des Herzogs von Cleve, und könne sie es nicht anders sagen, wenn man sie auch in tausend Stücken zerrisse. Sie habe nach ihres Mannes Tode, von Zieritz einen Liebestrank bekommen, auf welchen sie krank geworden sey, ihn aber dann so lieb gewonnen, daß sie ihn geheurathet habe. Dieser habe sie beredet, ihrer Aehnlichkeit wegen sich für ihre Schwester die Kö-

nigin von England auszugeben. Darnach habe er sie unweit Bremen, in einem Holze, an einen Baum gebunden und verlassen. Kaufleute aus Münster hätten sie erlöset und sie sey, ihn anzutreffen, ihm nachgezogen. Sie hat, sie auf einen Wagen zu schmieden und nach Antorff zu führen. Sie wolle das Haus zeigen, wo das Gut liege.

Dann aber, als Dr. Bruck (den sie wohl als ihr nicht ungünstig kennen machte) auf ihr Bitten, allein zu ihr kam, sagte sie: „Es sey kein Gut in Antorff und vor Zieritzen, habe sie noch einen begünstigten Liebhaber gehalt."

Nach einem, in den Akten (fol. 244) befindlichen Verzeichnisse, habe die Abentheuerin dem Herzoge zusammen 180 Gulden fünf Groschen gekostet, für Reisen, Präsenten, Kost und dergleichen. Mit dieser Rechnung sind die Akten geschlossen, und wir erfahren in denselben nichts mehr von der Gefangenen.

In einem vier Zoll starken Bande, in welchem viele Briefe gesammelt und zusammengebunden sind, aber befindet sich eine Seite, die zu der Geschichte der vermeinten Anna gehört und aus der man sieht, daß sie dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, dem Herzog Friedrich von Holstein, dem Herzog von Liegnitz auch bekannt gewesen ist, und aller Vermuthung nach, dieselben auch angeführt hat. Jene aber waren still, schämten sich und ließen sie laufen. Die von allen diesen Fürsten an sie abgeschickte Briefe, führen die Aufschrift: „An Frau Anna, geborne Herzogin von Jülich und

Cleve, gekrönte Königin von England. Unserer lieben Frau Muhme.

Ferner zeigen diese Briefe, daß die Abentheuerin mit Personen im Verein stand, die ihr die falschen Briefe und Scheine schrieben, die sie vorzeigte, sich Beglaubigung zu verschaffen. Vermuthlich ließen sie diese Verbündeten im Stiche, als sie merkten, wohin die Geschichte führen würde. Sie hätte sich, um bei Zeiten sich zurückziehen zu können, nicht auf den Grimmenstein bringen lassen sollen.

Ihre selbstgeschriebenen Briefe beweisen, daß sie eine Westphälingerin war, sind aber so entsetzlich schlecht geschrieben, daß es unerhörte Mühe kostet, dieselben zu lesen. — In einem ihrer Briefe schreibt sie an Zieritz (aber wohin?) von Grimmenstein aus: Er solle doch kommen, und sie und ihr armes Kind nicht verlassen, — In einem andern sagt sie: Der Kaiser habe ihr wieder einige Herrschaften anbieten lassen, aber sie wären ihr gar zu weit entlegen. Doch allenfalls das Fürstenthum Sagan in Schlesien, werde sie annehmen, und das Kloster Dobenecken. „An Gelde sollte es nicht fehlen." — Ein gewisser Johann von Frommont scheint an ihrem Schicksale Antheil genommen zu haben, so wie auch der Magistrat der Reichs-Stadt Nürnberg, und jener erklärt diesem, er habe vernommen: „Es sey zu Tenneberg für die Bewußte ein gewölbtes Gefängniß eingerichtet worden, und sie werde hart verwahrt. Nach vielem Aufwande habe man endlich so viel herausgebracht, daß sie wirklich die Tochter eines Grafen, und vor-

mals Gürtelmagd (Leibkammerfrau) bei der Königin Anna gewesen sey, nach deren Tode sie ihr Siegel und andere Sachen vom Werthe an sich zu bringen gewußt habe, sogar sey sie eine Beischläferin des Königs, und die vornehmste Ursache seiner Scheidung von der Königin gewesen. Sie habe viele kostbare Sachen besessen, solche aber hie und da verschleudert und verloren. — Man habe ihr ein langes weißes Kleid angelegt, um sie für ewig eingekerkert zu halten."

Da der Brief der einzige Beleg ist, der diese Geschichte gleichsam schließt, so wird derselbe in der Beilage nach dem Originale getreu und ganz mitgetheilt.

In diesem für sie eingerichteten Gefängnisse, in welchem sie ziemlich spärlich gehalten wurde, Sonntags jedoch Braten und Wein bekam, und Bücher erhielt zur Erbauung und Unterhaltung, mag sie ihr Leben beschlossen haben. Doch läßt sich nicht bestimmen, wie lange sie noch gelebt hat, wo oder wie sie begraben worden ist. — Vielleicht auch hat man ihr in der Folge die Freiheit geschenkt, oder sie ist, als Herzog Johann Friedrich sein Land räumen mußte, weggelassen worden, oder entkommen.

Die in den Akten befindlichen Verhöre sind nicht mit der zu unserer Zeit gewöhnlichen Besorglichkeit ausgezeichnet und Nachrichten, die Persönlichkeit der Gefangenen betreffend, finden sich in denselben gar nicht, ausgenommen, daß sie etwas schwächlich gewesen seyn muß. Von ihrem Aussehen spricht keine Zeile; aus einem Briefe läßt sich schliessen, daß sie in den

Vierzigen ihrer Jahre war, als sie nach Roßla kam. Wäre sie da geblieben, hätte sie vielleicht eher Wege zum Entkommen haben finden können, als aus dem festen Grimmenstein. — Sie hoffte auf die Hilfe ihres Zieritz. Dieser aber, der sie sicher veranlaßt habe, die angenommene Rolle zu spielen, ließ sie im Stiche. Zwar scheint sie nicht ganz ungewandt gewesen zu seyn, und das Terrain, auf welchem sie agirte, gekannt zu haben, wie auch den Mann, und seine Umgebungen, mit welchem sie es zu thun hätte, aber so recht fein, vorsichtig und listig, wie sie hätte seyn müssen, wenn sie mit Erfolge ihre Rolle fortspielen wollte, war sie doch nicht, sonst hätte der Spaß ihrem Gönner weit mehr kosten, und ihre Person dennoch außer aller Gefahr setzen müssen; denn mit welchen Fürsten und mit welchem Kanzler hatte sie es zu thun! Ihre fixen, hier nicht zu entwickelnden Ideen, brachte beide in ihr nachheriges Unglück; auch war Grumbach ein ganz anderes Subjekt als diese Unbekannte, die vielleicht nicht einmal jemals, auch nur auf dem Theater, eine Krone getragen und eine Königin wenigstens agirt hatte.

Die Turniere.

Sun, Turney machet rische Liet,
Davon will ich dir rathen niet;
Thurnieren würdet Mannes Lib
Die Würde lobend sie die Wib;
Turnieren das ist ritterlich,
So hört zu strite dringen und feste halten
herteglück.

König Tyrol aus Schotten zu seinem Sohne.

Das Wort Turnier ist so altväterisch, daß es kaum verdient, beibehalten zu werden; wir lassen es aber doch in Ansehung der Aehnlichkeit mit dem französischen Tournois und dem welschen Torneamento, welche einerlei Bedeutung haben, im Gebrauch. Die Wortableiter finden seinen Ursprung in Turneo; die Franzosen aber wollen Tournois von Tournur ableiten, weil man sich in diesem Spiele oft wenden mußte; auch dieses läßt in gehen. Weitschweifiger, aber nur gelehrter, ist die Herzerrung von Ludus Trojanus, der Benennung gewisser Spiele der Römer, so sie durch die Lateiner vom Ascanius dem Sohne des Aneas geerbt haben sollen. Es war dieses ein Aufzug, Wettrennen, und Scheingefecht von Jünglingen zu Pferden, und zuerst in Sicilien, bei dem Grabe des Anchises gehalten worden. Virgil gibt davon eine Beschreibung. Die Turniere haben mit den Troganischen Spielen der Römer Aehnlichkeit; aber sie sind davon unter andern auch darinnen wesentlich

unterschieden, daß die Trojaner und Römer Jünglinge fochten; zu dem Turnier aber niemand zu jung und nach einiger Orte Gebrauch, keiner unter 26 Jahren, zugelassen wurde. Andere leiten das Wort vom Griechischen Torme und Ektormin ab, welches in Pausanias einen völligen Roßlauf ausdrückt. Noch andere kommen kürzer ab, wenn sie sagen: Turnieren sey ein altes deutsches Wort, welches so viel heißt, als lustig seyn, schwärmen, toben. Jeder hat die Wahl, einer von diesen Etymologien, welche ihm gefällt, und auch noch die Freiheit, eine hinzuzusetzen. Unter dem Worte selbst aber verstehen wir, überhaupt zu reden, nichts anders, als ein Schein- oder Spielgefecht; vornämlich heißen nur die so, welche zu Pferde vorgenommen werden.

Man forschet, wenn die Turniere aufgekommen; man sollte vielmehr untersuchen, wenn diese Benennung Mode geworden. Denn wir finden bei allen Völkerschaften Uebungen, Aufzüge, Scheingefechte. In Haners Gedichten werden bei Grabmälern der Fürsten gehaltene Wagen- und Pferde-Rennen beschrieben.

Man feiert den Göttern zu Ehren Ritterspiele, und die Geschichte der Griechen hebet uns die Namen der Sieger in den Olimpischen und Phytischen Spielen auf, die durch Ringen, Laufen und mit dem Cestus fechten, mit Pferde- und Wagen-Rennen Kronen und Ehrensäulen verdient. Diese Spiele waren auch gewisse bestimmte National-Feste, daran das ganze Volk Theil nahm, und Vergnügen fand.

Wenn der deutsche Adel zusammen kam, so wurde nächst Jagd und Tisch die Lanze, die Kolbe und

das Schwert ihr gewöhnlichster Zeitvertreib. Ich weiß wohl, daß die ganz Alten gern gespielt haben sollen. In dem neunten und zehnten Jahrhundert aber welches die Zeit ist, davon ich vor jetzo besonders rede, finde ich keine Ermahnung des Spiels in ihren Zusammenkünften. So roh waren noch die Sitten: Die Karten waren nicht erfunden: und es geben alle Nachrichten, daß Ambiorix und Arwvist kein Trisset gespielt, noch Piqueny gegeben haben. Das große Geheimniß des Persifflage war ihnen vielleicht auch nicht bekannt genug; daher sahen diese Gesellschaften der Krieger nicht so aus, wie unsere heutigen. Wenn die kleinen Fehden, die Unternehmungen auf der Landstraße, die Heerzüge unter dem Panier des Oberlehnsherrn dem Edelmann nichts zu thun gaben, so tummelte er sein Pferd, und übte sich selbst. Es ist begreiflich, daß es den Regenten und den höchsten Rechtsversammlungen in den Republiken nicht zuwider gewesen, wenn sich ihre Vasallen und Einwohner in dem übten, so sie im Kriege gegen die Feinde des Satans ins Werk stellen sollten.

Man findet in den Beschreibungen der Turniere das Bundwerk oder Rennen in den alten Bund; altdeutsch Gefecht in dem hohen Zeug das alt Krönlein-Gestech in dem alten Geschieht. Tarzen-Rennen, Wälsches-Rennen in dem Armen das Feld-Rennen in dem Stehl, im Bund, und Stehlinger, das Rennen mit dem Wulst, und die Tarzen fest angezogen. Das altdeutsch Scheiben-Rennen, des Gesteh im Panni, das Rennen in den Scheiben, das Schweif und das Pfannen-Rennen.

Es wird jetziger Zeit sehr schwer werden, sich

von allen diesen Gattungen des Rennens mit der Lanzen, einen deutlichen Begriff zu machen. Haben sich doch die Pickenstiche schon so unbekannt gemacht. Die besten Beschreibungen von Spielen handeln hierüber nicht verständlich genug. Ueberdem waren andere Uebungsarten, als Rennen, Springen, Laufen und Stangenwerfen, bei diesen Festen üblich. Man fochte zu Fuß; besonders da in näheren Zeiten die Ritter nicht selten von den Pferden gestiegen, und in Schlachten, Stürmen und Vertheidigungen der Wall-Lücken und Wehrbau mit der Lanze in der Faust zu Fuß gefochten haben. Wir finden aus diesem Grunde in den Zeiten da die Picke bekannt und geschätzt ward, und die Infanterie berühmt machte, die Fuß-Turniere über die Schranken. Alles besser zu verstehen, gewöhne man sich zu merken: Das Gefecht vieler heißt Turnier; das Gesellenstechen ist das, wo verschiedene einzelne gegen einander die Lanzen brechen; besonders aber de la table ronde, wenn die, so gestochen, von dem, der das Spiel anstellte, bewirthet wurden. Das Stechen in hohem Zeuge, Foute, ward nach den deutschen Turnieren gemeiniglich über einen Planken gehalten. Ein pas d'armes ist ein Gefecht, wo gewisse Ausforderer gegen alle, so ankamen, den Posten vertheidigen, welche sich hernach insgemein mit der Folia, oder dem gemeinschaftlichen Gefecht aller vertheilt gegen einander, endigte. Bei diesem war die Anzahl der Rennen und der Schwertstreiche bestimmt. Heinrich der zweite, hielt ein solches Ritterspiel, darinnen er verwundet ward. Sie waren eigentlich Scherz; aber man findet auch dergleichen, welche ernstlich, den Zweikämpfen ähnlich, vor gewissen Richtern geschahen, die über den Sieg urtheilten. Solche finden in den Tagen eines Stillstandes

zwischen zwo Armeen in dem Angesichte beider Lager vor. Das heißt jetzo faire le coup de pistolet. Die alten Italiener im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nannten es badaluchi.

Sie wurden ausgeschrieben, einheimische und auswärtige Ritter eingeladen; es wurde turniert, das heißt gefochten, Preise ausgetheilt, und getanzet. Aus dem Gefechte ward eine Kunst. Jede derselben wächst nach und nach. Kaster erfindet hölzerne Tafeln mit Buchstaben abzudrücken. Wie weit ist es von hier bis zu den Elzevers? In dem Kriegshandwerke könnte man die fortschreitenden Bemühungen gleichmäßig bemerken; man wird aber zuweilen bei aufmerksamen Betrachtungen Gelegenheit zu klagen finden, daß man hier ohne Plan gearbeitet; daß oft durch Zusätze dem Gebäude Ansehen, Schönheit, und Dauer benommen worden. Ein Fehler der Gesetzgebung und der ganzen Oekonomie der Regierungsgeschäfte.

Die größeren Rittergeschäfte an den Höfen der Fürsten erforderten verschiedene Anstalten. Sie wurden ausgeschrieben, sagten wir oben, das heißt es wurde durch einen Brief, der öffentlich bekannt gemacht worden, auswärtig angedeutet, daß dieser, oder jener Fürst an den benennten Tage und Orte ein Ritterspiel halten wollte. Die Hauptbedingungen wurden mit hinzugesetzt, und jeder Turniersfähige Edelmann erhielt die Freiheit hier hinzukommen, und an dem Gefechte sowohl, als an den Lustbarkeiten, Theil zu nehmen.

Der ausschreibende Fürst beschickte seinen Nach-

bar oder andere Fürsten, die diese Theile liebten, durch einen Ehrenhold, ließ ein Turnier-Schwert überliefern, und zugleich melden, daß er Willens sey, ein Turnier zu halten: da hieß es in der Einladung, es geschehe aus der Ursache, daß der Müßiggang sich nicht der jungen Leute bemeistere, der Adel zu dem Waffen gewöhnt, und ihm Gelegenheit gegeben würde, sich vor dem Frauenzimmer hervorzuthun.

Diese Einladungen waren häufig. Die Landtage, die bei der Lehnsregierung und ihrer Verwaltung unvermeidlich waren; die Krönungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Besuche der Fürsten, große Gesandschaften, Belehnungen hoher Vasallen, Bewehrtmachung eines Prinzen, die Concilia und Synoden der Geistlichen selbst, alles dieses gab dazu Gelegenheit. Der Eingeladene ermangelte selten, das Schwert und die Einladung anzunehmen, seine Ritterschaft aufzubiethen, und mit ihm selbst in den Turnier oder mit dem Marschall einzureiten, den er zu schicken beliebte. Es rechnete sich jeder, den der Fürst unter seine Ritter aufforderte, dieses für eine große Ehre.

Jedes Turnier geschahe im Grunde der alten Gewohnheit gemäß; aber es ward mit neuen Erfindungen geputzt und alles angewandt, es prächtig zu machen. Der Herold, welcher die Einladung überbracht hatte, überreichte den Eingeladenen zugleich das Verzeichniß von acht Personen, als vier Edlen und vier Rittern, die zu Turnier-Vögten ernennt worden, welche für alles, so dazu gehörte, für die Aufnahme der Fremden, für die Freiheit des Turniers und Aufrechthaltung der Gewohnheiten Sorge trugen. Kurz sie hatte unter dem Ansehen des aus-

schreibenden Herrn, welcher das Haupt von allen war, die Besorgung. Sie ernannten insgemein Grieswartel, das ist Aufseher, welche auf dem Turnierplatz selbst die Ordnung erhalten, die Streitigkeiten und ernstlichen Gefechte verhindern, und wenn Zwist entstanden, denselben abthun mußten. Sie verordneten die Knechte, welche die Turnierenden, wo sie gefallen, aufhoben, die zu hartstreitenden auseinander brachten, und die, so dazu verdammt waren auf die Schranken setzten. Die Turnier- Punkte enthielten oft eine Kleiderverordnung für die Manns- und Frauenpersonen, und setzten die Zahl der Knechte fest, welche die Turniersgenossen begleiteten. Wir können hier bei Gelegenheit merken, daß die Reiter stets Trabanten bei sich gehabt, und daß sie auch in Schlachten bei ihren Herren gewesen, auf den Dienst gewartet, und wieder auf die Pferde geholfen. Ich finde, daß die Trabanten in einer Schlacht vor ihre Pferde geholfen. Ich finde, daß die Trabanten in einer Schlacht vor ihre Herren geordnet worden, zu der Absicht, die Glieder der Reiter zu trennen; daß diese es aber für einen Schimpf gehalten, ihren einen Schritt entgegen zu gehen, sondern sie, ohne in der Ordnung zu brechen stehendes Fußes erwartet haben.

Die Turnier- Vögte bestimmten also die Gesetze für das gegenwärtige Spiel, und verordneten, wie es mit den Preißen gehalten werden, was die Fechtenden für Waffen führen, wie viel Lanzen man brechen, und wie viel Streiche man mit dem Schwerte führen mußte. Eben sie besichtigten das Gewehr der Turnierenden, oder schafften selbst eigenes in Vorrath dazu herbei. Zuweilen aber wurden auch Ritterspiele von Privatpersonen veranstaltet. Indessen

mußten diese allemal bei einem Landesherrn in Turnierfreiheit erhalten, oder sich dergleichen in einer freien Stadt ausbitten.

Da der Soldatenstand damals nicht, wie heute einen Edelmann auf immer beschäftigte, und ihn an einen Besatzungsort und zu dem oder jenem Dienste band; so suchten die Helden, mancher glaube ich, aus langer Weile nicht nur Kriege, sondern auch Turniere auf, wo sie sich hervorthun, Ehre, Belohnungen, Dienste suchten. Sie errichteten Brüderschaften, verpflichteten sich zur Vertheidigung der Unschuld, und fochten in gerichtlichen Kämpfen für das Frauenzimmer und für Geistliche, ihre Ehre, Gut und Leben zu vertheidigen. Ich sehe hierin nichts Lächerliches. Daß sie schlechte Homern gehabt, so sie ungeschickt besungen, ist nicht meine Schuld. Wenn diese Tapferkeit zuweilen in eine übertriebene Händelsucht ausgeartet: wenn der stärkere und geschicktere Reiter dem zum Gefechte nicht geschickten, dem ungeübten nicht selten übermüthig begegnet, und in Gerichten Unrecht Recht machte, und die Faust und Kolben Recht machte; wenn die Sucht der Zweikämpfe, auch von daher stammen sollten, so würde alles dieses den Turnierenden keinen Schimpf bringen. Die Zweikämpfe vor und außer Gerichten haben mit den Turnieren aber keine Aehnlichkeit und Verbindung. Sie stammen aus einer üblen Gesetzgebung, und der geringen Gewalt der obern Fürsten, nebst allen ihrem Unheil her.

Leichtsinn Friedrich Wilhelms in Weimar.

Dieser berühmte Fürst, der sonst unter dem Namen des Kur-Administrators in den sächsischen Geschichten vorzüglich bekannt ist, trat 1586 seine Regierung in den blühenden Jahren an, wo die Leidenschaften ihre größte Stärke und Gewalt äußern, und der Ueberlegung gar selten Platz lassen. Er hatte großen Verstand und das beste Herz, aber ein so leichtsinniges Gemüth, daß er sich aus seinen Einkünften so wenig als aus seinen Schulden etwas machte; einen prächtigeren Hof hielt, als sein Vermögen gestattete, nie für den andern Morgen sorgte, und nur auf den sinnlichen Genuß seiner Hoheit dachte. Er war der redlichste und ehrlichste, und dabei leutseligste und gnädigste Herr, aber der nachlässigste Haushalter über seine fürstlichen Einkünfte. Diese reichten kaum zum nöthigen Aufwande: er war aber zu großmuthig, als daß er die überflüssigen Diener und Rittmeister, so sein Vater bei seinen französischen Feldzügen gebraucht hatte, verstoßen sollte, ob ihm gleich das Geld dazu fehlte, er sie auch sonst nicht zu brauchen wußte, das litt sein Herz und die Ehre seines Hauses nicht. Allein sein und seines Bruders Einkommen ging darüber zu Grunde; das Borgen und Verborgen war sein tägliches Geschäft. Er betrog niemanden, wurde aber wacker betrogen. Nahm er die erborgten Gelder, die sich manches Jahr auf 83000 Gulden beliefen, zu sich, so fanden sich gleich Leute, die ihn überliefen, und um ein Darlehn an-

sprachen: er konnte es ihnen nicht abschlagen, bekam gemeiniglich nichts wieder, und mußte die Gelder schwer verzinsen. Es lief aber bei seiner natürlichen Neigung, jedermann zu dienen, und gefällig zu seyn, auch sehr viel Eitelkeit mit unter, indem er zuweilen Gelder erborgte, um sie dem Könige in Frankreich und seinem Herrn Vetter zu Koburg wieder leihen zu können: er dachte sich dadurch ein Ansehen zu machen, und setzte dabei seinen Credit und guten Namen aufs Spiel. Sein uneigennütziges Wesen zeigte sich hernach am besten bei der Verwaltung des Churfürstenthums, und machte ihm viel Ehre; er nahm sie aber besser, als die Regierung seines Landess in Acht, borgte auch aus der Churfürstlichen Rentkammer, in den zehn Jahren seiner Administration, nach und nach mehr nicht als 10000 fl. Die Vermahnungen seiner Räthe, und die Klagen seiner fürstlichen Kammer über den Unrath seiner Mahler und Drechsler, hörte er jederzeit gnädig an, läugnete auch nicht, daß es in vielen anders seyn könnte; er dachte aber an keine Aenderung, ohnerachtet er sie versprach. Er wußte, daß diese Sprache schon an dem Hofe seines Vaters und Großvaters Mode gewesen, und daß derselbe doch bestanden: daher hoffte er, es auch wohl noch auszuhalten, ohne seinen Favorit-Meinungen wehe zu thun." Diese gingen nun sonderlich auf das Bauen, Jagen, Reisen, Gastieren Anschaffen kostbarer Pferde, Gemälde, Juwelen und anderer Dinge, woran gemeiniglich die Eitelkeit der Jugend ihre Lust findet, vornämlich aber aufs Spielen und Verschenken. Dabei verthat er mehr, als sein Land vermochte, und als ihm die Verwaltung einer gemeinschaftlichen Regierung erlaubte. Er hatte aber von seiner Fähigkeit,

das Geld wohl anzuwenden, und von der Gefälligkeit seines Bruders, eine so gute Meinung, daß er sich um seine Genehmigung wenig bekümmerte.

Darüber kam es nun zum Borgen, und seine Rentkammer von einem Unrath in den andern. Der Herzog bekümmerte sich nicht darum, wo das Geld herkam, sondern nur, wohin es zu verwenden. Er hatte so viel zu bestreiten, daß er dasselbe niemals genug hatte. Sein Fehler war, daß er bei seinen Ausgaben nicht auf die Verhältnisse seiner ordentlichen Einnahmen sah, seine Räthe aber versahen es ihrer Seits darin, daß sie den Rechnungsbeamten nicht fleißig nachsahen, die Unter- und Hofrechnungen zusammenkommenden ließen, ihre Abhörung und Berichtigung von einem Jahre zum andern versparten, und hernach nicht mehr wußten, wo sie zu Haus waren, und wo sie anfangen sollten. Der Herr und Diener war also in gleicher Schuld bei diesem üblen Haushalt. Dieses Uebel stieg 1590 aufs höchste, und wurde so arg daß keine Palliativ-Kur mehr anschlagen wollte. Der Schade, worin der Herzog in den drei Jahren seiner Regierung gerathen, belief sich über drei Tonnen Goldes; dabei war er eben so gleichgültig, als wenn er eine Parthie im Spiele verlor. Den letzten Sommer mußte er noch zu allem Einkommen, Land- und Tranksteuer, über 80000 fl. borgen. Zum Unglück konnte man voraussehen, daß es nach Michaelis nicht besser und gewiß das Aufnehmen noch größer, der Credit aber kleiner werden werde.

Seinen Räthen, und sonderlich dem Kanzler Gerstenberg, war dabei nicht wohl zu Muthe. Ihnen

wurde allmählig bange, sie möchten von seinem Bruder, Hrn. Johannsen, darüber zur Rechenschaft gezogen werden, da er das zwanzigste Jahr erreicht und also nach den 1587 gemachten Vergleiche, der Schuld halber auf eine Sonderung dringen konnte. Sie hatten es auch wirklich Ursache. Ihre Saumseligkeit bei Abhörung und Durchsehung der Rechnungen war wenigstens Schuld daran, daß sich der herrschaftliche Unrath in einem fort gehäuft, ohne daß sie und der Herzog eigentlich wissen konnten wo er stecke, wie weit er gekommen, und wie fern er noch zu hemmen sey. Sie konnten ihre Vernachlässigung und Verzögerung dieser wichtigen Aufsicht, von der allem Ansehen nach die Verwirrung des Weimarischen Hofes ihren Ursprung und Fortgang genommen, selbst in ihrem Berichte an H. Friedrich Wilhelm (vom 20. Jan. 1590) nicht bergen, als er ihnen das Rechnungswerk wieder vor die Hand zu nehmen befahl. Sie entschuldigten sich damit, daß die Amtsrechnungen von vielen Jahren zusammengespart worden, und sie nicht stetig darüber bleiben könnten, weil sie alle vorfallende Kanzlei-, Kammer- und andere Sachen, auch Vorbescheide berichten müßten. Sie zeigten zugleich dem Herzoge nunmehr erst an, daß zu Abhörung der Amtsrechnungen jährlich eine gewisse Zeit genommen werden müßte, wo die Mängel derselben gerechtfertigt, und alles was zur Haushaltung in den Aemtern dienlich, angeschafft werden könnte. Sie versprachen auch, mit diesen Rechnungen von Tag zu Tag fortzufahren und hielten für sehr dienlich, wenn der Herzog alle Sonnabend Nachmittag die übrigen Hofrechnungen durchsehen wollte.

Der Rath war wohl gut, er würde aber noch

besser gewesen seyn, wenn er eher gekommen wäre; nunmehr war es zu spät. Sie konnten daher leicht erachten, daß man die Schuld nicht auf den Herzog sondern auf seine Räthe und Diener schieben, und sagen werde: die Räthe hätten es besser verstehen, und diese Dinge verhüten sollen, sie hätten aber ihren Herrn nicht daran erinnert. Er hätte fleißig gearbeitet und täglich Audienz gegeben: die Räthe aber wären so untreu gewesen, und der Herzog als ein junger Herr, der sich auf seine Räthe verlassen, und ihnen getrauet, wäre nicht zeitig genug von ihnen gewarnt worden. Unterdessen hätten sie ihrer selbst wenig vergessen, sich bereichert, und was dergleichen Reden mehr seyn konnten, vor denen sie sich sonderlich auf dem Landtage fürchteten.

Deßwegen stellten sie dem Herzog in ihrem Bericht (vom 20. Jan. 1590) vor, daß allein bis auf Crucis fast 40000 fl. mehr auszugeben, als einzunehmen, und daher eine nützliche Reformation höchst nöthig sey, wenn er nicht in fernere Schulden gerathen wollte. Und obwohl durch fleißiges Aufsehen in Küch und Keller wohl etwas erspart werden möchte; so sey doch an demselben nicht allein gelegen, sondern es müßten alle Kapitel in den Renterei- und Kammerschreibens- Rechnungen betrachtet, auch der Herzog sich selbst An- und Abschaffen der Diener, Besoldungen, Bauen, Verleihen, Begnadigungen, Goldschmieden, Krämern, Gastereien, Pferden, und allen andern Ausgaben, wie die Namen also mäßigen und einziehen, damit das Einkommen zureiche, und durch das viele Aufnehmen des Geldes er und sein Land und Leute nicht mehr vertieft, sondern

vielmehr von Jahren zu Jahren etwas abgelegt werde.

Weil aber diese Vorstellung ihre Wirkung nicht that, und gleichwohl der Kanzler Gerstenberg nebst Dietrichen Vitzthum von Eckstedt und Schweipolden von Brandenstein, besonders daran gelegen war, daß sie dereinst bei künftigen Verantwortungen schriftliche Beweise ihres Eifers und ernstlichen Ermahnens zu ihrer Entschuldigung vorlegen könnten: so setzte er (den 22. Mai 1590) eine nachdrückliche Warnung an den Herzog auf, und ermahnte ihn nochmals als ein weltlicher Hofprediger, solchem Unheil Einhalt zu thun, und den Zustand seines Landes zu beherzigen.

Ursprung der Schauspiele in Deutschland.

Man weiß, daß in Griechenland die Bachanalien oder die Weinlesefeste, die dem Bachus zu Ehren gefeiert wurden, den ersten Anlaß zur Erfindung dramatischer Spiele gegeben. Die schwärmenden Lustbarkeiten dieser Herbstfreude brachten die muntersten Köpfe auf die Gedanken, ihren versammelten Dorfnachbarn ein Vergnügen zu machen, und sie theils mit Liedern, theils mit Erzählungen kleiner Fabeln zu belustigen. Ein Thespis that sich unter diesen ersten und rohen Schauspielern hervor, machte seinen mit Brettern belegten Wagen zur Bühne, überstrich seinen Gehülfen das Gesicht mit den Weinhefen, um

sie unkentlich zu machen, u. d. m. wie Aristoteles und Horaz uns lehren. Dieß war die schwache Grundlegung derjenigen erhabenen Bühne, die nachmals einen Aeschines, Sophokles und Euripides, einen Philemon und Menander hervorgebracht hat.

Fast gleichen Ursprung haben die Schauspiele in Deutschland auch gehabt. Um die Fastnachtzeit wenn es erlaubt war, sich mit allerlei Lustbarkeiten, Tänzen und Mummereien zu vergnügen, zogen zuweilen verkleidete Personen aus einem Hause ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Lust zu machen. Eine lustige Gesellschaft dieser Art kam auf den Einfall, in dieser Verkleidung etwas vorzustellen, und einer dieser Kleidung gemäße Rede zu halten. Dieser Versuch gelang ihr. Man lobte die unbekannten Schauspieler, man bewirthete sie wohl, oder beschenkte sie gar, dieser Beifall munterte sie zu mehrerem auf. Ihre Bande verstärkte sich; ihre Fabeln nnd Gespräche wurden länger. Endlich wurden ordentliche Nachahmungen menschlicher Handlungen daraus, die theils satyrisch, theils aber auch schlüpfrig wurden, und den guten Sitten eben keinen Vortheil brachten. Denn es ist nicht zu läugnen, daß zuweilen auch eine fescennina licentia wie bei den alten Römern mit untergelaufen.

Nachdem solche Spiele nun vielleicht hundert und mehrere Jahre im Schwunge gegangen seyn mochten, fand sich unser Schnepperer, oder Rosenblut, als ein deutscher Thespis, was andern vielleicht von ihm aus dem Stegreife gespielt haben mochten, das hub er an, in ordentlich ausgearbeitete Gedichte zu bringen. Es wurden gleichsam Fa-

bulae Atellanae auf nürnbergischen Fuß. Denn man muß wissen, daß Nürnberg damals gleichsam der Mittelpunkt, wie des deutschen Handels, also auch des Ueberflusses, Geschmackes und Witzes gewesen. Ehe Amsterdam empor kam, und ehe Hamburg sein Haupt erhoben hatte, war es gleichsam das deutsche Venedig. Kein Wunder, daß auch Reichthümer und eine gewisse Ueppigkeit der Sitten, die allemal die Mütter der schönen Künste werden, Gefährten dieses Wohlstandes waren. Wenigstens ist es gewiß, daß die Schule der Meistersinger, die Malerkünste, die Kupferstecherkunst, und so viel andere nürnbergische Kunstarbeiten, die Früchte dieses vormaligen, jetzt aber sehr in Abnahme gerathenen Wohlstandes dieser Republik geworden.

Nun ist es Zeit, den Lesern den deutschen Thespis bekannt zu machen. Sein erstes Fastnachtspiel hat weiter keine Ueberschrift als:

Ein vaßnacht-Spil.

Der Vorredner tritt auf, und bereitet die Zuschauer durch folgende Anrede zur Aufmerksamkeit.

Nu höret vnd sweigt vnd habt ewer vroh ꝛc.
Vnd horet newe mere zu
Vnser Herr Bischoff von Bamberg
Der hat angefangen ein newes Wergk
Als man euch hier nach sagt
Im haben vil erber frawen geklagt.
Ir man tragen ir petfutter awß
Vnd lassen sie mangeln daheym im Hauß
Dasselb sol er untersten

Das sie sein fürbaß abgen
Dorum seyn wir kummen her
Vnd wollen fragen sollich eebrecher
Was sie mit einem sollichen meyn
In der allten ee muß man sie versfein
Doch sullen wir fragen wes die schulde sey
Oder wes man die lieben frawen zeyh.

Man ersieht hieraus die Erfindung des ganzen Spieles. Die Absicht des Dichters ist, ein moralisch satirisches Stück, wider die Untreue der Ehemänner, theils wider die Fehler der Frauen die daran Schuld haben, zu machen. Er dichtet, um seine Fabel wahrscheinlich zu machen: Der Bischoff von Bamberg, unter dessen Kirchensprengel Nürnberg damals stand, habe so viel Klagen ehrbarer Frauen vernommen, daß er dem Official eine Untersuchung deßwegen anbefohlen. Dieser erscheint also zuerst, vermuthlich in der Kleidung eines Geistlichen, wie sie damals gingen, und spricht:

Der Official.

Ihr Herren wen man hie wird nennen
Der tritt herfür und lasse sich kennen,
Vnd thu sein antwurtt auf die clag
So horet man auf ewer beyder sag
An wen man das vnrecht wirt versten
Der muß sein fürpaß abgen
Vnd wenn wir eins mer auf ein valben pferd finden
So wollten wir ein dem hohen pan verkünden.

Herrman Sunnenglanz
Dietrich Seydenschwanz

Eberhart Blumenthal
Verantwurt euch vor dem Official.

Da sehen wir nun die Vorladung zum Gerichte, und die Namen der Beklagten. Diese nebst ihren Frauen, als Klägerinnen, machen denn die Personen dieses Spieles aus: außer daß der Herold den Beschluß machet. Ich vermuthe daher, daß auch über dem Vorredner der Namen des Herold hätte stehen sollen. Und also hat das ganze Stück acht Personen.

Doch wir wollen zur Probe noch die Verantwortung des ersten Beklagten, und die Gegenrede seiner Hausfrau hören.

Herman Sonnenglanz.

Her der Official merkt mein Antwort eben
Man hat mir ein junges eeweip geben
Die ist erst recht in iren wachsen
So vorcht ich, ich ware zu ungelaschen
Vnd tet schaden an dem jungen Weib
Vnd peit, biß sie baß gewuchs am Leib
Darumb hab ich sie gespart
Wann da sie mir am ersten gegeben war
Da rawnt mir ir muter zu den Orn ein
Ich solt an ir bescheiden sein
Vnd solten vns beiden der weil nemen,
Biß daß wir baß zu vnsern Tagen kämen.
Darum bin ich offt naschen ausgangen
Da man mich oft über die Achsel hat empfangen
Da hett man mich lieb dieweil ich gab
Da ich nymmer hett, da war ich schabab.

Die Jungfrau.

Liber Her nu horet mich junge frawen
Ich will euch nicht in den oren krawen
Vnd wil euch die rechten warheit sagen
Ich bin gar wol kumen zu meinen Tagen.
Ich hab im es nie gemacht weh
Die Hawt ist jung sie ist aber zeh
Einer der obern rein ist gefaren
Der vbel durst und wasser will sparen
Ist der nicht ein rechter gauch
Also tut mein man auch
Meini muter hat mein nie besorgt
Mich rewet das ich im so lang hab geporgt
Das ich mi es eh nicht hab geoffenbart
Mein antwurt habt ir wol gehort.

Hierauf folget nun der zweite Beklagte; dem gleichfalls die Frau antwortet; darauf Eberhart Blumenthal, dem der Official zuerst, hernach die Frau antwortet: worauf man noch ein paar mal erwiedert, und Antwort bekömmt. Endlich spricht der Official das Urtheil, und der Herold beschließt folgendergestalt:

Der Herold.

Her der Wirt nu gebt uns eine gute nacht,
Ob wir es zu grob hetten gemacht
So solt ir es für einen Schimpff versten
Wenn alle die heint zu euch gen
Die wollen mit euch schimpffen und lachen
Die Vaßnacht kann manchen Narren machen
Das er im torrechter weise vmbget

Wann ir das selber wol verstet
Das man zu vaßnacht frohlicher ist
Dann am karfreytag so man den passion list.
Wer dieß nicht glaubt von mannen und weiben
Den wollen wir in vnser Narren-Buch schreiben.

Aus dieser Schlußrede sieht man wohl, daß mit diesen Fastnachtspielen auf eine gute Bewirthung von Seiten der spielenden Personen abgezielt gewesen. Der Schimpf davon sie redet, heißt nach jetziger Sprache ein Scherz: und die Spieler wollen damit ihre Grobheit, die sie selbst nicht läugnen können, entschuldigen. Denn in der That sind die übrigen Auftritte noch ungesitteter, als der erste: obgleich alle Zoten in Gleichnißreden verkleidet sind. Kurz, es ist eine fescennia licentia; oder es sind Satyri protervi, die Horaz seinen römischen Schauspielern alter Zeiten auch vorrücket.

Auf eben den Schlag sind die fünf folgenden Fastnachtspiele eingerichtet. Das fünfte handelt

Von den Syben Meistern.

Ein Herold hebt wiederum an, und erklärt seinen Inhalt folgendergestalt:

Nun höret ihr fremden vnd ir kunden,
Hie wirt groß kunst vnd weißheit funden,
Bey syben weisen meistern gra,
Briscianus mit grammatica
Die lert lateinisch lesen und sprechen,
Die Silben spalten, piegen und brechen.
Hie vindt man Loyca mit ir list

Die lert was falsch und vnrecht ist.
Sie brumpt, sie sticht, sie gengt, sie trent
Die lug sie bey der Wahrheit kent
Ihr meister heist Aristotiles
Die Geometria leert Euclites
Die misset hoch, tief, eng und weyt
Kurtz, langk, smal, preit, die kunst das geit
Tullius lert Rhetorica
Hübschlich reden nein und ja
Vnd mit geblumen worten dictiren
Vnd sach vor sach specificiren
Bohetius lert die musica
Wie vt re mi fa sol vnd la
So suß her klingt auf seyten spilen
Mit vingern vnd mit wedekilen
Pitagoras lert practiciren
Vnd kan auch wol auszziferiren
Wie sich jeder numerus gemert
Die Arithmetica das lert.
Astronomia geit zu versten
Wie sunne, mond vnd sterren vmbgen
Vnd wie sie all frucht wurken hie vnten
Da hat nein her künig Tholomeus gefunden
Ob jemant die kunst hie lernen wolt
In kurzer, weil vnd vmb cleinen solt
Der sull es den meistern offenbaren
Vnd sulle in das mit wortten ercleren
Wie er heiß und wer er sey
Der lernen wolle der trete herbey.

Mich dünkt, hieraus sieht man, daß unser Rosenblut nicht ungelehrt gewesen. Der einzige grobe Fehler den er begeht ist, daß er den Sternkündiger Ptolomäus für einen von den ägyptischen Königen

dieses Namens gehalten hat. Den ersten Auftritt hat der Jünglink der von den sieben Meistern lernen will,

Ob man mit diesen Künsten allen
Den frawen mag gedinen vnd wol gefallen?

Hierauf antworten die Meister nach der Ordnung, so daß jeder seine Kunst anpreist. Der Jüngling bedanket sich darauf: und die Frauen, welche bemerket, daß er ihnen zu Liebe all Künste habe lernen wollen, beschenken ihn dafür mit einer Verehrung. Er danket auch ihnen dafür, und verspricht sie allezeit zu rühmen, und in ihrem Dienste zu ersterben, worauf der Herold beschließt: daß man die Fastnacht mit Freuden und nicht mit Trauern feiern soll:

Darum solt ir fröhlich leben,
Der Babst hat vns den gewalt geben,
Wann wir die vaßnacht nicht fröhlich funden
Den wolt wir bis Suntag in den pan lassen
verkunden.

Mich dünket der Schwung in diesem Spiele, ist zu der Absicht einer erlaubten Lustbarkeit, nicht unrecht genommen. Aber nun folgt ein ernsthafteres Stück, das in die Staatskunst einschlägt: Es heißt.

III. Des Türken Vaßnachtspil.

Der Vorredner sagt: Der Großtürk, der Griechenland gewonnen hätte (hier sieht man den

Zeitpunkt des Dichters in der Hälfte des XV. Jahrhunderts bestätiget) der sey nach Deutschland gekommen, und habe seinen weisen Rath mitgebracht, alle Klagen unter den Christen zu schlichten. Der Bauer und der Kaufmann könnten nirgend Frieden haben, und müßten bei Tag und Nacht zu Wasser und zu Lande Gewalt und Unrecht leiden. Dieß zielet auf die häßlichen Räubereien und Befehdungen vor dem gestifteten Landfrieden: wie auch der Ritter von Schwarzenberg deßwegen sehr geklaget: Das wäre nun dem Adel eine große Schande, daß sie solches nicht wenden könnten:

Man solt die straßenrauber pfenden,
Vnd an die pawm mit stricken binden,
So ließen sie auf der Straßen ihr schinden
Man vecht ein wildes tyer in dem Walde
Man ving einen rauber gleich so palde
Wenn man ernstlichen nach im stelt
Die sach dem Türken gar vbel gefält
Vnd vermeynt, er wolle das alles abtun
Vnd wil machen guten friden vnd sun
In allen landen ferr vnd weyt.

Wer sich also an ihn ergeben wolle, den wolle er bei seiner Nahrung lassen, und auf allen Straßen Frieden machen. Darum solle ein jeder, der sich an ihn verherren d. i. unterwerfen wolle, herzu treten und aus seinem Freibriefe ablesen hören wie er künftig sein Wesen treiben solle.

Hierauf meldet sich ein **Nürnberger**, der den Türken so anredet:

Hor du großer Turk vnd merke mich eben,
Wie tarst du den Tag ymmer geleben
Das du so weyt bist herkummen
Vnd mynst zu teuschen hie die frumen ꝛc.

Der Türk antwortet:

Vnser Her der Turk ist reich vnd mechtig
Vnd ist geni seinem got gar andechtig
Das er im also bey bestet
Das im alle seine sach glücklich get
Was er noch ye hat angefangen
Das ist im alles nach seinem Willen ergangen.

Das Kryserthum zu Trebesund
Das nie kein man bezwingen kund
Vnd das Kunigreich zu Barbarey
Die zwey gehörn an die Turkey ꝛc.

Der Nürnberger versetzet.

Hore du großer Turk aus der Turkey ꝛc.

Es würde doch vergeblich seyn was er in Deutschland suche. Er solle also seinen Kram immer einpacken.

Es solle kein Heide in Christenlanden einnisten oder Junge ausbruten.

Davor sol vns vnser got behüten,
Wann unser got hat deinen got, von oben herabgestoßen, ꝛc

Hierauf redet der Türk seinen Kaiser an, und

räth ihm es nicht übel zu nehmen, sondern großmüthig zu verschmerzen!

Allergnedigster Her last euch nicht entrüsten &c.

Denn sie hätten ein sicher Geleit; und die Christen hätten auch einen starken Gott, den man nicht überwinden könnte, so lange sie nicht sein Geboth brächen.

Der Kaiser versetzet:

Wie großmechtig Turk von hoher Gepurt,
Es hat kein Vbel vnser Hertz noch nie angerurt
Wie sein nicht herkummen das wir wollen kriegen
Aber doch wollen wir vnser Heil versuchen
Wir haben gelesen in den Buchen
Wenn der reich den armen beugt,
Und wenn der weise dem Narren sein gut abtreugt
Und der voll den hungrigen nicht will speisen
Vnd wenn die gelerten vnd schrifft weisen
Den leyen bose ebenpild vortragen
Vnd wenn der vater ober das kind wirt clagen
Vnd wenn der her nicht befridt seinen Bawersmann
So hebt sich dann der Christen Unglück an.
N. B. Die stuck horen wir alle in irem lande clagen &c.

Hierauf fährt er fort die Laster der Christen zu erzählen, deren neune sind: Hochfart, wucher, eeprechen, meyneid, Abfall vom Glauben, Hellkuchen vnd Handsalben vor Gericht, Symoney, new zoll, und das ver-

schmehn der nyden. Das alles, saget der Großtürk mißfalle Gott, und das wolle er abstellen. Hierauf erscheint des Babsts Bote der saget: er sey vom Babst von Rom gesandt, ihm dem Großtürken allerlei Grobheiten und Schimpfreden zu sagen, z. B. daß er lauter Eselfeigen essen solle; und Eyer so die Bauren gelegt haben;

Vnd ein Brunnen trinken der auf der vihwiesen stat,
Der unter einem kuzagel herfür gat. rc.

Man kann leicht denken, was der Türke ihm darauf zur Antwort gibt. Er rücket der Christenheit alle Laster vor; z. B.

Vnd habt pfaffen die hohe Roß reyten
Die man selten vmb den glauben sieht streiten
Vnd bös gerichte vnd vngetrew herrn rc.

Darauf erscheint des Kaysers Bote. Der saget selbst:

Ich bin ein Bote von romischen Keyser
Zu dir du vnglaubig weit reyser rc.

Er bedrohet ihn mit Krieg, Gefangenschaft und Strafe. Auch hier fallen die Complimente sehr handgreiflich, und aus einem niedrigen Fache. z. B.

Dein part wirt dir mit sicheln abgeschorn
Vnd wirdet dir dein antlitz mit essig gewaschen
Vnd darein sçen saltz kalk vnd aschen.
Das loch dir dein got nicht mag verstopffen

Dein haubt muß dir vber ein swerts clingen
abhupffen
West ich, wolt es sich nicht zu sere einreißen
Ich schlug dir selber du mochst dich besch——

So fein bildet uns der Dichter die damaligen Sitten der Christen von vornehmsten Stande ab. Der Türk dagegen ist nicht viel feiner und billiger: sondern wie man in den Wald geruffen, so schallet es wieder heraus. Er betheuert aber hoch, daß er mit den Seinen gewiß nicht fliehen wolle.

Der Bote vom Rein folget nun, und saget

Ich bin ein Bote dort her vom Rein
Da die kurfürsten alle bey einander seyn.

Er sey gesandt ihm zu sagen, sie wollten es nicht leiden, daß der Türk Constantinopel eingenommen und manchen Unschuldigen ertödtet habe. Hier sieht man noch genauer den Zeitpunkt des Dichters. Er bringet ihm aber ebenfalls Briefe, wie die obigen Bothen, dergleichen abgaben.

Der Türk läßt seinen Fürsten wieder sagen: alle Heyden wären ihnen gehässig, weil ihre Küchen viel zu feist standen; (Ein alter Fehler seit 300 Jahren) darüber der Arbeiter sehr schwitzen, und seine Hände im Kothe umwälzen müßte, bevor ihre Küchen geschmolzen würden rc.

Nun folget der Bürgermeister von Nürnberg der einen artigen Sermon hält:

Allerhöchster Rex alleroberster Imperator
Aller Türck n trina Heyden gubernator
Der allernechst nach deinem got machmet,

Nach andern solchen Schmeicheleien meldet er ihm: daß der Herrn Nürnberger sichern Geleit morgen des Tages ein Ende habe. Er solle sich also darnach achten, und vor vesperzeit die Stadt räumen. Der Kaiser läßt sich das gesagt seyn, und zieht gelindere Saiten auf. Er spricht:

Wir nehmen Sueßholtz in den Mund
Wann schleg vnd stich sein vns vngesunt ꝛc.

Er danket für das recht gehaltene Geleit und verspricht ihnen, wenn sie nach der Türkei kämen wiederum alle Sicherheit.

Vnd wo ir inndert kumpt in vnnser gepiet
So muß euch alle heydnische dynt
Große ere vnd würde erzeigen.
Vnser Hertz soll sich nymmer von euch neigen
Dan wollen wir euch halten, wie Türkische Heyden
Nu wolauff und lasset vnns von hynnen scheyden.

Hierauf machet der Herold den Schluß, mit einer Anrede, an den Wirth, in dessen Hause die Vorstellung geschehen.

Here der wirt ir solt vns vrlaub geben ꝛc. mit allerlei spaßhaften satyrischen Ermahnungen z. B.

Vnd wolt ir sein ein geistlich man
So plickt die schonen frewlein nicht viel an ꝛc.

Dabei auch wohl noch etliche Zoten mit unterlaufen. Aus dem allen aber sieht man die moralische Absicht des Verfassers, die bösen Sitten seiner Zeit, auf eine satyrische Art zu bestrafen: welches allerdings der rechte Zweck der Beispiele seyn soll.

Das vierte Fastnachtspiel handelt von dem Pawern vnd dem Bock. Das fünfte zeiget, wie drey in ein Hawß entrunnen. Das sechste handelt von zweyen eeleuten. Jedes hat an seinen eigenem Ort, in der Erfindung und Ausführung viel gutes und viel schlechtes, was man leicht denken kann. Allein zu meiner Absicht ist es schon an den bisherigen dreien genug. Bei einer andern Gelegenheit kann auch davon ein Auszug gegeben, oder sie können auch vielleicht alle sechs ganz abgedruckt werden. Haben die Franzosen ihre geistlichen Passionsspiele, die sie Mystères nennen, und die noch viel einfältiger klingen, ob sie gleich aus eben dem Jahrhunderte sind, nach der Länge drucken lassen: so dürfen wir uns nicht schämen, die ersten Versuche unserer dramatischen Gedichte sehen zu lassen; dagegen weder sie noch die Italiener, noch die Spanier oder Engländer etwas gleich altes aufzuweisen haben. Und doch ist dieser Rosenblut gewiß nicht der erste, der solche Schauspiele verfertiget hat. Er sagt nirgends, daß er der Erfinder dieser Art von Gedichten sey, sondern setzet sie als eine bekannte und gewöhnliche Fastnachtslust für bekannt voraus. Wer weiß nun, wie alt dieselbe schon zu Nürnberg, oder in andern Städten gewesen seyn mag. Die Zeit hat uns nur diese eine Probe des damaligen komischen Witzes aufbehalten: und so zureichend dieselbe ist, den Vorzug der Deutschen, vor allen ihren Nachbarn

in diesem Stücke zu zeigen; so vergnügt bin ich, daß mir dieser Beweis davon glücklicher Weise in die Hände gefallen ist.

So wie nun dieser Dichter selbst ein Erfinder von Schauspielen gewesen: so hat es auch um eben die Zeit oder doch bald hernach an Kennern und Nachahmern der Alten nicht gefehlet. Auch in dieser Art haben die Ausländer in ihren Sprachen nichts von gleichem Alter aufzuweisen. Wir aber haben nicht nur geschriebene Stücke von dieser Art, sondern auch gedruckt aus eben diesem frühen Jahrhunderte, wie hernach erhellen wird. Ehe noch ein Terenz im Drucke erschienen, hat man ihn in Teutschland gekannt, für schön befunden, und entweder übersetzet oder nachgeahmet.

Mancherlei Kirchen-Feierlichkeiten und Volks-Gebräuche im XIV. Jahrhundert.

„Am heiligen Christtage, zur Vesper — sagt M. Enoch Wiedemann; in seiner Chronik der Stadt Hof, die daselbst im Manuscript liegt; — da man nach alter Gewohnheit das Kindlein Jesus wiegte, wie man's nennte, schlug der Organist das: Resonet in laudibus: In dulci Jubilo: Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wieg'n das Kindlein ein ꝛc., welches der Chor sang, und schickten sich solche Gesänge, wegen ihrer Proportion fast gar zum Tanze; da pflegten denn die Knaben und Mägdlein in der Kirche auf-

zuziehen, und um den Altar zu tragen; welches auch wohl alte Lappen thäten, sich der fröhlichen freudenreichen Geburt Christi äußerlicher Weise dadurch zu erfreuen und derselben sich zu erinnern, welches man damals den Pommwitzel-Tanz zu nennen pflegte."

„Damit ich auch der gottlosen Welt größtes und höchstes Fest nicht übergehe, nämlich die Fastnacht, so wurde dasselbe begangen mit Stechen, Rennen, und Lanzenbrechen, mit Musik unter vielerlei Verkleidungen, mit Mummereien, und Panketen, böse Buben führten einen Pflug herum, spannten die Mägdlein darein, die sich nicht mit Gelde ablöseten, andere folgten ihnen nach, streueten Häckerling und Sägspäne. Oftmals hängen ihrer zwei einen Häring an eine große dicke Stange, und trugen sie auf der Achsel in der Stadt herum, weil die strengen Fasten alsobald auf den guten Muth folgten. Es war in Summa die Fastnacht gar ein glücklicher Tag, daß wenn die Narren des Morgens blühten, sie diesen Tag noch reif wurden und so häufig abfielen, daß auf jeder Gasse Vorrath davon zu finden war. Auf den Abend schlemmte und zechte Jedermann, und da das, was übrig blieb, am folgenden Tage nicht gegessen werden durfte, so wurde es verschenkt, Gottes Gabe in den Fluß geschüttet dem Viehe verfüttert, und verdarb."

Des lauten Unwesens und der vielerlei an demselben getriebenen Possen wegen, wurde dieser tolle Tag das Narrenfest genannt, und Sebastian Brand sagt, in seinem Narrenschiffe:

Die Narren haben die Fastnacht erdacht,
Dadurch sie haben getrieb'n ihre Pracht,
Ist mancher zum armen Manne gemacht.

Den Freuden dieses Tages entzog sich keiner, was Standes und Würden er auch war. „Alle wollen an diesem Tage Narren heißen, und Jeder trug seine Schelle. In öffentlichen Schriften und Dokumenten wurde, ganz ernsthaft, dieser Tag der Narren Kirchweihe genannt.

Auf dem Lande hielt man sich an's Zechen, an die Würste und Schinken, zog mit Musik umher, kitzelte die Zuschauer mit Fastnachtsruthen derb ab, pflanzte Tannenbäume vor die Häuser, und sang dazu:

Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
Habt ihr nicht Eier, so gebt eine Wurst!

In den Städten wurden Bretzeln verschenkt und eine, an manchen Orten in Thüringen noch gebräuchliche Art von Backwerk, Hornaffen genannt. Laien, Nonnen und Pfaffen schwärmten vermummt an den Straßen umher, trieben mächtiges Unwesen, und die Moralisten schrien: „Die Welt ist voll Narren." Auf den Straßen wurde gejubelt, in den Häusern geschmauset, gezecht und gesungen, beym Becherklange ertönte das gefällige Liedlein.

Edit Nonna, edit Clerus;
Ad edendum nemo serus
Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cum ancilla,
Bibit abbas, cum Priore;
Bibit coguns cum factore,
Et pro Rege, et pro Papa
Bibunt vinum sine aqua;

Et pro Papa et pro Rege
Bibunt omnes sine lege;
Bibunt primum et secundo
Donec nihil sit in fundo!

Teutsch.

Nonnen schmausen, Pfaffen zechen,
Trefflich soll es allen schmecken!
Jene trinken, diese trinken,
Mit den Mägden zechen Knechte,
Aebte bechern mit Prioren,
Köche und Verwalter schlucken,
Becher leert man für den König,
Trinket auf des Pabstes Wohlseyn.
Reiner Wein wird nur getrunken
Und kein Wasser kömmt in Becher.
Für den Papst, und für den König,
Trinken alle, was sie können,
Ohne Regel, wie sie mögen,
Zweimal, dreimal, bis die Flaschen
Ganz geleert am Boden stehn.

Die Züge auf den Strassen bestanden aus vermummten Narren, Jägern, wilden Männern, Teufeln und mancherlei Figuren. Voraus zog ein Narr auf einem Esel, vortragend dem Zuge das Pannier der Narren; — denn Jeder wollte an diesem Tage ein Narr seyn; dann kam die Guggelfuhre, besetzt mit allerlei Narrenmasken. Dieser folgte ein Schwarm, das wüthende Heer genannt, sonderbare Figuren, geschwänzt, geschnäbelt, geflügelt, behaaret, bebuckelt, belangohrt, bekrallt, auf alle nur erdenkliche Art verunstaltet, brausend, sausend, schnalzend, pfeifend,

zischend, schnarrend, und singend, mit lautem Hurrah, Hussah, Hurrah! hintendrein, auf ihrem schwarzen Rosse, Frau Holde, die wilde Jägerin, schwingend die Peitsche knallend, stoßend ins schmetternde Jägerhorn jubelnd der Zug:

Trarah, trarah, trarah,
Frau Holda Waldina ist da!
Und kömmt ihr das Schätzchen fein nah,
Das sie mit den Augen ersah,
So führt sie ihn mit sich; Trarah!

Dann kam der schöne Venushof. Die zärtliche Frau Venus auf dem Wagen, von ihren Jungfrauen umgeben, und mitten unter ihnen, der edle Ritter Tannhäuser. — Tugenden und Laster folgten, und Narren mit Peitschen schlossen den Zug. Auf den Straßen neckten und verfolgten sich die Mädchen, die sich sehen liessen, klopften an Laden und Thüren an, und trieben ihr Spiel, so toll, wie es nur zu treiben war.

„Am Sonntage Lätare, oder Mitfasten, — fährt Wiedemann in seiner Erzählung fort, — trugen die Kinder den Todten aus, und sangen dazu. Dieß kam daher, weil die Sachsen in der Fasten vom heidnischen zum christlichen Glauben bekehrt worden waren, und die Götzenbilder als ein Gräuel, aus der Stadt trugen, verbrannten, oder in's Wasser warfen."

Mit Frühlings Anfang feierten die alten Sachsen, die Sorben, Wenden, und andere heidnische Völker in Teutschland, ehemals ihr neues Jahr ganz

sinnig, und verbanden mit der Feier desselben die, zum Andenken der Verstorbenen, des Todtenfestes. Mit Fakeln und Gesang zogen sie auf den Platz, wo sie ihre Todten zu verbrennen pflegten, und opferten dort. Die christliche Kirche konnte nicht gleich und auf einmal den Neubekehrten Alles nehmen, da dieselben noch sehr an ihren alten Gebräuchen hingen, und schob gern eine neue Deutung der alten Gewohnheit unter. Daher wurde die Feier des Frühlingsfestes auf den Sonntag Lätare verlegt.

Die Ceremonien und Festlichkeiten in den Kirchen wurden nach und nach immer geändert, aber immer blieben die Altäre mit Kränzen und Rosen geschmückt, die Orgel wurde, wegen Annäherung des Osterfestes, gespielt, und die römisch-katholische Kirche gab endlich diesem Tage, an welchem der Pabst die goldenen Rosen weihte, welche er an große Herrn verschenkte, die Benennung Rosen-Sonntag.

Die feierlichen Umzüge gingen nach und nach an die Kinder über. Diese putzten sich an, trugen Kränze, Büsche, und einen Strohmann durch die Straßen. Diesen warfen sie über die Grenze, oder in's Wasser. Das nannten sie den Tod austreiben, (den Winter fortjagen). Im Fortziehen sangen sie:

Tro, ri, ra,
Der Sommer ist nun da!
Wir wollen in den Garten
Des Sommers dort zu warten.
Der Winter liegt gefangen,
Wir schlugen ihn mit Stangen.
Der Sommer ist geboren,

Der Winter hat verloren;
Tro, ri, roa,
Nun ist der Sommer da!

War dem Strohmanne sein Recht geschehen, zogen sie zurück in die Stadt, und sangen;

Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Maien,
Der Blümlein mancherleien.
Wir kommen und bringen mit herein,
Den Sommer und den Sonnenschein.

Die junge Birke schön angeputzt und geschmückt, mit Kränzen und Bändern, welche sie bei sich führten, wurde darauf vor die Hausthüre einer Braut, oder Neuvermählten gepflanzet, (die diese Artigkeit mit Geschenken von Kuchen, Obst, Wein ꝛc. erwiederte), und umtanzt. Dabei wurde gesungen:

Der Blumen sind mancherlei,
Wir bringen der Braut, (Frau,) eine Maie,
Die Sonne blickt so freundlich h'rein.
Die Braut, (Frau,) soll froh und glücklich seyn.
Der Tod ist ausgetrieben,
Der Sommer ist geblieben.
Nun laßt uns alle fröhlich seyn!

Im Voigtlande, wo dieses Fest auch gefeiert wurde, sangen die Kinder:

Wir alle, wir alle kommen h'raus,
Und tragen heute den Tod h'raus,

Komm Frühling wieder, mit uns ins Dorf;
Willkommen lieber Frühling!

Ach! alle diese Stimmen lieblicher Einfalt, einfacher Freude und froher Herzlichkeit sind verklungen, und wir werden sie nie wieder hören! O! wie sind wir, so klug geworden, um nicht mehr einfach und herzlich seyn zu wollen! Und welchen Ersatz haben wir erhalten?

„Am Palmtage fährt der Chronist fort; — präsentirte man den Einzug Christi. Da saß ein geschnitzter Salvator auf einem Esel, gemeiniglich der Palm-Esel genannt, der stand auf vier Rädlein und wurde in der Prozession umhergezogen; es wurden ihm sogenannte Palmzweige untergestreut, und ihm gar viel Ehre angethan. Dazu sangen die Schüler;

Scriptum est enim:
Percutiam Postorem,
Et dispergentur oves gregis.

Ob auch allerlei teutsche Gesänglein, wie z. B.

In Gottes Namen fahren wir,
Seine Hilfe begehren wir; u. s. w.

Auf solche Gepränge hielt der gemeine Mann, und that es ihm sehr wehe, als er dieselben (bei der Reformation) sollte fahren lassen."

Am Charfreitage that man allezeit lange, traurige Predigten, und suchte die Leute zum Weinen zu bewegen; dabei wurde gar sehr auf die Juden und

den heillosen Verräther Judas gescholten, Alles mit sonderlichen, auserlesenen Worten, die Menschen zu bewegen; und wurde der als der beßte Paßionsprediger geachtet, der es am längsten machte, und die Leute zum Weinen brachte. Am Charfreitage zu Abend, ließ man das Hungertuch, welches am Aschermittwoche gebraucht wurde, herab, dadurch anzudeuten den Vorhang im Tempel, und wenn man den armen Judas in der Rumpel-Woche sang, ward ein solches Getümmel in den Kirchen erregt, als wenn der Teufel leibhaftig käme, und den Judas holen wollte; denn die losen Buben und Handwerkspursche schlugen mit Steinen, Hämmern und andern Instrumenten auf die Stühle und Bänke so entsetzlich los, daß es ein ganz unerhörtes Poltern und Getös wurde; dazu man denn sang:

Ach! du armer Judas!
Was hast du gethan?
Weiß ich doch sonst was,
Das geht dich auch an.
Ach, du armer Judas!
Was hast du gethan?

„Ferner legte man am Charfreitage ein hölzernes Cruzifix, welches vorher in einer solennen Prozession und mit großer Devotion umhergetragen, mit vielem Singen, knieend verehrt wurde, nachdem man es in Sammet und Seide gewickelt hatte, in das sogenannte heilige Grab, welches man bewachte, und dabei Psalmen sang, bis zum Ostertage. Indessen trug man den Schülern, die das heilige Grab bewachten und sangen, Speise und Trank zu in die Kirche, damit sie diese Zeit über etwas zu leben hät-

ten. Daher das Sprichwort bis auf diesen Tag: Wer will das heilige Grab umsonst hüten?"

An einigen Orten wurden 13 Lichter angezündet, und eines nach dem andern bei einem jeden Gebete, ausgelöschet, eins aber davon heimlich versteckt, und das Läuten der Glocken und Schlagen der Seiger eingestellt, und dafür, die Stunden anzuzeigen, an Bretter geschlagen.

Dann aber wurde repräsentirt das Gespräch des Engels mit den drei Marien, bis es zum Osterfeste kam, da denn in der Predigt der risus Paschalis nicht fehlen durfte.

Tages vorher wurden in den Kirchen alle Ampeln mit frischem Oele versehen, alle Kerzen ausgelöscht, frische aufgesteckt, geweiht und angezünde. An die größte derselben, das Oberlicht genannt, wurden Zetteln geheftet, mit Inschriften, Namen der derzeitigen Päbste, Bischöfe,, Jahrzahl der Einweihung der Kirche u. s. w. Das Volk aber strömte herzu, brachte Kerzen und Lichter, ließ sie weihen, und am Osterlichte anzünden. Die Kinder liefen mit Lichtern umher und jubelten und sangen:

Eia! Eia!
Ostern ist da!
Fasten vorüber,
Das ist mir lieber.
Eier und Wecken
Viel besser schmecken.
Fasten vorüber,
Das ist mir lieber.

Eia! Eia!
Ostern ist da!

Alles war vergnügt, die traurige Fastenzeit überstanden zu haben, sang und sprang, und selbst die freudige Sonne sah der freudige Sinn an diesem Tage, dreimal hoch aufhüpfen. Die auch vergnügten Seelsorger wurden beschenkt, erhielten Eier und Geld, genannt Ostergroschen. Die übrige christliche Welt beschenkte sich mit Ostereiern, die vergoldet, bemahlt, verziert und mit allerlei Verslein beschrieben waren. Ganze Körbe voll weißer und bemalter Eier wurden von den Priestern geweiht, und dann vertheilt und verschenkt. In die Körbchen, in welchen sie lagen, wurden Blumen, Kränze, Brieschen, Verse gelegt, ehe man sie wegschickte, und gab man sie selbst, so lagen sie auf Kissen. Auf den Eiern aber standen, wie schon bemerkt, allerlei Verslein, nach damaliger Kunst und Reimweise, z. B.

Ich, Du, das Ei,
Das sind unserer Drei.
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser Zwei.
Einen wir uns zwei,
Bleibt's bei Einerlei.

Oder auch wohl gar kurz, und dennoch bedeutend:

Ich wünsche Liebchen, froh und frei
Mich Dir, Dich mir, zum Oster-Ei.

Kuchen durften dem Feste nicht fehlen, und hießen, (so wie sie noch heißen), Osterfladen. Mit

diesen wurden die Tafeln belegt, mit Eiern besetzt, und die gefüllten Becher wurden mit Kränzen und Osterblümchen (Maslieben), geschmückt, auf's Wohl der Freunde geleert. Alles war froh, und selbst in der Kirche durfte der Spaß nicht fehlen, von der Kanzel herab ertönte der Osterschwank, um das Ostergelächter der Zuschauer zu erregen. Die Prediger suchten, um dieß zu bewirken, Alles hervor, was sie wußten und konnten. Da erzählte der eine, wie Petrus die Gastwirthe, die ihn übertheuert hätten, zu bezahlen gewußt habe; ein anderer, wie Christus bei seiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Nase abgebrochen, welche dieser als Thürriegel vorgeschoben habe, ein dritter, vierter, dieß und das, was ihm lustiges eben einfiel, oder worauf er schon lange gedacht hatte. So schloß unter andern zu Eichstädt im Jahr 1590 ein Prediger seine Predigt also:

„Nun lieben Leutlein, muß ich mich auch nach der Gewohnheit richten, euch zu belustigen, und ein Ostermährlein zu erzählen Da mir nun eben keins gleich einfallen will, so merket dieß. Welche Frau Herr über ihren Mann ist! die hebe jetzo beide Arme auf, und schreie: Juch!"

Von den Zuhörerinnen sollen nur ungefähr ein halbes Duzend gezuckt, übrigens aber ganz still gesessen haben. Da nun keine zu der gemachten Aufforderung sich bekennen wollte, rief der Prediger sein Juch! selbst aus, der Osterschwank war da, und die erbaute, christliche Gemeinde lachte laut auf, und so wurde auch glücklich das Ostergelächter erzielt.

„Am Tage der Himmelfahrt Christi, — schreibt Wiedemann weiter, — wurde ein hölzerner Salva-

tor durch Stricke durch's runde Loch im Kirchgewölbe aufgezogen, und zwei Engel dagegen herabgelassen, die sichtbarliche Himmelfahrt damit anzudeuten. Und wenn nun die Leute da standeu, absonderlich die Jugend, die immer am nächsten dabei seyn will, und nachsahen, warf man von oben angezündetes Werg herab, und goß Wasser aus, um damit eine Feuer- und Wasser-Taufe vom Himmel herab anzuzeigen. Es ging auch wohl so zu, daß etliche junge Pursche als Teufel vermummt, in der Kirche blieben, welche verschlossen wurde, und die Hölle vorstellte. Wenn nun die Prozession kam, stieß der Priester mit dem Charfreitags-Kruzifixe an die Kirchthür mit den Worten des 27sten Psalms: Attollite portas etc. Da fragten die Teufel: Quis est iste Rex gloriae? Der Priester aber antwortete: Dominus virtutum ipse est Rex gloriae; und das Anstoßen wurde wiederholt. Bei dem dritten Stoße sprang die Thüre auf. Die Teufel wehrten sich, warfen brennendes Werg umher, nnd so geschah es denn, daß einmal einem Pfaffen das ganze Gesicht versengt wurde."

„Am heiligen Pfingsttage aber wurde der heilige Geist in Gestalt einer Taube durch das Loch schwebend herabgelassen, und wer zulief, wurde gleichfalls mit Feuer beworfen, und mit Wasser übergossen."

Der Trunkorden

Ein Beytrag zur Sittengeschichte Frankreichs im vorigen Jahrhunderte.

Nicht leicht hat es eine angenehmere, freude- und geistreichere Gesellschaft in Frankreich gegeben als die, welche gegen Anfang des Jahrs 1703 unter dem Namen des Trunkordens in Niederlanguedok entstand. Der größte Theil von denen, welche zuerst in diesem Orden zusammen traten, waren Männer von Geist, ein wenig üppig, und für die Freuden des Lebens und der Tafel eingenommen. Der Medusenorden von Toulon und der Graporden von Arles gaben zu seiner Errichtung Anlaß; sie waren ebenfalls beide in bachischem Geschmack, und bei der Tafel hatte sich die erste Idee dazu gefunden.

Der Stifter des Trunkordens war Herr von Posguieres, adeliger Besitzer von Aramon. Er hatte, nach dem Tode seiner Gemahlin, Aramon verlassen, um sich mit seiner Familie nach Villeneuve-les-Avignon überzusiedeln, in der Absicht, daselbst seine einzige Tochter an Herrn von Thiery de Montsauve zu verheirathen. Eines Tages, bei einer ländlichen Unterhaltung, lenkte sich das Gespräch auf die zwei erwähnten Orden, welche eben in der Provenze entstanden waren. Man bekrittelte einige Artikel dieser beiden Stiftungen, und schien eine vollkommnere zu wünschen, die jedoch in demselben Geschmack wäre. Herr von Posguieres schlug seine Idee vor;

sie wurde sogleich gutbefunden, und man setzte den neuen Orden unter dem Namen des Trunkordens (Ordre de la Boisson) ein. Weil aber die Absicht ihrer Stifter dahin ging, es jenen zuvor zu thun, so wurde der Titel: strenger Observanz hinzugefügt. Man wählte auch auf der Stelle einen Großmeister, und die Wahl fiel mit allem Recht einstimmig auf Posguieres selbst, der den Namen Bruder Franz Lustig (Frère François Réjuissant) annahm. Er erhielt den Titel Exzellenz.

Man sollte die erstaunenswürdigen Fortschritte, welche dieser Orden machte, kaum glauben: er kam sehr bald in einen großen Ruf, sowohl durch die Anzahl, als durch den ausgezeichneten Rang vieler von denen, hie sich als Ordensbrüder einschreiben ließen. Der Orden mußte hierauf eine gewisse Regel bekommen. Es wurden Statuten verfertigt; man setzte eine Formel für die Aufnahmspatente fest; man hielt ein genaues Verzeichniß über die Namen der Brüder mit dem Datum ihrer Beförderung; man errichtete die Würde eines Siegelbewahrers, Sekretärs, Ober-Visitators, Ober-Kellermeisters und verschiedene andere Officianten. Auch ein Geschichtschreiber wurde eingesetzt, und zu diesem Amte traf die Wahl den königlichen Landrichter zu Villeneuve-les-Avignon, Herrn Mourgiee. Es läßt sich mit Wahrheit sagen, daß hauptsächlich ihm der Orden seine Aufnahme zu verdanken hatte. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Geist, und hatte ein besonderes Talent, für den lustigen und scherzhaften Styl.

Die Ordenszeitung, welche er unter dem Titel: Nachrichten von dem Trunkorden, herausgab, erwarb

ihm unendliche Ehre, und verbreitete den Ruf dieser noch im Entstehen begriffenen Gesellschaft außerordentlich. Sie ist im scherzhaften Tone geschrieben, und es herrscht darinn ein eigener Schwung, der nie hat können recht nachgeahmt werden. Beinahe allenthalben trifft man darin Anspielungen und bewundernswürdige Beziehungeu auf eine Menge Geschichtszüge damaliger Zeit, die auf das witzigste benutzt, und dem bachischen Geschmacke und Geiste angepaßt sind. Auch finden sich darin die Beschreibungen von etlichen Festen, welche damals unter den Brüdern gefeiert wurden; sie sind äußerst artig, und ich zweifle, ob sich etwas witziger und spaßhafter vortragen läßt. Wir wählen die Beschreibung eines Festes von Avignon, so wie sie der Historiograph in seine Zeitung einrückte, um davon auf die andern schließen zu lassen.

„Den eilften November, als an einem der Ordensfeste, kam der Großmeister in Begleitung eines Kommandeurs, und einiger andern vornehmen Offiziere nach Avignon, um im Hause des Obervisitators, Bruders Prächtig (Splendide) den Mitternachtsschmaus (medianoche) zu halten. Bei seiner Ankunft wurde er mit einem Marsch empfangen, wozu man sich, statt der Trommeln kleiner leerer Weinfässer bediente. Als er in den Vorhof eintrat, stimmte eine Truppe von Faunen und Satyrn, unter Begleitung einiger Hauthois, den Chor an:

Der Gott des Weines wird erscheinen;
Der Meister sammelt um sich her die Seinen.
(C'est le Dieu du vin, qui va paraitre,
Rangeons nous près de notre maitre).

„Diese Truppe führte der Großmeister in einem prachtvollen Saal, wo die Tafel gedeckt stand. Von

der Glanzbeleuchtung beym Eintritt in Erstaunen gesetzt, glaubte er zuerst, das ganze Haus stände in Flammen. Sie war die Wirkung von zwölf Girandolen zu drei und drei zwischen vier großen Schenktischen, welche die Seiten des Saales einnahmen, aufgestellt, und von 24 kristallenen mit Weingeist gefüllten Bauchflaschen (dames-jaunes), die statt der Luster von der Decke herabschwebten, und aus deren Hälsen lichte Flammen an dicken Dochten emporloderten. Der ganze Saal war mit Sammet von Karmoisin, der Lieblingsfarbe Sr. Exzellenz, ausgeschlagen. Die vier Schenktische trugen eine ungeheure Menge kristallene Bouteillen, die mit verschienen Weinsorten gefüllt und in Pyramiden aufgestellt waren. Auf der Spitze jeder Pyramide stand ein Genius mit einem Schilde in der Hand, worauf der Name jeder Provinz zu lesen war, welche den aufgestellten Wein erzeugt hatte. Dem Großmeister gegenüber stand der Schenktisch des Champagners, ihm zur Rechten der Burgunder, ihm zur Linken der Languedok, und rückwärts der Piemonteser nebst einer unendlichen Zahl Bouteillen Turiner Liqueurs. Während des Mahls, das seinem Geber alle Ehre machte, galt kein Unterschied des Ranges und Alters der Weine: Piemonteser, Champagner, Burgunder und Languedok machten unter einander die Runde. Fünf Trachten, wie die fünf Aufzüge eines Schauspiels theilten das Mahl ein. In den Zwischenakten ließen sich bezaubernde Gesang- und Instrumental-Conzerte hören. Man blieb nur 14 Stunden bei der Tafel; weil der Großmeister nach Ripaille, seinem gewöhnlichen Lustsitze, zurückkehren mußte, um einem großen Mahle beizuwohnen, daß er diesen Tag einigen Gesandten zu geben hatte. Er ließ sich in

einem Schiffe auf der Rhone bugsiren, wo er glücklicher Weise sogleich einschlummerte, weil ihm sonst bei seiner natürlichen Wasserscheu eine Ohnmacht unfehlbar angewandelt haben würde rc." Der Ruf dieser seltsamen Anstalt verbreitete sich bis ins Ausland; es fanden sich Spanier, Deutsche, Italiäner und Portugiesen vom ausgezeichnetesten Range, die sich um die Aufnahme in diese Gesellschaft bewarben, und die Gewährung ihres Gesuchs sich zur Ehre rechneten.

Das Ordenswappen führte zwei Hände, deren eine ein Weinglas hielt, in welches die andere aus einer Bouteille Wein goß, mit der Devise: donec rotum impleat, der Schild umschlang Weinreben. Jene Devise indeß, so glücklich sie erfunden war, fand bald ihre Tadler. Man hielt sie für entlehnt, aus dem türkischen Reichswappen, das dieselben Worte um den Halbmond führt, um damit anzudeuten, daß jeder brave Muselmann, bis zur Unterjochung der ganzen Erde, unter dem ottomannischen Zepter zu kämpfen habe. Dieser Vorwurf wurde sogleich beantwortet, und in einem besondern Artikel der Ordenszeitung auf die witzigste Art zurückgewiesen, indem man jene Devise für eine gute Prise erklärte, welche die Ordensritter, unter der Anzeige des Bachus, von den Feinden des Weines und der Christenheit gemacht hätten *).

*) De dar le grand Maître:
Si quelqu'esprit bourru s'avise
De dire, que notre devise
N'a pas l'air de la nouveauté
Que d'ailleurs elle est mal acquise
Il impose à la vérité;
Car, le verre à le main, nos Frères l'ont conquise
Sur l'ennemi du vin et de le chrétienté:

Die Aufnahme neuer Mitglieder schloß sich immer mit einem Feste, welches der Kandidat allen anwesenden Rittern gab. Bei diesen Festen bediente man sich eines Glases von außerordentlicher Größe, das für diese Zeremonie besonders bestimmt war.

Als der Orden anfing sich weiter auszubreiten, theilte man sein Gebieth in Kreise ein, nach dem Gebrauche aller Ritterorden, der aber hier auf die wizigste Art mit den Namen der verschiedenen Gegenden, die ihre Weine auf die Rittertafeln lieferten, in Verbindung gesetzt wurden. Man bildete zehn Kreise; diese waren: Champagne, Burgund, Languedok, Guyenne, Provenze, Spanien, Italien Archipel, Necker und Rhein, und jeder Kreis war verpflichtet, dem Großmeister sein jährliches Kontingent zu schicken. Außer dem gab es Kommanderien, deren Namen gleichfalls dem Charakter des Ordens anpassend waren *).

Wenn einige Ordensbrüder beisammen waren, und eben eine günstige Nachricht von der Armee einlief (während des spanischen Successionskriegs); entweder von der Einnahme einer Stadt, oder von einem Siege im Felde, so wurde das Ereigniß unter ihnen festiglich begangen. Der Großmeister seiner Seits unterließ nie, diese Siege auf seinem gewöhnlichen Landsitze zu feiern, und berief dazu alle Ritter, die er haben konnte. Den Tag vor einem solchen Feste

Et nous, de notre autorité,
Suivant les lois de l'équité,
La déclarons de bonne prise.

*) Als die Kommanderien von St. Jean de pied de pord. von Soufflincour, von Vigneras, von Souches.

ließ er auf dem Balkon, statt der Fahne eine Bauchflasche von ungeheurer Größe aushängen, welche die Ordenszeitung das untrügliche Wahrzeichen eines großen Flaschenschlages (le prognostic infaillible d'un grand abbattis de bouteilles) nennt.

Bei allen diesen Bundesfesten waren die Schenktische immer mit den ausgesuchtesten Weinen beladen, und jeder der Ritter beeiferte sich die beste Sorte dazu zu liefern, und im Trinken seinen Freunden den Rang abzulaufen. Ein einziger Zug mag hinreichen zu zeigen, wie weit der Ehrgeiz in diesem seltenen Wettstreite ging, Herr von Nobile, einer der Baillifs, der seinem Amte durch sein Trinkvermögen alle Ehre machte, erschien eines Tages zu der Tafel, die einer von den Rittern gab, etwas zu früh, ehe noch die andern Tischgenossen sich versammelten. Aus Verdruß, so lange warten zu müssen, ging er in den Speisesaal, wo sich noch niemand befand, nahm einstweilen ein tüchtiges Stück Brod, und leerte in einem Augenblicke sechs Bouteillen Burgunder, die unter mehreren Weinsorten auf dem Schenktische aufgestellt waren. Kaum war dieß geschehen, so fingen die Gäste an, nacheinander einzutreten, und zuletzt erschien der Wirth, sie zu bewillkommen. Als man sich zur Tafel gesetzt hatte, fielen letzterem die sechs leeren Bouteillen auf dem Schenktische ins Auge. Er ruft sogleich einen seiner Leute, und eifert über die nachlässige Bedienung; dieser entschuldigte sich mit der Versicherung sechs volle Bouteillen hingestellt zu haben. Kein Mensch konnte das Räthsel erklären, bis es der Trinker selbst löste, und zu dem Wirth sagte: „Verzeih, ich habe aus Langweile einen Schluck gethan." — Es läßt sich denken, wie viel das Ansehen des hitzi-

gen Trinkers in den Augen seiner Bachuskunden dadurch gewann, und man betrachtete ihn seit der Zeit als eine der ersten Grundfesten des Ordens.

Die nahe Verwandtschaft des Weins und Gesangs zeigte sich bei diesen Festen in ihrer ganzen Glorie. Letzterer gab den Freuden der Tafel die zarteste Würze, und keines dieser Gastmahle verstrich, ohne daß nicht einige neue äußerst artige Lieder zum Vorschein kamen.

Mit dem Jahre 1705 hörte die Ordenszeitung auf, und die Bundsgesellschaft verlor damit ihre wirksamste Aufmunterung, bis sie im Jahre 1716 sich wieder etwas erhob, und ein neues Leben gewann. Dieß geschah, bei Gelegenheit der Vermählung der Tochter des Großmeisters, die anfänglich Herrn von Montsauve bestimmt gewesen war, den 14. Junius genannten Jahrs, aber an Herrn von Stival aus St. Esprit verheirathet wurde. Es fand bei dieser Gelegenheit eine zahlreiche Ritterwahl aus der umliegenden Gegend statt. Unter ihnen war der Herzog von Uzes, der einen ganzen Monat lang, unter unausgesetzten Feierlichkeiten, den Großmeister und dessen Schwiegersohn bewirthete. Von dieser Zeit an gerieth der Orden immer mehr in Verfall, hauptsächnach dem Tode des Herrn von Posquieres. Einzelne Versuche, welche in der spätern Zeit gemacht wurden, ihm seinen alten Glanz wieder zu geben, mißglückten, da mit dem Austritte des Herrn von Posquieres und Mourgiers die Seele des Ganzen verschwunden war.

Anhang.

I.

STATUTS DE L'ORDRE DE LA BOISSON.

Frère François Réjouissant,
Grand-maître d'un ordre bacchique
Ordre fameux et florrissant,
Fondé, pour la santé publique
A ceux, qui se prèsent statut
Verrons en entendrons, salut:
Comme l'on sait, que dans la vie
Chacun, au gré de ses désirs
Cherche à ses faire des plaisirs
Selon que son gout l'y convie;
Nous, qui voyons que nos beaux jours,
Et l'heureux tems de la jeunesse
Fuyent avec tant de vitesse
Que rien n'arrette le cours;
Et voulant que le peu d'années,
Qui nous conduissent à la mort
Soient tranquilles et fortunées,
Malgré les caprices du sort;
De notre certain science,
Parmi la joie et l'abondance,
Debarrassés de tout souci,
Hors de celui de notre panse
Nous avons dans une seance
Dressé les statuts que voici:

Dans votre auguste compagnie
Vous ne recevrez que des gens
Tous bien buvans et bien mangeans,
Et qui méneat joieuse vie
Meléz toujours dans vos repas
Les bons mots et chansonnettes

Buvez rasade aux amourettes,
Mais pourtant ne vous grisez pas.

Que si par malheur, quelque frère
Venait à perdre la raison
Prenant pitié de sa misère,
Remenez le dans sa maison

Pour boire du jus de la treille
Servez vous d'un verre bien net;
Mais n'embouchez pas la bouteille,
Car je sais, quil' en est l'effet.

Je veux, que desormais à table
Chacun boive à sa volonté;
Les plaisirs n'ont rien d'agreable
Qu' autant qu'on a de liberté.

Ne faites jamais violence
A ceux, qui refusent du vin
S'ils n'aiment pas ce jus divin,
Ils en font bien la penitence.

Dans mes hôtels si d'avanture,
Un frère salit des discours
Par la moindre petit ordure,
Je l'en bannis pour quinze jours.

Que si ces peines redoublés
Sur lui ne font aucun effet,
Je veux, que son procès soit fait
Toutes les Tables assemblées.

Gardes - vous surtout de médire
Et lorsque vous serez en train
De vous divertir et de rire,
Ménages toujours le prochain.

Enfin quand vous serez des nôtres,
Dans vos besoins secourez - vous;
Le plaisir de tous, le plus doux
C'est de faire celui des autres.

II.

LETTRES DE RÉCEPTION.

Vive Bachus et ses enfans:

Frère François Rejouissant
Grand-maître d'un ordre bacchique,
Ordre sans cesse renaissant
Par une vertu prolifique,
A nos amis frères en vin,
Longues années sans chagrin:
Nous vous mandons, par ces présentes
Que vous ayez à recevoir
Le frère, qui vous fera voir
Son nom au bas de ces patentes:
Voulons que le fassiez jouir
De tout nos droits et priviléges,
Et qu'ils puisse dans tous nos siéges,
Boire, manger, se réjouir,
Avec les gens tenant nos tables
Aux dépens des plus honorables;
Entendant, que de son côté,
Il en use ainsi, que les autres,
Et qu'il frippe, en fraternité
Ses revenus avec les vôtres;
Car telle est notre volonté.
Donné gratis, vaille que vaille,
Dans notre barreau de Futaille
L'an etc.

III.

NOMS DES FRERES DE L'ORDRE.

Frère Jean des Vignes, frére Splendide, frère Royer-bon-tems, frère Emetique Athanor, frère Temponi, frére Baquet, frère le Goinfre, frère Mortadelle, frère Templier, frère Godiveau, frère la Bouvette, frère de Haconville, frère de Vignecourt, frère Magnifique, frère du Cabaret, frère Galant, frêre Boit-sans-eau, frère l'Altéré, frère Seduisant, frère Boit-sans cesse etc.

Noms des étrangers: Dom. Barriquas-Caraffa de fuentes-vinosas, espagnol. Le marquis Vino-yiski polonnais. Le comte de Bergue saint vinox flamand. Le chevalier Ebriacotti de a casta-monte Fiasconi, florentin. Dom. Pensa d'Avalos-de las-gourmandillas, portugais, etc.etc.

Catalogue de la Bibliothéque.

Introduction à la cuisine par frère le Porc, avec figures.

Remarques sur les langues mortes, comme langue de boeuf de cochons et autres, par un frère de la société.

Recueil de diverses pièces de four, par frère Godiveau.

La vie de madame Guerbois, par frére Jean Broche.

Manière facile de rendre l'or portable et l'argent aussi, par le frère la Buvette.

L'art de bien boucher les bouteilles, impression de Liége.

L'itinéraire des Cabarets oeuvres posthumes de frère Tavernier.

Manière nouvelle de dresser une batterie de cuisine par un ingenieur de l'ordre de la boisson.

Traité de l'atanomie du gibier, par frère des Couteaux.

L'art de bien vivre par frère Bout-tout-cuire

Traité des offices et de la sommellerie par frère Bacquet.

Essais de cuisine, par frère le Goinfre,

De Arte bibendi, autore frère Templier.



Der Gebrauch des Barbierens.

Das Abscheeren der Haare überhaupt kam bei manchen Völkern frühzeitig auf. Die Aegyptier beschoren sich von Jugend auf den ganzen Kopf, welches sie, da sie in einem so heißen Lande wohnten, entweder aus Bequemlichkeit, oder auch um sich frühzeitig gegen die Sonnenhitze abzuhärten, thaten. Einen Beweis, daß diese Sitte frühzeitig unter den Aegyptern herrschte, gibt Osiris, der, als er seine Reisen antrat, beschloß seine Haare nicht eher wieder abzuscheeren, als bis er zurückgekommen seyn würde. Zu dem eigentlichen Barbieren aber gaben, nach den einstimmigen Zeugnissen der Alten, die Abanten Gelegenheit. Diese waren ein kriegerisches Volk, welches nach einigen in Thracien, nach andern in Argolis wohnte, sich aber nachher nach Phocis und von da auf die

Insel Matris oder Abantis, die jetzt Negropont heißt, begab. Bei ihrem Kriegen wurden sie mit dem Feind gern handgemein, bemerkten aber bald, daß ihnen die Haare am Vordertheile des Kopfes im Streite hinderlich waren, weil der Feind sie leicht dabei fassen konnte. Dieß bewog sie, das ganze Vordertheil des Kopfes zu bescheeren. Daß der Bart auch mit darunter begriffen seyn mußte, kann man daraus schließen, weil sie der Feind bei dem Barte am ersten fassen konnte. Der Krieg gab also die erste Veranlassung zum Abscheeren des Bartes. Aus eben diesen kriegerischen Absichten befahl Alexander der Große seinen Generalen, daß die Macedonier ihre Bärte abscheeren sollten. Aus Griechenland kam diese Sitte bald nach Italien; im Jahre 454 nach Erbauung der Stadt Rom brachte Publius Tacinius Mena die ersten griechischen Barbierer aus Sicilien nach Rom; das tägliche Barbieren aber führte Africanus der Jüngere ein. Auch die römischen Kaiser folgten dieser Sitte, bis auf den Adrianus, der zuerst den Bart wieder wachsen ließ. Zu des Tacitus Zeiten beschnitten schon die Deutschen ihre Bärte und unter der römischen Geistlichkeit führte Pabst Anacletus der im Jahr 101 zu dieser Würde gelangte, das Bescheeren des Hauptes und des Bartes ein. Im Jahre 817 setzten die Aebte auf einer Versammlung zu Aachen sogar die Tage fest, an welchen sich die Mönche rasiren lassen sollten. Unter den weltlichen Ständen in den Abendländern kam das Rasiren später auf. Man behauptet, daß eine Krankheit die die Spanier aus Amerika brachten, und durch welche die Menschen die Haare verloren, die Gelegenheit zum Barbieren gegeben habe. Einige Große, welche dadurch die Haare verloren, entschlossen sich,

dem Barte ganz zu entsagen, viele folgten ihnen aus Noth, andere aus Schmeichelei nach, und so wurde das Rasiren gemein. Ludwig XII., König in Frankreich, kam in einem Alter zur Regierung, wo er noch keinen Bart hatte, daher seine Hofleute, um ihm zu gefallen, sich rasiren ließen. Im J. 1680 kam diese Sitte unter Ludwig XIV. in Frankreich aus gleicher Ursache auf, und Peter der Große, machte erst im verflossenen Jahrhundert den Versuch, in Rußland die Bärte abzuschaffen.

Wie ich, Jost Artus, gezogen bin mit Anderen in's heilige Land, und was ich sah und erfuhr, auf dieser Pilgerfahrt.

Als das heil. Grab wieder in den Händen der Ungläubigen, und den Christen nach so vielen Strömen vergossenen Blutes, und einer nicht allzulangen Regierung der christlichen Könige von Jerusalem, entrissen worden war, wallfahrteten fromme Pilger dahin, um in jenen Gegenden, die heiligen Stätten zu besehen, wo das Heil des Glaubens der Christen gegründet worden war. Fürsten, Edle, Priester und Laien nahmen den Pilgerstab, Weiber und Mädchen wallten mit nach Palästina, setzten allen Unannehmlichkeiten der Reise sich aus, waren stets in Gefahr von den Türken gemißhandelt, von den Arabern ermordet zu werden, gingen dennoch aber in christlicher Einfalt ihres Herzens dahin, und betrachteten, was ihnen gezeigt wurde, mit frommem Gemüthe.

Viele glaubten damit dies oder jenes abzubüßen, suchten dadurch auferlegte Gelübde zu erfüllen, hatten auch wohl im Beichtstuhle die Fahrt auferlegt bekommen, zogen dahin mit frohem Muthe, und kamen erquickt und erbaut zurück. Einige die, (was damals eben nicht gar allgemein war) der Feder mächtig waren, oder es wenigstens zu seyn glaubten, zeichneten auf, was sie gesehen, gehört, erfahren, erduldet ꝛc. hatten, und erzählten es der Welt zum Troste und zur Erbauung der Zurückgebliebenen; denn nicht Allen wurde es so wohl nach Jerusalem zu kommen.

Dies hatte auch der Lautenist und Bartscherer Just Artus gethan. Die von ihm ganz kurz aufgezeichnete Reise war als ein Familienstück von Hand zu Hand gegangen. Endlich, in einem Archive halb vermodert aufgefunden, erhielt dieselbe ein Freund von Papieren dieser Art, verglich sie mit gleichzeitigen Reisen, besonders mit jener, welche der mitreisende P. Felix Fabri hinterließ, und theilt sie hier den Lesern mit. — Möge sie unterhalten und gefallen!

Vor unserer Abreise.

„Ich war gekommen eben von Babenhausen zu meiner Mutter Bruder nach Ulm, um dort zu feiern das heil. Osterfest, und war ich noch jung und lustig in die Welt zu gehen, zu sehen viele Städte und Landschaften, sey es auch noch so fern, etwas zu erfahren, und stand all mein Sinn dahin, recht weit zu kommen und mich auch prüfen zu lassen, in dem das ich wußte und konnte, denn ich der Bartscherer-Kunst wohlerfahren war und auch gelernt hatte die Laute zu spielen und zur Erfreulichkeit dazu ein Liedlein zu singen."

„Da ich nun so das mit mir herumtrug in meinem Sinne, vernahm ich, daß der Edlen und Ritter mehrere sich zurüsteten zu einem Zuge und einer Wallfahrt nach dem heil. Grabe; dachte ich daran mit zukommen. Sprach meine Schwägerin, die auch in Ulm verheurathet war, an meinen ältern Bruder: Laß das seyn, und bleibe bei uns in Schwaben. Was willst du thun bei dem heil. Grabe? Du bist ja doch kein Ritter und kein Pfaffe. Ich aber ging umher und suchte Kundschaft zu machen, und bekam deren welche mit Knappen des edlen Herrn Herrn Hans von Truchseß, der die Fahrt auch mitmachen wollte, und war gekommen nach Ulm, zu sprechen mit Ehrn Felix Fabri, Lesemeister und Prediger im Predigerkloster ihn zu begehren zum Kapellan für die Reisegesellschaft, dieweil derselbe schon vormals bei dem heil. Grabe war; und wurden sie dessen einig durch Beihülfe des Rathes der Stadt, da der Prälat nicht gern mochte ihn ziehen lassen."

„Da ich das vernahm, ging ich zu ihm, und derselbe wies mich an den Herrn von Truchseß. Sprach dieser zu mir: „Wenn du Lust hast, magst du wohl mitziehen, und können wir dich gebrauchen, da du das Baderhandwerk treibst." Alsobald packte ich meinen Plunder zusammen, nahm Abschied von den Meinigen, und zog mit dem Lesemeister davon."

„Und als wir zu den edlen Herren kamen, fanden wir, daß sie nächst Päpstlicher Heiligkeit Erlaubniß, sich lustig und herrlich zu der heil. Fahrt zugerüstet hatten, mit allen dem, was zur Pilgerfahrt gehört, über Land und Meer, für sich und al-

le ihre Diener, acht fromme, treue Knechte, für die sie alle Unkosten bezahlten. Diese Herrn aber waren, Hr. Hans Werli von Z'under, Freiherrn, und Hr. Heinrich von Stöffel, Freiherr, und Hr. Hans Truchseß von Waldburg, Pannerherr, und Hr. Bernd von Rechberg, Edelherr. Und waren noch dabei, Balthaser Büchler, ein Edelmann, der Kapellan, ich, Artus, Bartscherer und Lautenspieler, Ulrich Kramer der Dolmetsch, ein Koch und acht Reisige und Diener."

„Es waren auch vorher gewesen zu Innsbruck, die Herrn hatten sich Sr. fürstl. Gn. dem Erzherzoge Sigismund empfohlen, wie auch ihre Lande, Weiber und Kinder, und Briefe sich mitgeben lassen, an den Venediger Herzog und seine Räthe, und so kommen wir über Sterzingen, den 25. April des J. C. 1483 noch Treviso, und dann nach Meißters, wo wir große Barken bestiegen, und fuhren so dem salzigen Meere zu. Aber wir waren alle heiter und froh, und sangen:

In Gottes namen fahren wir,
Und sind in diesem Schiffe hier 2c.

„Bald darauf ersahen wir die ehrwürdige Stadt Venedig, fuhren durch dieselbige, in dem großen Kanale hin, bis vor unsere Herberge, zu St. Görgen genannt, allwo ein deutscher Wirth war."

Wie es in Venedig war.

„Also waren wir den 27. April zu Venedig angekommen, und blieben viele Tage und Wochen da-

selbst, ehe wir wieder wegfuhren und zehrten köstlich und theuer, denn Brot und Wein und alle Dinge waren theuer, von wegen der Venediger Kriege mit dem Herzoge von Ferara. Es waren aber unsere Briefe dem Rathe zu Venedig überreicht worden von Herrn Werli von Z'nnber mit züchtiger Höflichkeit, welches der Herzog gar wohl aufnahm, und die Reisegesellschaft zu sich erbieten lies. Diese hies er alle willkommen seyn gar ehrsamlich, mit dem Handbieten und Handküssen, wie der Walen Gewohnheit ist. Darauf gingen wir wieder in unsere Herberge, und war uns zugesichert worden aller Dienst im Venediger Reiche."

„Dieweil wir nun so da in Venedig harrten, kamen viele Pilgrime herbei, Edle und Unedle, Grafen, Freiherrn und Knechte, Geistliche, ehrliche Burgersleute und arme Waller aus allen deutschen Landen, und auch aus Britanien, Frankreich, Hispanien, Arragonien und Sicilien, und wurde des Volkes fast gar viel, genug zu zwei Schiffen.

„Da aber war in unserer Herberge ein lustiger Kaufmann gelegen aus Nürnberg, des Handels halber, der hatte großes Vergnügen an Sang und Saitenspiel, und mochte auch das Frauenvolk wohl leiden. Mit diesem leerte ich, auf seine eigene Zeche, gar manchen Becher, so wollte er es haben, und sang ihm vor, was ich wußte und konnte. Sprach er: „Junger Gesell! Nun will ich dir auch zeigen meine Liebe." Fragte ich: „Ist's Eurer Braut?" antwortete er: „Was meinst du wohl? Die Braut habe ich daheim, und das Liebchen ist hier. Bin ich fort, hat sie ein anderer, wohl jetzt schon. Das wirst du in-

der Welt wohl auch noch begreifen lernen." Ich dachte, warum nicht, und ging mit ihm zu seiner Amie. Da wurde viel Kurzweil getrieben, geredet gelacht, gesungen, und gespeiset, so, daß es mir gar wohl gefiel; und sprach sie: „Schaff dir auch etwas, du unnützer Knecht! Wer lebt muß lieben, allsonst er nicht lebt." Ich dachte: Wie ist das möglich? lebst du doch, und bist nicht in der Lieb. Aber, es wurde mir doch sonderbar, wenn ich sie einander herzen sah, und mochte nicht wieder hingehen."

„Da wir aber zu Schiffe wollten, wurden die beiden Patrone derselben über die Pilger uneinig, und wollte einer diese, der andere jene haben, und hießen, der eine Signor Pirolando, der andere Signor Contarini. Als sie aber endlich einig geworden waren, schifften wir uns ein, und nahmen mit uns was zu haben war, an Weine, Früchten, Kissen, Matratzen, nahmen auch mit uns graue Pilgerröcke, gelbe und rothe Stiefeln, allerlei Confekt und Spezereien, und für den Koch Töpfe, Schüsseln und Pfannen, und was man so ungefähr erdenken mochte, daß es auf dem Meere nöthig sey."

Wie wir auf dem Meere waren.

„Darüber aber war herbeikommen der 31ste Mai, als wir unser Schiff bestiegen hatten. In der Nacht aber nahm uns viel Schrecken ein, von dem Schweben, Wogen, Knirren und Krachen des Schiffes, das wir nicht gewohnt waren, so, daß nicht viel Freude und Ruhe da war. Als wir nun so lange in der Finsterniß, ein jeglicher in seiner Stanze an seinem Bettlein, mit Sorge und unruhi-

gem Schlafe, so hebt einer im Schlafe, also mörderlich und jämmerlich an zu schreien, als wollte man ihn ermorden, und dazu machte er ein wildes Getümmel in seiner Stanze, als wollte er sich wehren und entfliehen. Davon erwachten alle Pilger, wischten vom Schrecken auf, fiel einer über den andern her, und wußte niemand, was es war. Der Gesell aber, der neben ihm lag, stund auf und bat die Pilger ruhig zu seyn, es sey nur ein böser Traum von jenem. Also ward das gestillt. Aber fürwahr, all mein Tage bin ich übler nie erschrocken, denn damal. Der Pilger, dem das geschah, war ein guter, frommer Edelmann, und ward zum Ritter im heiligen Grabe geschlagen."

„An der Insel St. Eufemia legten wir an, gingen in die Stadt und besuchten das Andreas-Klösterlein. Es war aber bei mir ein junger Gesell, trug über den seinigen Pilgerkleider, nannte sich Franz, gebürtig, wie er sagte, aus Brünn in Mähren. Der hatte gar feine Sitten, schöne weiße Hände, und schien fast gar jungfräulich zu seyn. Meinte ich, er werde wohl nicht weit kommen, sagte er: „Muß ich doch zum heil. Grabe, dieweil ichs gelobt habe." Dachte ich: Das wollte Gott, und sagte weiter nichts."

„Als wir aber nach Candia kamen, klagte der junge Gesell über Schmerzen am Fuße, dieweil er sich eine Wunde gestochen hatte, besah ich dieselbe, und sah einen so schönen runden Fuß, dergleichen ich mein Leben noch nicht gesehen hatte, sagt's auch, da lachte er, und sprach: „Da hast du noch nicht viel gesehen!"

„Bei der Insel Rhodis kamen wir darauf am St. Johannis Abende an. Da ließen die Patroner die Schiffe erleuchten, daß es hell auf denselben wurde wie am Tage; das hieß das St. Johannis-Feuer, und da wurde gelobt St. Johannes am Feuer. Als nun alle dabei waren, huben die Trompeter an und stießen stark und fröhlich in die Trompeten, und fing das Schiffvolk an zu singen und springen. und die Walen alle, alt und jung in dem fröhlichen Geschrei, huben ihre Hände auf und schlugen sie mit großen Klappen zusammen. Da wir teutschen Pilger das sahen, thaten wir das auch, und ward ein solch wildes Getön und Geschrei, daß es grausamlich war, es zu hören; und dieß währte bis Mitternacht, dann wurde geruhet, bis der Tag begann."

„Indessen übte ich mich in Erlernung und Sprechen der Walischen Sprache, welches mir, als der ich einen ziemlichen Grund im Latein gelegt hatte, gar wohl gelang; auch sprach der junge Gesell, Franz genannt, wie gedacht, dieselbe wohl ziemlich gut und fertig. Es war aber seine Wunde nun auch wieder heil geworden."

„Als wir nun die Insel Cypern erreichten, landete der Patron; und stieg ans Land, nach der Stadt Nikosia zu gehen. Dort hält die Königin Hof, und seine Frau war bei ihr, die wollte er grüßen und besuchen. Viele andere aber stiegen auch an's Land und begaben sich nach dem Dorfe Aeylia, wo auf einem Berge das Kreuz des Schächers zur Rechten befindlich, welches ohne Unterlaß schwebend erscheint. Zu mir aber sprach der junge Gesell Franz: „Laß uns gehen und die schöne Stadt Nikosia besehen;"

und ich ging mit ihm dahin. Und als wir daselbst gesehen hatten das Heiligthum, und Johannes von Montfort, ein teutscher Ritter, der da liegt mit großen Ehren, und dem dicken, starken Sarg, gar köstlich vom edlen Gestein Jaspis, den die vor Cyperland hatten machen lassen. Christo, da er lebte, und wollten ihn also tod aus dem heiligen Lande in ihr Land geführen haben, da sie von seinen Wundern gehört hatten, gingen wir eine Straße hin, in der mein Gesell gar wie bekannt zu seyn schien, und kamen an ein Haus, das hatte vor sich einen schönen Hof, wohl versehen mit Blumen und Springbrünnlein, vorne ein eisernes Gitter. Da sagte mein Gesell, er habe zu bestellen ein Brieflein von einem valischen Ritter, und ging ins Haus. Ich aber setzte mich auf eine steinerne Bank und ergriff meine Laute, und sang das teutsche Liedlein:

Vom Vaterland
so fern, so fern,
hat mich erkannt
der Abendstern,
Und lacht mich an:
Ich kenne dich
und deine Bahn,
Hier siehst du mich.

Ich blick dich an:
Ach Abendstern,
auf deiner Bahn
so nah als fern,
wie freu' ich mich
Dich hier zu sehn!
Du kannst, nicht ich,
zum Liebchen gehn.

„Da klatschte es in die Hände, und als ich auffah, stand mein Gesell auf einem Söller, und neben ihm etwa ein Jungfräulein, ihr Gesicht bedeckt mit einem Schleier. Dachte ich, das wird seyn wie mit dem Nürnberger Kaufmann und seiner Ameie zu Venedig; sprach er aber von oben herab: „Ehrlicher Gesell, lebe wohl! Ich ziehe nicht weiter mit fort, und bleibe hier. Kommst du von Jerusalem zurück, nach Cypern, so suche mich hier auf, und die Neugierde, die du jetzt tragen mußt, soll dir dann abgenommen werden." Damit warf er mir einige Limonien zu und ging davon. Auch ließ er seinen Plunder holen vom Schiffe, und wußte sich's keiner zu erklären, warum er blieb, und wie das zuging. Sagte der Patron: „Er wird wohl Bekannte gefunden haben. Vero é, che le montagne non si ricontrino, ma gli huomini d. h. Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen." Also segelten wir wieder ab von Cypern."

„Aber am Tage St. Peter und Paul der heiligen zwölf Bothen, kam ein unnützer Wind, der uns wieder ans Land zurück trieb, wo wir zwei Tage still lagen, bis der Wind sich besserte. Da segelten wir weiter, mit frohem Herzen, und erblickten endlich das heilige Land. Da sangen wir mit frohem Muthe und heller Stimme.

Sey uns gegrüßt
du heil'ges Land,
wo unser Christ
sein Leiden fand! ꝛc.

Wie es nun erging, als wir im heiligen Lande waren.

„Da wir nun dem Lande nahe waren, und demselben zusteuerten und fröhlich sangen:

In Gottes Namen fahren wir
Und nahen uns dem Hafen ꝛc.

kam in unser Schiff gefahren der Trutzelmann, der große Calie, das ist der oberste Geleitsmann von Jerusalem, und der Pater Guardian nebst zwei Brüdern, und hielt derselbe eine große Vermahnung an uns, wie wir uns halten sollten friedfertig und christlich, bis wir kämen nach Rama, wo wir mehr erfahren sollten, wie wir thun müßten als christliche Pilgrime. Und als wir darauf aus der Barke traten an's Land, fielen wir nieder auf Knie und Antlitz und küßten das heilige Erdreich mit großem Ernst und großer Andacht. Und vor uns saßen die heidnischen Herren, alte tapfere Leute, mit grauen Bärten, auf der Erde auf Teppichen, und ließen zuführen einen Pilgrim nach dem andern, fragten nach unsern und unserer Väter Namen, und schriebens auf, und darauf that man uns in ein großes Gewölbe, wie man Schaafe thut in einen Schaafstall. Da lagen wir drei Tage in großer Unruh, davon viel zu schreiben wäre. Wir bekamen unsere Speisen wohlfeil zu kaufen, aber es geschah uns viel Leid von den jungen Heiden, und besonders von den Mohren; die alten Heiden hätten uns gerne beschirmet, die jungen aber achteten nichts auf sie und ihre Worte. Endlich aber brachte man uns Esel, darauf stiegen wir, verließen Joppe, und kamen nach Rama. Vor

der Stadt aber mußten wir absteigen und zu Fuß hineingehen, weil sie die Stadt gar heilig halten, von wegen daß da wohnt ihr Thadi, d. i. ihr Bischof oder ihr Prophet. In der Stadt aber führte man uns in das Pilger-Spital, das hat man bauen lassen Herzog Philipp von Burgund, zum Aufenthalt der Pilger. Da vermahnte uns nun der Guardian, und gab uns nun die Anweisung und Pilgerregeln. Dann aber den 21. Julius ritten wir auf unsern Eseln weiter, über Emaus, sahen bei Sylo den heiligen Oelberg und kamen in ein Thal, das gar fruchtbar ist, genannt Vallis Therebentina, das Therebint-Thal.

Wie wir in die heilige Stadt kamen.

„Als wir nun aus dem Thale durch viele Gärten, Stauden, an Zäunen und hohen Felsen vorbei gekommen waren, sahen wir herglotzen und klar herscheinen, die schöne, heilige, würdige, edle Stadt Jerusalem, mit dem heiligen Berge Sion. Und alsbald wir die begehrliche Stadt sahen, fielen wir von den Eseln auf die Erde, zu beten, und dankten Gott, daß er uns dieses fröhlichen Anblicks würdig gemacht hatte, und schweigend und still, mit Herzensandacht, zogen wir in die heilige Stadt."

„Und zwei Tage darauf zogen wir hinauf auf den heil. Berg Sion, wo wir Messe hörten in der St. Thomas-Kapelle. Darauf rüsteten wir uns zur Prozession, und sangen mit lauter, fröhlicher Stimme den Hymnum:

Pange lingua gloriosi
Proelium centaminis,

Et super Crucis trophaeum,
Dic triumphum nobilem etc.

„Und nach dem wir Alles besehen hatten, gingen wir in den Convent zum Male; da sprach einer gar schön vom heiligen Lande und seinen Städten, der war ein guter Poet und Orator, und wurde von unsern Rittern das Essen gut bezahlt.“

„Da ist denn nun zu reden von Bruder Hansen, der die Ritter des heiligen Grabes schlägt. Der ist ein weltlicher Mann und kein Mönch, noch von einem Orden gebunden, doch ist er im Kloster und trägt einen grauen Rock, als ein Bruder, nimmt das Geld ein, und gibt's aus, und kauft ein von den Heiden, und versieht das Convent, und ist ein Edelmann, von Brusen, gut deutsch, hat Gewalt vom Pabst und vom Kaiser, die edlen Pilgrime zu Rittern zu schlagen im heiligen Grabe, und ist ein persönlicher langer alter Mann, mit einem grauen, langen Barte, der auch viel Ehre hat bei den Heiden.“

„Tags darauf, als wir uns alle mit Wachskerzen versehen hatten, bezogen wir die heiligen Stätten, und den Tempel, in welchem das heilige Grab, und den Calvarien-Berg, bei allem Getümmel der Pilgrime von allen Nationen so mancherlei, mit großer Andacht. Und als wir kamen an die Kapelle, wo St. Helena das heilige Kreuz fand, sangen wir den schönen Hymnum:

Crux fidelis inter omnes
Arbor una nobilis:
Nulla silva talem profert,

Fronde, flore, germine.
Dulce Lignum, dulces clavos
Dulce pondus sustinet.

Flecte ramos, arber alta,
Tensa laxa viscera;
Et, rigor lentescat ille,
Quem dedit nativitas;
Et superbi membra regis
Miti tendas stipite.

Sola digna tu fuisti
Ferri saecli pretium,
Atque portum praeparare
Nauto mundo naufrago;
Quem sacer cruor perunxit,
Fusus Agni corpore.

„In dieser Prozession zogen wir zu allen heiligen Stätten. Und ist in der Mitte des Tempels, im Chor, ein Loch, das ist das Mittel der Welt. In der Nacht nun bereiteten wir uns alle zum heiligen Sakrament, und die Brüder lasen die Mette. Dann umzogen wir die heiligen Stätten außerhalb der Stadt Jerusalem, und zogen nach Bethlehem, und sahen die heilige Krippe, und fanden das große Kloster fast mehrentheils zerstört."

„Und es war ein Soldan, der wollte das Münster vermißt haben, und wollte Säulen und Tafeln davon nehmen, und als die Knechte anhuben zu brechen, da wischte aus der Wand hervor, ein langer, großer, grausamer Wurm, und lief an der glatten, polirten Wand durchabhin, und zerspaltete bei 50 Ta=

feln, als wären sie von einander getrennt durch glühende Eisen, und das sieht man noch dieses Tages, und habe es oft mit großem Wundern angesehen."

„Am 16ten aber, als es nun war Abend geworden sind alle Edle zusammen gekommen, und kamen um Mitternacht vor das heilige Grab zu Bruder Hansen, von dem ich vorher gemeldet, wes Mannes er sey, und von seiner Gewalt, Edelleute zu Rittern zu schlagen, der führte sie in das heilige Grab, und gürtete ihnen an ein Schwert mit Golde beschlagen, und thäten ihnen an zwei güldene Sporne, hieß sie niederknien, und schlug sie, die Edelleute geboren waren, zu Rittern; welche Ritterschaft ist die göttlichste, heiligste, geistlichste, würdigste, und allerbilligste. Uns aber wurde gesagt, daß die, welche lauter, um Gotteswillen, gen Jerusalem fahren, und die heiligen Stätten da besehen, jenen werde Gott sicherlich geben den Lohn, zu sehen das himmlische Jerusalem. Das wollte Gott! Amen."

„Als wir nun auch gezogen waren zum Jordan, besahen wir St. Johannes-Kapelle, und kamen gen Jericho, und sahen die wundersamen Rosen. Auch zogen wir vorbei am todten Meere, durch St. Hieronimus Wüste und kamen nach Bethania, sahen der St. Martha Haus, und Lazarus Grab, und gingen zurück nach Jerusalem."

„Aber es wurden dort krank etliche Ritter und Knechte, und mußten wir ihrer harren zur Abfahrt. Es waren aber der Pilgrime viele, die ziehen wollten nach St. Katharina, in die Wüsten und weiter hin-

ein in's Land, zu den heiligen Stätten. Von diesen nahmen wir Abschied, als sie fortzogen, und blieben noch zu Jerusalem. Da stunden wir, die wir gesund waren, täglich früh auf, und gingen gen Sion in's Kloster zu dem Amte, und wenn wir gespeiset hatten, besuchten wir die heiligen Stäten. Dann gingen wir auch in's Thal Josaphat, und besahen das gar eben, und nahm es uns Wunder, daß alle Menschen, die je gewesen sind und werden, in das Thal zum jüngsten Gerichte kommen müssen, da es doch nicht so groß ist, daß alle Menschen allein aus Schwaben darin stehen möchten, darüber erhielten wir aus der Schrift Bescheid von den Priestern, damit wir zufrieden wären; denn nach des Herrn Wort wird jedes Thal erhöhet und jeder Hügel erniedrigt werden, (Jesaias 40, 4) und da wird das Josaphat-Thal Platz genug haben für alle Menschen. Auch gingen wir auf den Oelberg, waren allezeit andächtig, und rüsteten uns zu, zur Heimfahrt."

Wie wir aus dem heiligen Lande zurückfuhren nach Cyppern.

„Also nun, nachdem wir in Ordnung waren, traten wir am St. Marien Magdalenentage unsere Reise wieder an, zurück zu ziehen in's liebe Vaterland, dahin wir uns unter den Heiden herzlich sehnten, denn es waren gar böse Leute. So zogen wir nach Rama und nach Joppen, wohin zu kommen wir viel Mühe und Beschwerden hatten, und hielten uns hier die Heiden so lange auf, daß wir schier ganz unwillig und verdrießlich wurden, ja es entschlossen sich der Pilgrime einige, die Heiden niederzustechen und der Galeeren sich zu bemächtigen; das aber wider-

rieth Herr Heinrich von Stöffeln von wegen den armen Christen in Jerusalem, und gaben wir endlich den Heiden des Geldes so viel, bis sie genug hatten, und so ließen sie uns endlich auf die Schiffe. Ist ein grausames, böses Volk, gar geldgeizig und fast immer unehrbar. So fuhren wir den endlich fort, und dankten Gott, als wir Cypern erreichten."

Wie es mir weiter erging.

„Da gedachte ich aber der Zusage, die ich meinem Gesellen Franz gethan hatte, und seiner Einladung, und als wir anlangten im Port und viele an's Land stiegen, ging ich nach Nikosia, ihn zu sehen und aufzusuchen. Und, siehe da, als ich in den Hof kam zu dem Hause, wo er war, ersah ich am Fenster ein Weib stehen, und winkte ihr zu. Sah sie heraus, und fragte: was es gebe? Sagte ich es, und lachte sie, und sprach: komme herauf; meinte ich die Stimme zu kennen. Und da ich über einen schönen Saal trat, öffnete sich eine Thür, und eine Stimme sprach! „tritt nur hirein;" und als ich eingetreten war, sagte sie: „Bist du zurückkommen von Jerusalem, und hast die Absolution abgeholt?" wußte ich nicht, was ich sagen sollte, lachte sie laut auf und sprach: „Kennst denn du mich nicht mehr? Siehe mich an. Ich bin Franz." Sah ich, daß es wahr war, und wußte nichts zu sagen. Rief sie herbei ein Mägdlein, und lies auftragen, Wein und Früchte, und mancherlei Zuckerwerk, hieß mich setzen, setzte sich mir gegenüber, und sagte: „Ja, siehe! so geht es in der Welt. Da ist aus mir ein Mädchen worden." Sprach ich: „Ich kanns nicht begreifen;" und trank, auf deutsche Sitte ihr auf ihre Ge-

sundheit eines zu. Sie that Bescheid, und sagte: „Ich bin halb deutsch halb welsch, und kann ich dir meine Geschichte nicht ganz erzählen, das aber sollst du wissen, daß ein Wale mein Geliebter war, und war nach Cypern gegangen, im Dienste der Venediger. Als er aber starb, hat seine Schwester mir's geschrieben, und mich vermocht hieher zu kommen, in Besitz zu nehmen, was ihr Bruder mir vermacht hat; Sie aber will ins Kloster gehen, und ich ziehe wieder nach Teutschland, was bald geschehen wird. Willst du nun auf mich warten, so kanst du mit mir reisen, und soll es dir keinen Heller kosten. Darum, bedenke dich und sage mir deine Antwort, ehe du wieder abfährst von der Insel.“ Da war ich gleich gefaßt, und sprach: „Ich will auf Euch warten, und mit Euch ziehen.“ sprach sie: „Das ist recht.“ Da brachte ich meine Sachen an's Land und blieb in Nikosia, hatte mich eingethan in einem Hause, wo eine Apotheke war und ließ mir nichts abgehen, dieweil die Signora Franziska für mich sorgte und mir gab was ich brauchte, und mußte ich ihr täglich etwas vorsingen in deutscher Sprache.“

„Und es war in unserm Hause ein feines Mägdlein, eine Schwestertochter des Apothekers, hieß Apollonia, und stand etwa in ihrem sechszehnten oder siebenzehnten Jahre, der mußte ich auch zuweilen vorsingen und erzählte ihr von dem, was ich gesehen hatte im heiligen Lande. Sprach sie: „Es ist doch große Gefahr und Mühe darum, will lieber daheim bleiben. Haben wir doch auch schöne Heiligthümer hier und hilft meine Schutzpatronin, die heilige Apollonia, den Mädchen zu frommen

Männern.“ Ich meine, wenn ich etwas gesagt hätte, sie hätte mir zu ihr geholfen, was aber nicht seyn mochte, auch nicht gut gewesen wäre, da die welschen Weiber ganz anderer Natur sind, als die deutschen Frauen und Mädchen, wie ich es dann wohl bemerkt habe in Welschland und Cypern. Da nahm es ihr Wunder, wann ich viel sprach von unsern Mädchen und von ihren gelben Haaren und blauen Augen, konnte über die meinige erstaunen und waren doch mehr grau als blau. Sie aber hatte schwarze Haare und Augen, wie Kohlen, aber gar sehr blitzend, wie Karfunkel. Auch war sie gar sehr lebendig, rasch und behende und konnte leicht zornig werden, und sehr schimpfen, wenn es ihr so ankam. Ich meine, die wird ihrem Manne wohl heiß genug gemacht haben; möcht's nicht seyn. Sonst aber konnte sie mir wohlgefallen, wenn sie gut that, freundlich sah und nicht zornig war. Und der Apotheker war ein alter Mann, und wollte nur immer reden von Pflanzen und Kräutern: und schenkte ich ihm eine Jericho-Rose, der Junfer Apollonia aber zwey Steinlein vom Stalle zu Bethlehem, die sie zwar gern nahm, doch aber wohl lieber gesehen hätte, daß es Adamanten gewesen wären, denn sie hatte nicht viel und putzte sich gern.“

„Endlich sprach die Signora; „Nun rüste dich zur Abreise. Es ist alles in Richtigkeit.“ Da sagte die Jungfrau: „Du willst also ziehen?“ Sprach ich: „Ich muß heim, wo meine Braut auf mich wartet.“ Da gab sie mir die Steinlein zurück und sprach: „Gib sie ihr.“

„Ueber drei Tage darnach aber gingen wir zu Schiffe, und kamen glücklich nach Rhodis, und endlich nach Venedig. Da schenkte mir meine Reisegefährtin 12 Zechinen, und sprach: „Frage nur nicht mehr nach mir. Du siehst mich nicht wieder.“ Und ich sah sie nicht wieder. Aber die hätte ich genommen. Das konnte nicht seyn. So wanderte ich fort, und kam über Augsburg bei den lieben Meinigen in Ulm wieder an, Gott sey Dank, ganz wohl und gesund. Gott helfe weiter!

Ritterschaft und Ritterschlag.

Das Wort Ritter wird im vielfachen Verstande gemißbraucht. In Frankreich ist Chevalier wer da will. Eigentlich bedeutet dieses Wort einen Maltheser, und die jungen Söhne gewisser großer Häuser heißen auch so. Ein jeder adeliger Landwirth heißt Ritter und Herr in Deutschland. Man errinnert sich dabei, wenn die Rede von alten Zeiten ist, zu gern an den Esplandian, den Lacelot, oder an den Finken-Ritter an den gehörnten Siegfried, an den Ritter mit dem Schwan, und wie sie sonsten heißen: warum aber nicht an den Bayard, an den Barbason an die Ritter Drahe Raleyh, den Ville Adam, den heiligen Martin, oder den St. George, den die deutsche Ritterschaft zum Schutze aufgenommen, und den der Türke mit sammt seinem Pferde ins Paradies gesetzt hat? Die Worte womit das Deutsche Ritter in andern europ. Sprache ausgedrückt wird, bedeuten ei-

nen Soldaten, und zwar einen solchen, der zu Pferde ficht. Wir müssen, wenn wir von den ältern Rittern, und von den Deutschen vornehmlich reden hören, merken, daß dieselben nicht zu einem Ritterorden dergleichen unsere Fürsten austheilen, gehört haben. Man hatte Vereinigungen gewisser Edelleute, die das Zeichen, so sie erwählt hatten, zur Benennung und Unterschied führten, aber keine Ritterorden, sondern Bunde hießen. Wir haben jetzt Ritterorden genug, deren Länder und Sterne die Kleider putzen. Leute von Geburt und Verdiensten, treten durch die Aufnahme in diese Orden in Gesellschaft mit Fürsten und Monarchen. Einige bringen Einkünfte, andere nur Titel. Nur wenige sind militärisch. Ein Ritter, davon wir hier reden, war aber ein andrer Mann.

Er mußte geschlagen seyn; und dieses geschahe mit vielen Ceremonien. Er hatte aber kein besonders Ordenszeichen. Die vornehmsten Kleidungsstücke, welche ihn von andern Soldaten unterschieden, waren sein mit Gold oder vergoldetem Silber beschlagene Gürtel, seine Kette, und seine goldenen Sporen, welche niemand tragen durfte, der nicht zum Ritter geschlagen worden war. Die Zierrathen oder Buckeln auf dem Gürtel waren das kennbarste Zeichen des zum Ritter geschlagenen Edelmanns; aber sie wurden durch den Aberglauben zum Behältniß von Talismanns, welche nicht neuer Erfindung, sondern bei dem Alter gebräuchlich waren, so wie die Gürtel selbst, deren Buckel mit allerhand Buckel bezeichnet, gut fürs Todtschießen und Unglück seyn sollten. Die nachfolgenden haben Marienbilder und Reliquien-Schachteln in gleicher Absicht und mit gleichem Erfolge darauf geklebt.

Wir haben noch jetzo militärische Orden, wobei der Ritterschlag gebräuchlich ist, und es werden auch noch Ritter von goldenen Sporen gemacht, welche von der Gattung von Rittern, davon wir reden, zu ereintreffen. Das Ritterschlagen geschahe entweder in Frieden mit großem Gepränge, davon die Einkleidung des Ritters von Bath in England verschiedene beibehalten, oder im Kriege mit einer bloßen Umhalsung von Seiten eines andern Ritters und mit Umgürtung des Degens, Schlag mit der Fläche auf die Schulter oder andere Art. Es mag diese ganze Ceremonie sich wohl von dem Gebrauche der Deutschen herschreiben, welche ihren zum Kriege reif gewordenen Söhnen den Spieß in die Hand gaben, und sie wehrhaft machten.

Wer zum Ritter geschlagen werden wollte, mußte alle nöthige Eigenschaften dazu haben. Zuerst war es durchaus nöthig, daß er edel war. Er mußte seinen Adel mit vier Ahnen bezeichnen, obwohl die Könige hierin nachgeben konnten. Der Edelmann mußte auch das gehörige Alter haben, daß ist, er mußte 21 Jahr seyn; denn der Titel eines Ritters deutete schon an, daß der so ihn führte, Kriegsdienste zu thun hatte, und diese erforderten einen erwachsenen Mann. Ich habe nichts gegen die Ausnahmen einzuwenden, wenn man gar junge Officiere macht; ich weiß aber nicht, wie es kömmt, daß der härtige Soldat dem artigsten und niedlichsten Kinde nicht gerne Folge leistet. Man hat mir auch sagen wollen, man habe Obristen vor Müdigkeit und Frost weinen sehen. Alles, was ich bei der großen Wahrscheinlichkeit thun konnte, war ein: das ist nicht möglich, entgegen hinzuzusetzen. Die vornehmsten Le-

hensbesitzer waren nicht Ritter von Geburt, ob sie gleich von Geburt die Titel Vorrechte und Besitzungen der Aeltern ererbten.

Der Herr von Flemming lehret uns eine andere Formel des Ritterschlagens, wie sie beim Kaiser Wilhelm, gebornen Grafen von Holland, in Cöln in der Kirche beobachtet worden. Der König von Böhmen, Wenzel, führten ihn vor den Erzbischof Cardinal von Cöln, der auf dem hohen Altar stand. Dieser erklärte ihm die Regeln des Ritterstandes. Sie waren: 1) Ein Rittermann soll täglich mit Erinnerung des Leidens und Sterbens Christi andächtig die Messe hören; 2) den katholischen Glauben großmächtig erweitern. 3) Kirchen, sammt Wittwen und Waisen beschützen; 4) sich in keinen unrechtmäßigen Krieg begeben; 5) keinen überflüssigen Sold begehren; 6) einen jeden Unschuldigen durch den Zweikampf befreien; 7) Die Turniere, nur sich in den Waffen zu üben, besuchen; das deutsche Reich in Ehren erhalten helfen, keine deutsche Reichs-Lehen veräußern und 9) ein vor Gott und Menschen, ein untadelhaftes Leben führen.

Hierauf legte der Cardinal des Kaisers zusammengeschlossene Hände auf das Evangelienbuch, und fragte ihn: ob er dieses zu halten vermeinte? worauf derselbe schwur, daß er die Regeln des Ritterordens durch das heilige Evangelium erfüllen wolle. Hierauf gab ihm der König von Böhmen einen Backenstreich, und sagte: zur Ehre Gottes des Allmächtigen, mache ich dich zu einem Ritter und nehme dich in unsern Orden mit Freuden auf. Aber bedenke, daß, gleichwie unser Heiland für dich von dem ho-

hen Priester einen Backenstreich gelitten hat, so sollst du dich dieser Schmach trösten, sein Kreuz auf dich nehmen und seinen Todt rächen. Der Kaiser turnierte hierauf mit dem böhmischen Prinzen mit der Turnier-Stange, hernach mit entblößtem Schwerte mit demselben, um das Kleinod, und hielt 3 Tage lang ein Fest. Es ist gewiß, daß der Ritterschlag mit verschiedenen Ceremonien errichtet worden sey. Diese Abweichung kann ein Beyspiel seyn, daß hier so gut wie hundert gilt.

Ein Ritter versprach bei seinem Schlagen, daß er Wittwen und Waisen schützen, die Unschuld vertheidigen, sein Ehrenwort halten, und keinen Schimpf auf sich sitzen lassen wollte. Daher kommt das Kunstwort: Bey Ritterlichen Ehren und Treuen. Oft wurden im Kriege Ritter vor der Schlacht oder nach derselben, zur Auszeichnung der bewiesenen Verdienste gemacht. Die Könige selbst nahmen diese Würde von den Händen ihrer Unterthanen an, so Ritter waren. Ein Ritter machte andere in der feindlichen Armee. Die Oberlehnträger zogen mit Unterlehnsherren zu Felde, führten ihr Panier, aber sie waren darum nicht Ritter, sondern sie mußten die Würde erst erhalten, welches nie eher geschahe, als bis sie mündig und stark waren, Rüstungen zu tragen. Die Vorzüge, deren sich ein geschlagener Ritter rühmen konnte, waren groß und glänzend. Er hieß Messire, trug prächtige mit Gold und Silber gestickte Kleider, ritt ins Turnier, wo und wie er wollte, ein, saß an fürstlichen Tafeln, hatte den Rang über jeden Edelmann, der nicht Ritter war. Er konnte junge Edelleute als Stallmeister oder Pagen führen, und hatte zuweilen die Ehre, seinen Fürsten selbst

zum Mitritter und Kammeraden der Waffen aufzunehmen. Es war ein Vorrecht, daß der Ritter von jedem, den er geschlagen, daraus Achtung und Beifall erwarten konnte. Es wird aus dem verständlich, was einige Schriftsteller sagen: Es gebe dreierley Ritter. 1) die, welche von Geburt so heißen, als die Fränkische, Rheinische, Schwäbische Ritterschaft. 2) Ferner sind es solche, die Ritterorden erhalten; und 3) die, welche zur Nachahmung der bis hieher von uns beschriebenen Ritter, ohne einen Orden zu erhalten, gemacht werden. Der Kaiser pfleget dergleichen sowohl, als der Papst, bei den Krönungen vorzunehmen, unter welchen letztern aber auch Gelehrte, Künstler und aus dem Civilstande sind.

Die Lust sich hervorzuthun, Würden, Vermögen und Ansehen zu erwerben, trieb die Ritter, welche kein anderes Werkzeug als den Degen hatten, dahin, wo Krieg war. Man sahe Edelleute ihre Güter versetzen, den Thurnieren beiwohnen zu können, und ihre Lehen veräußern, um sich zum Kreuzzuge zuzubereiten. Die Romanzen verschönerten die Beschreibungen dieses Standes, mengten die wunderbarsten Grillen in die Geschichte dieser Bücher und machten die Würden der Ritterschaften verdächtig.

Die Ritter gingen aus einem Lande ins andere, um den Spielen beizuwohnen, wenn bei ihnen kein Krieg war. Bei allen ritterlichen Uebungen ging der Dienst des Landes, dem sie als Krieger verbunden waren, dem Dienste des Fürsten vor. Wenn sie ihre Geschicklichkeit und Muth im Scherz und Ernst auswärts erwiesen, so glaubten sie für den Ruhm

ihrer Nation zu fechten. Vielleicht ist es dem Lande rühmlicher, wenn man sagt: Es kommen vortreffliche Officiere aus dieser Gegend; als wenn man sagt: Keine Nation schickt feinere Spieler zu den Solennitäten und in die Bäder. Diese letztern ziehen in der Zeit auf ihre Abentheuer herum, da ihr Land Krieg hat. Es wurde in die Turniere nicht jeder Unbekannte zugelassen. Den Romanen schien dieser Umstand zu einförmig; ihre Helden fallen, wie aus dem Monde in den Turnierplatz. Wir haben gesehen, daß sich jeder Ritter angeben mußte; man stach nicht gegen ihn, wofern er nicht edel war. Straßenräuber, Verräther, die so ihr Ehrenwort gebrochen, feldflüchtig geworden, ihren Fürsten verlassen: die, so gegen Frauenzimmer gesündigt, wurden nicht in die Turnier-Schranken gelassen.

Es hat wirklich irrende Ritter gegeben. So heißt eigentlich der, welcher in der Welt herumzog, um Abentheuer zu suchen, Unschuldige zu vertheidigen, das Recht zu beschützen, Bösewichter zu strafen und Zeichen seiner Tapferkeit zu zeigen. Da diese Geschöpfe in unsern Zeiten sich nicht mehr gezeigt, und die ganze Art davon, welche an sich, wie ich glaube seltsam gewesen, und vielleicht größtentheils in den Gehirnen der Romanschreiber geboren worden, ausgegangen, so wird es schwer, sich dergleichen vorzustellen. Ich nehme mir aber immer etwas Aehnliches zum Vorbilde, wenn ich mir einen Begriff machen soll. Dieses ist die Gattung Leute, welche wir französisch Aventurier nennen, und den Deutschen Abenteurer heißen könnten. Ziehen diese nicht auch herum, suchen Gelegenheit, gerade das Gegentheil von

Sprichwort mit einer langen Nase abziehen, und dem Splitterrichter, ruft es zu: Zupfe dich bei deiner eignen Nase: (Noste te ipsum) Wer einen Verweis erhält, bekömmt eine Nase.

So wie die Finger, die Ohren, in Indien die Fußzehen, haben bei einigen Völkern auch die Nasen Ringe, und andere Zierrathen. So tragen die östlichen Insulaner zwischen Asien und Amerika als Nasenschmuck, in Löchern, welche durch die Nasenscheide gehen, kleine Vogelknochen, welche wie Bauerringel die Nasenpläpchen in die Höhe heben. In Neu-Süd-Wales ziehen die Einwohner einen fingerdicken, wohl vier Zoll langen Knochen durch die Nase, welcher dieselbe fast ganz verstopft, und sie nöthigt durch den Mund zu athmen. Im Orient schmücken die Schönen ihre Nasen mit Ringen, so kostbar sie dieselben nur haben können.

Das Nasenansetzen, d. h. verlorene Nasen durch eine künstliche Nachimpfung mit Fleische wieder zu ersetzen, soll ein Sicilianer, D. Branca erfunden, und mit großem Beifall ausgeübt haben; Andere eignen dem Bologneser C. Tagliacotti, diese Erfindung zu, deren Werth kaum gehörig zu würdigen ist. Wie denn der Werth einer menschlichen Nase, wohl nicht so genau wie der der Nase eines Heiligen, (in effigie) bestimmt werden kann, wie ein Beispiel beweißt:

Ein gewisser Hallard aus Orbe, ein eifriger Anhänger der reformirten Lehre, schnitt aus heiligem Eifer im J. 1532 der Statue des heil. Petrus die Nase ab. Dafür wurde er um einen Rthlr.

gestraft, und 24 Stunden lang bei Wasser und Brot ins Gefängniß gesetzt. So hoch wurde also damals die Nase eines Apostels geschätzt. Mit der Nase des heil. Januar wäre der Frevler nicht so gut weggekommen, denn diese thut Wunder. Wenn die Maissurier ihren Gefangenen die Nasen abschneiden, wissen sie dieselben recht gut zu benutzen. Sie salzen dieselben ein, und schicken sie an den Hof. So schickten ehemals die Türken die Nasen der erschlagenen Christen, nach gewonnenen Schlachten, nach Constantinopel.

Kaiser Maximilian I. hatte eine ziemlich große Nase, und weil ihm sein Bildniß so oft, bald gemalt, bald gegossen, bald geschnitzt präsentirt wurde, wurde er endlich des Wesens überdrüßig, und sagte: „Seht doch! Ein Jeder, der eine große Nase machen kann, kommt und will Uns damit dienen."

Sehr stark und groß benaset war Kaiser Rudolph der Habsburger, ein Herr, der immer frohen Muthes, und spaßhaft genug war, andern den Spaß nicht zu verderben. So ritt er einstens mit den Seinigen durch einen Hohlweg, wo einer fuhr, der nicht ausweichen wollte. Die Reisigen des Kaisers riefen ihm zu, sagten, wer da eben komme, und geboten auszuweichen: dieser, der entweder den Kaiser nicht kannte, oder sonst grob genug war, sich so zu äußern, rief aus: „Nun! wo soll ich denn hin vor des Kaisers Nase?" — „Da will ich dir helfen, — sagte der Kaiser, und drückte mit dem Finger die Nase auf die Seite. — Nicht wahr, nun gehts?"

Dergleichen Auftritte machten den Kaiser, der,

wenns eben auch darum zu thun war, scherzend etwas Ersprießliches zu bewirken, wohl gar den Bierausrufer vorstellte, ein Spaß, den jedoch Zinkgräff etwas genauer nimmt, als K. Rudolf es nahm, und bei Erzählung jener Nasengeschichte zusetzt: „Einem andern sollte wohl eine Abkehr auf dem Rücken zu Theil worden seyn; wie es auch Speidel meint.

Die ersten deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen des Terenz.

(Hierzu das Titelkupfer)

Es ist merkwürdig, daß unsere alten Komödien sowohl als vorhin die geschriebenen, in lat. und deutscher Sprache mit den Nachahmungen und Uebersetzungen des Terenz anfangen; nicht aber mit dem Plautus, der doch ungleich lustiger und komischer ist. Auch hierin zeiget sich sonder Zweifel der gute Geschmack unserer Vorfahren: die sich eher in die wahren Schönheiten der feinsten Schaubühne, als in das poßierliche Wesen der plautinischen Stücke haben verlieben können. Wir werden hierin noch mehr bestärkt werden, wenn wir im folgenden eine Menge Terenzischer Uebersetzungen, allein nur wenige Stücke aus dem Plautus antreffen werden, die man im Deutschen bekannt gemacht hat.

Das erste, welches zum Beweise dienen soll, ist folgendes:

Aus dem XV. Jahrhunderte

Im 1486 Jahre.

Ain maisterlich vnd wolgesetzte Comedien, zelesen und zehören, lustig und kurzweylig, die der Hochgelert vnd groß Maister vnd Poet Therencius gar subtill mit groser Kunst vnd hohen Fleiß gesetzt hat, darin man lernet die gemüet, aigenschafft vnd sitten der Menschen des gemainen Volks erkennen. Darumb ain yeder so durch lesen oder hören deß wissen empfahet sich desten baß vor allen Betrügnuß der bösen Menschen mag hütten vnd wissen zebewaren. Am Ende steht: Diese Comedia hat Hanns Nydhart zu Vlm lassen drucken den Cunrat Daiknut in Fol. Nach Christs gebürt 1486.

Weil dieses seltne Stück aus der Zwickauischen Bibliothek mir zum Gebrauche theilhaftig geworden ist, so soll eine mehrere Nachricht davon gegeben werden. Es ist ein Foliant von 94 Blättern auf starkes Papier gedruckt, doch ohne Custoden, und die Signatur der Quaternionen hebt gleich mit AI. AII. AIII. AIIII. an. Gleich auf AII. (denn das erste Blatt ist leer): steht obiger Titel oben in lauter gleichlangen Zeilen, bis auf der Hälfte der Seite. Nach einem handbreiten leeren Raume steht unten:

Argumentum, das ist ani Entdeckung oder Lautere erklärung in der vorred ayner yeden Comedi wie man die ver-

stan soll vnd mag, vnd vacht das Argument dieser Comedi also an:

Auf der folgenden Seite steht oben das Argument ziemlich dunkel, daraus man nimmermehr rathen würde, daß es der Eunuchus sey. Unten steht aber noch einmal:

Argumentum, Es ist zemerken ain ander argument, das noch lüttrer vnd verständlicher ist.

Dieses ist nun der Prologus in ungeb. Reimen verdeutscht. Darauf folgt die Erklärung.

Was Comedia zeteutscht gesprochen seie, wie sie auch geteiht vnd ausgelegt werde. Die Erklärung heißt so: Comedia iß ain gedicht, aus mengerlai das gemüt vnd aufechtung mitler Person inhaltende. Daraus man lernet was gut ist zegebrauchen, und das Böß zemeiden. Und spricht Cicero das Comedia menschlichs wesen ain Spiegel seie vnd ein Pildung der Wahrheit ꝛc.

So sorgfältig verfuhren die ersten Uebersetzer und Lehrer unserer Deutschen mit ihren Lesern. Ferner erkläret er aus Aristoteles Poetik, daß die Komödie aus vier Theilen bestehe Methaplasmus, Protasis Exenthesis und Paragage. Dann kömmt der Name dieser Comedie: Eunuchus das iß in teutsch Hemling; ein jetzt un-

bekanntes Wort, das vermuthlich von Hammel herkömmt, den der Pöbel hier noch wie Hemmel ausspricht: was ist nämlich ein Castrat oder Verschnittener anders, als ein Schöps oder Hammel unter den Schaafen? Man merket ferner an, daß eine Comedi auch in fünf vnterschaid oder geschichten getailet wird. Hierauf kömmt der Inhalt aller fünf Geschichten oder Aufzüge; man nennet und beschreibt alle Personen darinnen; man erkläret auch die vier Unterscheidungszeichen ; . ? () ! Und endlich erinnert man, daß diese Comedie eine Glosse habe; nämlich den Text auf der glinken, und die Glosse auf der gerechtensytteninderklaynengeschrifft ꝛc.

Soviel mag davon genug seyn.

1499.

Terentius der hochgelehrt und allerbruchelichst Poet von Latin zu Tütsch transferirt, nach dem Text vnd nach der gloß. In seinen VI. Büchern vß dem ein yeglicher mensch erkennen mag, die sytten und gemüt der andern menschen.

Es scheint der obige Versuch eines einzelnen Stücks aus den Terenz in Deutschland so gut aufgenommen zu seyn, daß andere geschickte Leute aufgemuntert worden, den ganzen Terenz zu verdeutschen. Dieses erhellet aus der Vorrede. Denn das Titelblatt füllet auf der ersten Seite ein großer Holzschnitt, der eine Schaubühne mit den Schauspielern und Zuschauern vorstellen soll, wie sich die Ueberse-

her irgend vorgestellt. Auf der zweiten S. aber stehen folgende Zeilen Verse:

Zu Cartago in der Stat so hoch
Ward geborn ich Therencius, doch
Zu dem Römschen rich kam ich gerobt
Von meiner Vernunft vast hoch begobt
Aber mensch sytten beschrieben hab.
Gar von Jugent an bis in das grab.
Wie auch die Knecht die herren betriegen
Wie ein schnöd frow und frihard liegen
Ein yeglicher der das lesen ist
Der macht sich sicher zu aller frist.

allen vnd yeglichen Erbern frummen vnd redlichen Tütschen ist daz Buch getütscht vnd gedruckt, durch rat und angeben hochgelernten lüt Docktor und Meister, die das nützlich sin allen tütschen erkannt haben. Wie wohl etlich dem gern weren wyder gewesen, sprechende söllich weltlässig ding nit proffneu synt dem gemeinen man, die wil doch der bey nun zuvil listig vnd vff büberey geneigt ist, darumb er in keinen weg wyter sy zelere. Der meinung in keinerley maß statt geben werden soll, wan das Böß nit, es sy denn erkannt, vermitten würt, vnd das boß sol man auch lernen erkennen, dardurch das gut dester baß erkannt würt ꝛc.

Nun kömmt die Nachricht wer dieß übersetzt habe.

Wir, die das getütscht vnd gedruckt haben, ee dann wir auch recht verstunden die meinung, legten auch übel an. Den ersamen vnd wysen Hansen Nythart, Burger in Vlm, das er die andern Comedie Eunuchum vor jaren getütscht hat, da wir aber die lasen vnd wyder gelesen haben vnd zu dem dritten mal wol gekiernet erst erkannten wir das vil guts vnd nutzbare ler pflantz in tugend vermydung Laster darinn begriffen was, vnd wurden auch erst Therencium recht an dem teil version, vnd bevor Donatum der darüber mit aller vnverstentlicher subtilester Leer geschriben hat.

Billig sagen wir dank nach dem obgemelten Hansen Nythart vnd vntötliches Leb u. s. w.

Sie hoffen ferner von Gott der kein gut Werk unbelohnt läßt, auch ewigen Lohn für ihre Arbeit. Sie rathen auch das Buch einmal, zweimal, ja dreymal zu lesen, ehe man es recht verstehen werde: denn es befunden tütsch in ihm hat, wann da ist eni gemeine rede, wie täglich noch hüt einer mit dem andern redt u. s. w. Sie verweisen übrigens aufs Register, und geben Regeln, wie man es lesen soll. Es ist in der That acht Folioblätter stark, und fünf Regeln machen den Schluß: on die wie vorstot mag kum verstanden werden deß tütsch, die weil es dick verzugkt vnd gebrochen ist. Hierin, sagt er nun die lautere Wahrheit. Denn sowohl der Text des Terenz

als der Uebersetzer Glossen sind so unverständlich, daß man kaum glauben kann: man habe damals zu Ulm, oder in Straßburg, wo es gedruckt ist, täglich so geredet. Wir wollen bald eine Probe davon sehen.

Jede Comödie hat einen großen Holzschnitt, der alle Personen des Stückes in ihrer Gestalt und mit ihren Namen darstellt, z. B. Auf der ersten, Andria genannt, sieht man sogar die Insel Andros ganz mit Häusern bebauet, wie eine an der See schwimmende Burg, mit Thürmen an den Ecken, ein leeres Schiff in der See; den Phania der darin schwimmt; die Pasibula auf einem Getäfel sitzend und schwimmend; die Amme die von der Mysis das Kind empfängt; den Carinus, Biria, Crito, Chremes Pomphilus, Symo, Sosia und endlich die Philomena, alle in verschiedenen Stellungen bei ihren Häusern; ja sogar das Wochenbett worin die Gebährerin kreist in einem besonderen Hause, dessen eine Wand ausgenommen ist.

Hernach hat jeder Auftritt sein besonderes kleines Bild. Dabei ist es artig, die Trachten zu bemerken, worin der Zeichner die alten Römer oder Griechen vorgestellet hat; nämlich wie man damals in Schwaben oder im Elsaß gegangen. Zur Probe will ich eins davon mittheilen, und den Titel dieses Buches zum Zierrathe geben. Ein ganzes Blatt ist dem Inhalte des Stückes gewidmet. Es heißt:

Argumentum, das ist ein entdeckung oder ein lautere eroberung (als dann auch vorgeschrieben ist) und in der vor-

red einer yeden Comedien wie man die verstön soll vnd mag ꝛc.

Die Aufzüge oder Aktus nennen die Uebersetzer Uebungen, die Erste Uebung; die Austritte aber Scen. Das aber die Uebersetzer als Kunstrichter zu Werke gegangen, wird aus der Vorerinnerung der Andria deutlich erhellen, wo man anders ihr besunder tütsch verstehen kann.

In dieser ersten Scen ist die Tugend das mit sagung des Arguments würk der soenisch bruch gesehen. Darumb das on verdruß sy die lang red vnd das alt gesprech vnd umb die gewerffende fundament der fabel das vß tugent des Poeten an die volbringen der vorred das volk vernenden durchgang der Comedien. vff das; das, das die sah wer werd gesehen gewürkt dann geredt ꝛc.

Wer das errathen kann, der wird den Meister wohl erkennen: und vermuthlich hat ers von Donatus gelernet. Nun wollen wir hören, wie er übersetzet; und wie seine Glossen am Rande klingen. Der I. Austritt lautet so:

Symo. Sofia.

Irdie Ding hynnyn, nement hynweg gond darvon. Oder also secundum Donatum. a Jr nenent hynb die ding hynyn o gangen hinwegk Sofia näher dich mir, b mit wenigen ich dich will. Sofia. Du

schetzest es sy gesagt. Fürwahr das die Ding recht gekocht werden. Symo. Gar wyteinanders. Sosia. Was ist es meer dann das myn kunst verbringen mag u. s. w.

a. Mit versah mangelt das er nit anfacht mit dem eygen namen. Desgleichen das Virgilius anfacht mit dem eigen namen.

b. Er meldet kein Vrsach den andern hinwegk zu gon so er spricht. Nement hyn die ding hynyn, das er nit argkwon yestoße dan Sosiam blyben sie, vß vrsach mi theilhafftig machen seiner Feyerlichkeit.

c. Gangen hinwegk oder kumen davon. Das ist behender vnd zorniglicher zu lesen dann da sich die knecht vmb sachen und nit yleten, sprach er also ꝛc.

d. Mit wenigen ich dich will. Das ist ein vnvollkumne vnd darumb verstand by wenigen worten. vnd ich dich will verstond zu sprechen.

e. Du schertzst es sy gesagt. Hir merken die eygentschafft eines guten knechts der sich nicht soll lassen heißen. Aber alles von im selbs thun vngeheissen. u. s. w.

Diese Probe wird zur Gnüge zeigen, wie das ganze Werk beschaffen sey: und wer das Latein des Terenz, nebst dem Kupfer von eben dieser Scene beym Titel dieses Buches ansieht, wird zur Gnüge verstehen, was die Meinung ist. Dieses wird z. B. zeigen, daß die Scenen der terentianischen Stücke, alle unter freiem Himmel, vor den Häusern, oder auf öffentlicher Gasse vorgehen. Dieß hat der Figurenschneider sehr wohl beobachtet.

Uebrigens sind gewiß viel artige lustige Dinge, sonderlich in den Anmerkungen gesaget, die eine gute Kenntniß des Alterthums anzeigen. Der ganze Band enthält CLXVIII. Blätter: denn nur diese sind gezählet. Jedes Heft ist eine Trierne; und die Signatur geht bis A üy. B yjj u. s. w. Am Ende steht:

Getruckt in der kaiserlichen vnd freyen statt Strasburg von Hanß grüninger. Und selicliche geendet vff zyntag vor sant Gregorientag. Nach Christi geburt 1499.

Doch soll auch noch der Terenzische Schluß der VI Comedie folgen: Valete et Glaudite.

Behüt synd vnd schlahend die Hend von fröden zesamen ich Calliopius habs erzellet.

Das ehemalige Todaustragen in Nürnberg am Sonntage Lätare.

Dieser Sonntag hat folgende sieben Benennungen. Er heißt: 1) Lätare (Freue dich!) von dem Anfangsworte der biblischen Lektion aus dem Jsaias Kap. 66, 20. 2) Brod-Sonntag, weil Christus nach dem Evangelium, welches in christlichen Kirchen an diesem Sonntage erklärt wird, fünf tausend Menschen mit Brod gespeiset. 3) Der Rosen-Sonntag, weil der Pabst jährlich an diesem Sonntage goldene, mit Balsam und Bisam wohlriechend gemachte Rosen weihte, wodurch die Gottheit, der Leib und die Seele Christi, angedeutet werden soll. Diese Rosen wurden bei Gelegenheit an Könige, Fürsten und andere hohe Personen, auch an Städte und Republiken verschenkt. 4) Der schwarze Sonntag, weil man, zum Andenken an die Abschwörung des Götzendienstes und Annehmung der christlichen Lehre, ungestaltete, schmutzige und mit schwarzem Rauche überzogene Götzenbilder an diesem Sonntage in das Wasser oder in die Flüsse zu werfen pflegte. Hilscher (Diss. de ritu Dominica Laetare), den Tod austreiben. Lips. 1690. 4. sucht zu behaupten, daß dieser Beiname dem zunächst darauf folgenden Sonntag Judica zukomme, und zwar deßwegen, weil an demselben die Altäre und die Personen, welche an den Altären dienten, schwarz gekleidet waren; so wie der erste Sonntag nach Ostern der weiße Son-

tag genennet wird, wegen der weißen Kleidung in welcher die Katechumenen in den ersten Zeiten der Kirche bei der Taufe erschienen.

Die Schriftsteller, welche dieses behaupten, legen also den beiden auf einander folgenden Sonntagen die Benennung bei, welches aber nicht Statt finden kann, weil wir ja nicht zwei schwarze Sonntage haben; und der Beiname nur in der einzelnen Zahl vorkommt.

Dieser Sonntag heißt 5) Mitfasten, Mittelfasten, weil er in der Mitte der Fastenzeit ist. 6) Todtensonntag, von einer Ceremonie, die von den slavischen Völkern abstammt. Diese fiengen ihr Jahr im März an, in welchem der Sonntag fällt. Auch die alten heidnischen Franken, fingen die Monate vom März zu zählen an, weil in demselben der Anfang des Frühlings fällt. Dabei hatten sie die Gewohnheit, einen Götzen herum zu tragen, um ein gesegnetes Jahr, und besonders einen ergiebigen Feldbau zu bewirken. Deßwegen sie auch den Götzen zur Stadt hinaustrugen, und mit ihm auf die Felder gingen. Die slavischen Völker hingegen feierten am ersten Tage des März das Todtenfest, zum Gedächtniß der Verstorbenen. Jede Gemeinde zog bis an das Ende ihres Wohnorts, wo die Todten verbrannt wurden, mit Fackeln und singend, und opferten daselbst. Vermuthlich war dabei die Figur eines Götzen, etwa des Todten-Gottes (Morama) voraus getragen. Daran ist 7) zu unterscheiden die Benennung: Tod-Thot-Dot-Sonntag, wovon wir nun mehr sagen wollen.

Am Sonntage Lätare herrschte und herrscht vielleicht zum Theil noch, in Böhmen, Schlesien, Meissen, Thüringen, Franken, Baiern ꝛc. folgende Gewohnheit, nur in jedem Lande und an jedem Orte mit einigen Verschiedenheiten:

Eine bald kleinere, bald größere Anzahl von Kindern auch erwachsenen Personen, kommen an diesem Tage am frühen Morgen zusammen. Ein Kind trägt einen Tannenzapfen, welcher mit Stroh umwunden und mit einem Kopfe versehen ist. Der Leib ist in Lappen eingehüllt. Dieses Bild, das den Tod, (Thot, Dot) abbilden soll, wird vor dem Haufen hergetragen.

Einige Schriftsteller leiten das Wort Tod von einem gefräßigen Seeungeheuer her, welches aus der Nordsee von Zeit zu Zeit ausstieg, die benachbarten Felder verwüstete und alles auffraß, was sein weit gestreckter Rachen erreichen konnte. Alles Landvolk eilte zusammen und suchte solches zu tödten. Glückt es demselben, das Thier zu erlegen, es sey mit Pfeilern oder Steinwürfen, so wurden die größten Freudensbezeugungen darüber angestellt. Man nannte das Thier Tod (Mors) weil es allen Tod und Verderben drohte.

Diese Ableitung scheint mir aber unwahrscheinscheinlich und zu weit hergeholt zu seyn. Mehrern Beifall hat bei mir folgende Ableitung:

Bei den alten Deutschen hieß Gott bekanntlich Tod, Dot, Thuit, Thiot, Theod, Tud, Theut, Thort, daher die Männernamen kom-

men: Thiotrich (Dietrich) Theotbold (Theoball) so wie heutiges Tages ähnlich componirte Männernamen existiren: Gotthold, Gotthard u. a.

Weil mit dem Worte Gott zugleich der Begriff eines Allvaters verbunden wird, so wurde der Pathe und Gevatter eines Kindes, auch das Kind selbst, Dod, Döde, genannt. In der Nürnbergischen Taufordnung, noch vom Jahre 1784 heißt es S. 17. „Es (Sie) wolle mir unbeschwert, anstatt und von wegen seines (ihres) lieben Doten, auf meine folgende Fragen Rede und Antwort geben. N. Widersagst du dem Teufel?"

Man ersieht hieraus, daß das Wort Dot im Nürnbergischen nicht nur dem Taufzeugen, sondern auch dem Kinde (Täufling) gegeben wird. Der Pathe nennt das Kind seinen Doten, und das Kind nennt ihn seinen Herrn Doten. Der gemeine Mann hier spricht aber dieß Wort: Dut, Thut, Tut aus. Daher auch in Nürnberg aus dem Anfange des Liedes: „Weil du mein Gott und mein Vater bist ꝛc." bei schönen Gevatterinnen, nämlich den Müttern des Kindes, zu dem Gevatter (Compater, Mitvater, Taufpathe, Taufzeuge) häufig von Freunden scherzweise gesagt zu werden pflegt: Weil du mein Dot und Vater bist.

An einigen Orten begleitet die ganze Gesellschaft das Götzenbild mit einem unangenehmen, wilden Geschrei, an andern aber mit einem neuverfertigten und wieder an andern Orten mit einem gewöhnlichen, schon alten Liede durch die Straßen der Stadt oder des Dorfes.

Wir tragen den Tod (Götz) ins Wasser,
Wohl ist das!
Wir tragen ihn hinein und wieder heraus,
Wohl ist das!
Wir tragen ihn für des Biedermanns-Haus.
Wohl ist das!
Sollte der Biedermann sterben,
Wohl ist das!
Wollen wir sein Gut erben,
Wohl ist das!
Sein Silber und sein rothes Gold,
Wohl ist das!
Dadurch wird unser Beutel voll.,
Wohl ist das!
Was gibt man dem alten Männchen?
Wohl ist das!
Ein Seidlein (halbes Maaß) ins Kännchen,
Wohl ist das!
Ein Weckchen und ein Dreyercher.
Wohl ist das!
Was gibt man jungen Mädchen?
Wohl ist das!
Die Blümchen auf den Fluren,
Wohl ist das!
Was gibt man jungen Burschen?
Wohl ist das!
Eine Hand voll Ruthen,
Wohl ist das!
Was gibt man jungen Knechten?
Wohl ist das!
Ein Messerchen, daß sie fechten.
Wohl ist das!
Was gibt man jungen Reitern?
Wohl ist das!

Wir sollen ihre Rosse loben.
Wohl ist das!
Das Mädchen will in die Kirche geh'n.
Wohl ist das!
Das Röckchen soll voll Falten seyn,
Wohl ist das!
Das Röckchen sey voll Falten.
Wohl ist das!
Mädchen nimm keinen Alten!
Wohl ist das!
Nimmst du einen alten Mann,
Wohl ist das
So liegt er in der Holle krank.
Wohl ist das!
Nimm dir einen jungen Burschen,
Wohl ist das!
Der die Wiege vor das Bett kann tragen.
Wohl ist das!
Laßt euchs nicht verdrießen!
Wohl ist das!
Um zwölf (Uhr Nachts) wollen wir schließen.
Wohl ist das!
Eichenlaub und Wintergrün,
Wohl ist das!
Steht unserm rothen Kränzchen schön.
Wohl ist das!
Der Tod hat einen Panzer an,
Wohl ist das!
Hängen viele Läuse d'ran.
Wohl ist das!
Gebt uns ein bischen Schmalzes,
Wohl ist das!
Die Suppe ist versalzen.
Wohl ist das!

Wollt ihr kein Schmalz uns geben,
Wohl ist das!
So lassen wir den Tod (Dot) nicht sehen,
Wohl ist das!
Wir hören Dreyerchen klingen,
Wohl ist das!
Drum wollen wir hüpfen und springen.
Wohl ist das!
Wird uns ein Sechserchen d'raus.
Wohl ist das!
Es gibt auch gute Gesellen, die schlagen's nicht aus.
Wohl ist das!
Man hat uns redlich und ehrlich gegeben.
Wohl ist das!
Der liebe Gott laß uns mit Freuden erleben,
Wohl ist das!
Wenn übers Jahr wir wieder singen,
Wohl ist das!
Daß wir euch alle mit Freuden finden.
Wohl ist das!
Behüte Gott euch heuer,
Wohl ist das!
Vor Wasser und vor Feuer.
Wohl ist das!
Das Feuer nimmt schnell überhand,
Wohl ist das!
Und machet einen armen Mann
Wohl ist das.

Aus dem Anfange dieses Liedes erhellt, daß die Sitte de. Todaustragens in der Mitte der Fastenzeit, und also am Sonntage Lätare beobachtet worden ist, — daß der Götze (Dot) zwar in das Wasser

oder in den Fluß getaucht, aber wieder herausgezogen zu werden pflegte, — daß der Götze vor die Wohnung des Biedermanns, nämlich des Richters, Bürgermeisters, Schulz ꝛc. gebracht, und sodann erst verbrannt worden ist, und, daß die Abschaffung des Götzendienstes für eine Wohlthat, für eine gute Begebenheit angesehen worden sey, welches durch das immer wiederholte: „wohl ist das!" zu erkennen gegeben wird.

Sobald an manchen Orten die Mitglieder der Gesellschaft mit dem Dot (Götzenbild) zu dem Platze, der zu dieser Ceremonie gewählt und bestimmt worden ist, gekommen sind, so werfen sie ihn mit wildem Geschrei entweder in eine dazu bereitete Grube, oder in einen Morast, oder in einen Fluß. An andern Orten wird er, wie oben gesagt worden ist, verbrannt.

Wenn sie das Bild in die Grube, den Morast, Fluß ꝛc. geworfen oder verbrannt haben; so fängt die Gesellschaft an, von diesem Orte schnell fortzufliehen, damit gleichsam keiner unter ihnen von dem Dot wieder erreicht werde.

Sind sie in die Stadt oder in das Dorf, unter lautem Jubel, als Siegeshelden zurückgekommen, so schmücken sie sich mit Wachsblumen, mit ausgeschnittenen Blumen, und mit allerley Flitterwerk.

An manchen Orten hauen die Leute eine junge Tanne oder einige Zweige von derselben ab, schmückten solche mit silbernen Gürteln, goldenen, mit falschen Perlen ausstaffirten und geputzten Mützen, Winterkränzen, bunten Kartenblättern, gefärbten Eier-

schaalen, Schnitteln von buntfarbigem Papier, besonders Goldpapier rc., und tragen diese Trophäen im Siegsgepränge in die Stadt oder in das Dorf, wo sie dieselbe vor einem Hause zum Zeichen ihrer Verehrung, jedoch in Erwartung einer Belohnung, abliefern. Sie singen auch wohl dazu, z. B.:

Nun haben wir den Dot ausgetrieben,
Und bringen den schönen Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mai,
Und der Blümchen Mancherlei.

In den ältern Zeiten wurde dieser Sonntag, Mitfasten, Mittelfasten genannt, in Saus und Braus, wie man zu sagen pflegte, zugebracht. Leckerbißchen aller Art, Speisen und Getränke wurden in der Fülle aufgetragen, um dem Leibe, wegen des langen Fastens, wieder einmal gütlich zu thun, und seine vorigen Kräfte wieder herzustellen.

Dieses Fest wurde aber nicht nur mit kostspieligen Mahlzeiten, sondern auch noch außerdem mit allerley Freudensbezeugungen, z. B. Lustschießen, Feuerwerken rc. beschlossen. Alles sollte ein Siegesfest vorstellen, weil sie den Dot besiegt, oder wenigstens ausgetrieben und verscheucht hätten.

In Nürnberg ging jeder Trupp, nachdem er den Tag über die Stadt durchzogen hatte, wenigstens in neuern Zeiten stille und einzeln nach Hause; bepackt mit Geschenken, die theils in Geld, theils in Waaren, z. B. Brot, Erbsen, Mehl rc. bestanden. Hilscher sagt, daß in Zwickau und an andern Orten die Kinder mit dem glückbringenden Baume zu-

rückgekommen sind, nicht mit Prezeln (von lateinischen pretium) oder gerundeten Broten, sondern auch, mit gekochten Erbsen welche die Deutschen insgemein alte Weiber nennen, beschenkt werden. Er führt aus Balth. Schnurr's Kunst-, Haus- und Wunderbuch S. 127, 155, folgende Stelle an: „Wenn sie hereinkamen, so ziehen sie in ein Haus ein, und gehen hernach Kinder und Mägde in dem Dorfe umher und tragen das stroherne Bild mit sich, das heißt der Todt und lassen es zu den Fenstern hereingucken, das ist eine Anzeigung, daß der Todt dieß Jahr über zu ihnen einkehren und etliche Heraushohlen will. Da geben ihnen die Leute häufig Geld. Wenn Edelleute beisammen sind, so gibt ihnen ein jeder einen Thaler, daß sie oftmahlen aus einem Hause, 5, 6 und mehrere Thaler bekommen. So läßt keine Wirthin, sie gibt 6, 9, oder 12 Silbergroschen für ein jegliches Kind, daß sie nur nicht sterben soll."

Von einigen wurde das Erbettelte sogleich Abends wieder verzehrt; sie machten sich, wie man sagt, einen guten Abend, und freueten sich das ganze Jahr schon darauf. Die Klügern erkauften für das erworbene Geld Kleidungsstücke, Schulbücher rc. für ihre Kinder.

Einige leiten die Sitte des Todaustragens aus dem Heidenthum her, und halten dafür, daß sie noch ein Ueberbleibsel von demselben wäre, welche die Neubekehrten beybehalten und fortgepflanzt haben. Sie berufen sich auf Spuren von ähnlichen Gebräuchen, die sich in den Schriften der Griechen und Römer finden.

Die Vestalischen Jungfrauen z. B. warfen jährlich einige Bilder in den Tiberstrom. Es waren Menschenfiguren von Binsen gemacht; dreyßig dersel-

ben wurden alle Jahre von dem Ponte Sublicio hinabgeworfen, um den Haß gegen die Argirer oder Griechen anzuzeigen, von denen sie die Benennung erhielten. Joh. Gebhard, Conrektor an dem Elisabether-Gymnasium zu Breslau, leitet die Gewohnheit des Baumtragens sogar aus den Zeiten des Homers her. Die Griechen hatten nähmlich, wie Suidas bezeugt, die Sitte an einem Feste, welches sie Pyanephia nannten, einen Oehlzweig mit Wolle und allerley Früchten behangen, herumtragen, und endlich vor der Thüre eines bestimmten Hauses niederzusetzen. In dem zwanzigsten Gesetz des Theodosianischen Codex, welches die Heiden betrifft, werden Dendrophoren, d. i. Baumträger angeführt, die den heidnischen Sitten und Gebräuchen noch ergeben waren.

Andere aber suchen den Ursprung dieser Sitte in der Abschaffung des Götzendienstes, und wollen ihn besonders in Pohlen und in den folgenden Begebenheiten gefunden haben.

Micislaus, erster Herrscher in Pohlen, kam blind auf die Welt. Als er plötzlich und wieder alles Vermuthen in dem siebenten Jahre seines Alters sehend wurde, prophezeihten die Wahrsager von ihm, er würde einst Pohlen außerordentlich erleuchten und beglücken. Und dieß traf richtig zu. Denn als er die Dambronika, eine Tochter des Boleslaus, Königs in Böhmen, zur Ehe bekam, so zeugte er mit ihr nicht nur einen längst ersehnten Thronerben, sondern nahm auch mit den Seinigen die christliche Religion an. Im Jahre 966 ließ sich Micislaus zu Gnesen öffentlich taufen, und zwar am vierten Sonntage Quadragesimä, welche der 17/7. März war. Er ließ zugleich einen Befehl ausgehen, daß

alle heidnischen Götzenbilder aus den Tempeln, Kapellen und Häusern weggeschafft, zur Stadt hinausgetragen, und in die nächsten Sumpfgraben, oder in das Wasser geworfen werden sollten.

Das Andenken an diese Begenheit wurde in Pohlen auf die gedoppelte Art jährlich erneuert. Erstlich zogen die Edelleute an diesem Sonntage, wann in den Kirchen das Evangelium gelesen oder gesungen wurde, ihre Schwerter zur Hälfte aus der Scheide; sobald aber der Chor zu singen anfing: „Ehre sey Gott in der Höhe!" ꝛc. so wurden die Schwerter wieder in die Scheide gesteckt.

Zweytens pflegten Knaben und gemeine Leute in Pohlen an diesem Sonntage Götzenbilder aus ihrem Wohnorte hinaus zu tragen, in einen Graben, Fluß, oder in eine Wasserlache und Pfütze zu werfen, sodann schnell in den Wohnort zurück zu eilen, und über diese Großthat laut zu triumphiren. An manchen Orten schleifte man die Götzenbilder zum Dorf hinaus, hing sie an einen Galgen, verscharrte sie tief unter die Erde, oder man verbrannte sie.

Der verstorbene Prediger Schmidbauer aber glaubte einen frühern Ursprung, und zwar in der deutschen Geschichte, entdeckt zu haben. Er sagt: „Im Jahr 965 hat Kaiser Otto der Erste dieses Namens, zugenannt Magnus, einen Befehl durch alle seine Länder ergehen lassen, daß hinführo alle Götzenbilder abgethan, und das Heidenthum abgeschafft werden sollen; worauf am Sonntage Lätare alle Bilder und Säulen abgebrochen und verbrannt worden. Damit auch dieses Gedächtniß bey den Nachkömmlingen erhalten werden möchte, haben sie jährlich an diesem Sonntage allerhand Bilder herumgetragen, und endlich in den Koth geworfen."

„Da nun dieser Kaiser Otto, fährt Schmiedbauer fort, mit dem Pohlnischen Micislao I. Kriege geführet, und ihn um diese Zeit durch zwey Schlachten zinsbar gemacht, wie Berger in seiner synchronistischen Universalhistorie der vornehmen europäischen Reiche und Staaten aus Schweder's Theatro Praedensino darthut; auch dieser Pohlnische Regent sich darauf mit einer Böhmischen Prinzessin, christlicher Religion, vermählet; so mag seyn (des Micislaus) oben angeführtes Verhalten wohl eine Folge von diesen getroffenen guten Anstalten, aber nicht die allererste Veranlassung gewesen seyn. Wir haben also nicht nöthig, in der ausländischen Geschichte die erste Quelle von der Sache zu suchen, da wir sie in der deutschen finden können; von da es sich nachher über Pohlen und Schlesien ausgebreitet, so wie in Sachsen, Bayern, Franken rc. ein gleiches geschehen ist. Mehrere Beweise bin ich nicht im Stande zur Aufklärung dieser Gewohnheit vorzulegen, aber vielleicht sind es noch andere im Stande."

Dieser Sonntag gehört zu den abergläubigen Tagen des Jahres.

Abergläubige sagen: „Das Brot, das an diesem Tage gebacken wird, sättige mehr, als anderes Brot;" weil an diesem Tage das Evangelium verlesen wird, worin die Begebenheit stehet, daß Jesus mit wenigem Brote fünftausend Menschen gesättiget hat.

Von andern hingegen wird es für einen unglücklichen Tag gehalten, weil er der Todtensonntag genannt wird. Es gab Götzen, die wie der Todt abgebildet wurden. J. J. Hoffmann führt in seinem Universal-Lexion aus des Sta-

tius Thebad. libr. 4. die Stelle wo von Morte saeva, in scopulis sedente geredet wird, an, und macht dabey die Anmerkung, daß er ein Idol oder Götzenbild in der Gestalt des Todes gewesen sey, welchem ehemahls bey den Gaditanern, ein Altar errichtet worden ist.

So wurde der Götz, welchen ehemahls die Wenden in der Lausitz unter dem Nahmen Flins verehrt hatten, wie der Tödt abgebildet.

Zum Schlusse erinnere ich noch, daß von dieser Volksfeyerlichkeit und Volkssitte das Volksfest wohl zu unterscheiden ist, welches der holde, liebliche blumenreiche May veranlaßte, wovon vielleicht zu einer andern Zeit geredet werden wird.

Erfindung der Barometer.

Die Barometer sind Werkzeuge, welche die Veränderungen in der Schwere der Luft anzeigen. Sie werden in einfache und zusammengesetzte eingetheilt; bey den ersten bedient man sich bloß des Quecksilbers, bey den letztern aber braucht man außer dem Quecksilber noch eine andere leichtere Flüssigkeit, um das Steigen und Fallen empfindlicher und die Veränderungen in der Schwere der Luft merklicher zu machen. Die Veranlassung zur Erfindung des Barometers gab die kurz vorher entdeckte Schwere der Luft. Torricelli, ein Schüler des berühmten Galiläus aus Pisa, und Leibarzt des Großherzogs zu Florenz, dachte nähmlich dieser Entdeckung weiter nach, nahm statt des Wassers Quecksilber, und füllte damit eine

gläserne Röhre an, die oben zugeschmolzen unten aber offen war; die Oeffnung verschloß er mit dem Finger, setzte dann die Röhre in ein anderes über zwey Zoll tief mit Quecksilber angefülltes Gefäß, that dann den Finger von der Oeffnung weg, und sobald das in der Röhre befindliche Quecksilber jener im Gefäße berührte: so fiel das Quecksilber in der Röhre bis auf eine gewisse Höhe herunter, und ließ einen luftleeren Raum zurück. Dieß war der Ursprung der Barometer, deren sich Toricelli vornähmlich bediente um dadurch die Größe von der Schwere der Luft abzumessen und womit bereits 1643 zu Florenz und Rom Versuche gemacht wurden. Bis jetzt hatte Toricelli aus dem Barometer nur erkannt, daß das Quecksilber in der Röhre mit der Luft im Gleichgewichte stehe; als er 1646 den Versuch mit einer vier Schuh langen Glasröhre wiederholte; so bemerkte er auch, daß das Quecksilber in der Röhre zu verschiedenen Zeiten nicht einerley Höhe behielt, und schloß daraus, daß die Luft nicht immer einerley Schwere habe, sondern zu der einen Zeit leichter und zu einer andern Zeit schwerer sey. Andere hingegen behaupteten: Toricelli habe noch nicht gewußt, daß das Barometer die Veränderungen in der Schwere der Luft anzeige, sondern Otto von Guericke, der Bürgermeister zu Magdeburg war, habe diese Entdeckung zuerst gemacht. Im Jahre 1648 stellte der Franzos Perier mit zwey Barometern, nähmlich mit dem einen an dem Fuße eines Berges, und mit dem andern auf einem Berge in Auvergne Versuche an, wodurch er erfuhr, daß die Luft auf der Höhe des Berges bey weitem nicht so stark auf das Quecksilber drücke, als unten im Thale: woraus er den Schluß machte, daß die Luft um so viel leichter sey, je hö-

her sie über der Erde sey. Daß das Steigen und Fallen des Quecksilbers in dem Barometer einigen Bezug auf die Veränderung der Witterung habe, entdeckte Otto von Guericke zuerst, wie aus einem seiner Briefe vom Jahre 1661, den er an den Caspar Schott schrieb, erhellet. Er setzte nähmlich über das Quecksilber in der Röhre ein kleines hölzernes Männchen welches mit dem Quecksilber stieg und fiel, und mit seinem Finger zugleich die Veränderung in der schwere der Luft und die damit verknüpfte Veränderung in der Witterung anzeigte.

Das zusammengesetzte Barometer, bey dem man die Röhre nicht nur mit Quecksilber, sondern auch noch mit einer andern gefärbten leichten Flüssigkeit anfüllt, erfand Cartesius zuerst. Huygens, der auch von selbst darauf verfiel, verbesserte solches, verdoppelte die Röhren und vermischte das Wasser, damit es nicht frieren möchte, mit dem sechsten Theile Scheidewasser. Robert, Hooke, de la Hire, und besonders Amontons, der die Röhren auf eine besondere Art verdoppelte, suchten Huygens Erfindung noch vollkommener zu machen.

Das Barometer, welches der Engländer Robert Hooke erfand, unterscheidet sich von den andern dadurch, daß die Röhre unten gekrümmt ist, und auf dem Quecksilber ein Gewicht liegt, welches steigt und fällt, wie das Quecksilber in der obern Röhre steigt und fällt. Das Gewicht ist an eine Seite gebunden, die um eine kleine Welle gewunden ist, und ein Gegengewicht an dem andern Ende hat. An der Welle ist ein Zeiger befestiget, der sich mit ihr an einer genau abgetheilten Scheibe umdreht.

Das leuchtende Barometer hat Pikard 1675 zuerst entdeckt.

Das See- oder Schiffsbarometer ist ebenfalls eine Erfindung des Engländers Robert Hooke; es ist so eingerichtet, daß ihm keine Bewegung des Schiffes etwas schadet. Die Veranlassung zu dieser Erfindung gab ihm die Bemerkung, daß das Drebbelsche Thermometer von der Veränderung der Schwere der Luft auch eine Veränderung leide, das Florentinische Thermometer hingegen nicht. Hook's Erfindung wurde 1702 bekannt. Die Kunst, ein Schiffsbarometer ohne Quecksilber zu verfertigen, erfand Amontons um 1705. Das eiserne Schiffsbarometer ist eine Erfindung des Herrn Blondeau.

Unter den Barometern ist auch noch die Atmosphären-Wage zu bemerken, die Magelham (andere schreiben Magellan) 1765 erfand. Sie zeigte die Abwechslungen in der Atmosphäre und die Verschiedenheit der gewöhnlichen Luft auf eine sehr merkliche Art an.

Ein Windbarometer erfand Herr Wilkes. Unter den Reisebarometern ist das von De Luc, welches Herr J. F. Luz verbessert hat, das beste. Wer mehrere Arten der Barometer genauer kennen zu lernen wünscht, dem ist folgende Schrift zu empfehlen: Vollständige und auf Erfahrung gegründete Beschreibung aller Barometer; von Joh. Friedr. Luz. Nürnberg und Leipzig, 1785.





